

Die Insel Felsenburg.

Druck und Papier
von Fr. Vieweg und Sohn
in Braunschweig.

Die Insel Felsenburg

oder

wunderliche Fata einiger Seefahrer.

Eine Geschichte

aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Eingeleitet

von

L u d w i g T i e c k .

Erstes Bändchen.

Breslau,

im Verlage von Josef May und Comp.

1 8 2 8 .

V o r r e d e

zur

neuen Ausgabe der Insel Felsenburg.

— Ein Freund, mit dem ich in den wichtigsten Sachen einig bin, und eben deshalb oft von seiner Meinung dennoch abweiche, trat herein, und rief, indem er diese Ueberschrift sah: Wie? auch dieses alte Buch soll neu gedruckt werden? ist denn noch nicht der schlechten Leserei sogenannter Romane genug? Diese alte Robinsonade, diese weitläufige, umständliche Geschichte, die schon bei unsern Eltern sprichwörtlich ein schlechtes Buch bedeutete, soll wieder in einem neuen Gewande, welches das Flickwerk nur schlecht verbergen wird, auftreten? Und Sie haben nichts Besseres zu thun, als zu einer so vergessenen oder berücktigten Waare eine Vorrede und Einleitung zu schreiben? —

— Ich habe es dem Berleger, meinem Freunde, versprochen, der mich darum ersuchte; antwortete ich, ohne jene Berlegenheit in der Miene, die der zürnende Freund wahrscheinlich erwartete. —

Und doch, fuhr jener fort, sind wir Beide längst darüber einig, und haben es oft gemeinsam beklagt, daß diese Flut unnützer Bücher immer mehr anschwillt, daß auch die geringere Menschenklasse, Diensthoten und Bauern in so vielen Gegenden, Kinder und Unmündige, Mädchen und Weiber, immer mehr und mehr in diesen verschlingenden Wirbel hineingezogen werden: daß das Bedürfniß, die Zeit auf diese Weise zu verderben, immer mächtiger wird, und daß auf diesem Wege Character, Besinnung, Empfindung und Verstand, die besten Kräfte des Menschen, vorzüglich aber jene Frische der Unschuld, ohne welche der Begabte selbst nur ohnmächtig erscheint, nothwendig zu Grunde gehen müssen. — Oder halten Sie denn etwa diese weitschichtige Felsenburgische Chronik für so vortrefflich, daß ihre Erneuerung nothwendig und ein literarisches Verdienst wird? Ihre Vorliebe für das Alterthümliche und Unreife ist mir zwar bekannt, aber diese Bücher, in die ich nur flüchtige Blicke geworfen habe, werden Sie doch gewiß nicht jenen Heldenliedern, oder Liebesdichtern des Mittelalters, oder den wenigen

originellen Erfindungen beizählen wollen, die unsere Vorfahren, mit weniger Bärtlichkeit begabt, als die frühere Zeit, so hoch hielten? —

Der Fragen, sagte ich, sind zu viele, um sie schnell zu beantworten, da überdies in jeder dieser Fragen wieder andere neue enthalten sind.

Fr. und. Erörtern Sie, welche Sie wollen, wenn Sie mir die Antwort nur nicht überall schuldig bleiben. Ist wohl jemals so viel gelesen worden, als heutzutage? Ist je so viel Unnützes, Geschmackloses geschrieben? —

Kann sein.

Fr. Soll dies nicht die Menschen von besserer Beschäftigung abhalten? —

— Möglich; haben Sie doch auch manches unnütze Buch gelesen, von mir zu schweigen, der ich weniger gewissenhaft bin, als Sie.

Fr. Eifern Sie nicht aber selbst genug gegen das Schlechte und Mittelmäßige?

— Vielleicht zu viel, weil es unnütz ist, immer den höchsten Maßstab anzulegen. Wer seine Familie heutzutage nur von einem Titian will malen lassen, wird sein Geld in der Tasche und seine Leinwand ungefärbt behalten.

Fr. Sie sind heute wieder vom Geist des Wider-

spruchs beseelt, und freilich, wenn man durchaus Recht behalten will, so kann einem dies Vergnügen nicht entgehen.

— Aber warum so ungeduldig? Ist es denn Unrecht, selbst wenn ich mit Ihnen in der Hauptsache einverstanden wäre, auch von andern Seiten den Gegenstand zu betrachten? Wie in einem Prozesse auch die Umstände hervor zu heben, welche die Anklage mildern, den angeklagten Theil wenn auch nicht rechtfertigen, aber frei sprechen, doch entschuldigen könnten? Mich dünkt, dann erst wären wir ganz und unpartheiisch des Gegenstandes Meister. —

Fr. Ist das auch bei einer Sache nöthig, die längst abgeurtheilt, wo die Akten schon seit Jahren geschlossen sind?

Zuweilen hat sich auch in entschiedenen Prozessen ein Irrthum versteckt, der den Forschenden wohl schon sonst veranlaßt hat, die längst ausgemachte Sache vor ein neues Urtheil und eine neue Untersuchung zu citiren.

Fr. Meinethalben. So will ich Ihnen auch glauben, daß Griechen und Römer, so wie die kräftigen Menschen des Mittelalters, so viel gelesen haben, als wir, ob sie gleich die Presse noch nicht erfunden hatten; so will ich ebenfalls zugestehen, daß es nicht möglich sei, daß

ein Volk durch diesen lesenden Müßiggang sich schwächen und am Ende ganz verderben könne; ich will glauben, daß das Lesen unbedingt etwas Heilsames und diese Roman = Literatur vortrefflich sei, und ich beklage nur, daß ich meinen Irrthum und Widerwillen größtentheils aus Ihren Gesprächen geschöpft habe. —

Warum so heftig? Können Sie sich denn mit der Meinung vertragen, daß irgend etwas Großes in der Geschichte aus einer einzigen Ursach hervorgegangen sei? Ist eben nicht das nur eine wahre Begebenheit, ein wirkliches Schicksal, was an tausend sichtbaren und unsichtbaren Fäden hängt, und Vorzeit und Gegenwart verknüpft? Waren Gelehrsamkeit, Bildung und Theologie, bei den spätern Byzantinern mit der traurigsten Scholastik, Disputirsucht und der schlechtesten Sophistik vermählt, auch bis zum Abgeschmackten und Nichtigen herabgesunken: so hat doch diese Entartung der geistigen Kräfte gewiß nicht das Kaiserthum gestürzt. Grund und Boden muß schon längst untergraben sein, wenn das Vaterland, so wie damals, verloren gehen kann, und jene geistlose Gelehrsamkeit kann alsdann wohl als ein Symptom der Krankheit, nicht aber für die Krankheit selber gelten. Sollte Athen wohl an seinen Komödien oder dem Ueberflusse seiner Bildsäulen sich vernichtet haben?

Eben so wenig als eine Anzahl von Schriftstellern die französische Revolution hervorbringen konnte. Wie Ursache und Wirkung sich gegenseitig bedingen, und im Verlauf der Begebenheit ihre Stelle wechseln, wie ein Ding des andern Spiegel wird, und der Weise oder Geschichtsforscher mit Kennerblick auch im Fuß die Figur der Pallas erräth und entziffert, ist freilich eine andere Frage und Untersuchung.

Fr. Um uns nicht zu weit von unsern Romanen zu verschlagen, — ist es denn nicht eine Seelenkrankheit, die unser Zeitalter charakterisirt, eine Art von Blödsinn oder Geisteschwäche, ein Bedürfniß in sich zu erzeugen und zu nähren, das die Menge zu Büchern und Zeitschriften treibt, die so unverholen schlecht sind, daß viele der Genießer ihre Erbärmlichkeit kennen, und so im Zusammenschuß der Naivität mit der Naivität der Beschauer draußen ein fast rührendes Schauspiel genießen kann, wenn er sich nicht daran ärgern will? —

Manchmal sich ärgern, zuweilen gerührt sein, dann wieder lachen, und es größtentheils ganz vergessen und selber nicht mit lesen, ist wohl das Beste. — Uebrigens meine ich doch, die Zeiten sind mehr in Rücksicht der Bedürfnisse der Menschen, als in Ansehung der Menschen selbst wesentlich verschieden, und wenn nur die großen

Verhältnisse der Regierung und Verfassung dem Richtigen nahe bleiben, so gleichen sich, nach längeren oder kürzeren Schwankungen, die geringeren von selbst wieder aus, und man darf von diesen weder zu viel Heil, noch zu schädliches Unheil erwarten. Gelesen ward immer, Gutes und Schlechtes. Und welches von beiden sollen wir schlecht oder gut nennen? Erleben wir nicht oft, daß das beste Buch unter den Augen des Lesenden ein schlechtes wird, weil es dessen körperlichen Augen an den geistigen fehlt? Ganze Zeitalter und Nationen dürsten nur aufrichtig sein, um den Homer und Sophokles den elendesten Scribenten beizugesellen. Es ist auch mehr oder minder schon öffentlich geschehen. Gibt es nicht noch Menschen, die sich Geist zuschreiben, welche die Nibelungen nicht begreifen und verwerfen? Wie lange blieb Hamann unverstanden? Ist nicht zu unseren Zeiten Calderon gewissermaßen wie eine verlorne Insel neu entdeckt worden? Und haben Sie es nicht erlebt, daß in der Einsamkeit des Landes, oder auf der Reise, im Gebirge, Ihnen ein zufällig gefundenes Buch, selbst wenn es nicht zu den besseren gehörte, ungemein tröstlich und lehrreich werden konnte? Eben so in verwirrten, zu lebendigen Gesellschaften, wo, wenn alles geistreich, scharfsinnig, vielseitig, höchst gebildet, durch und an einander

rennt, und unbeantwortete Fragen sich kreuzen, und Urtheile sich übereilen, und neue Ansichten hundert verwirrende Perspectiven bilden: wie gern nimmt man auch dort den trivialen Mann in ein ruhigeres Fenster, und erbaut sich an seinen mäßigen Gedanken wie an tiefer Weisheit! Dürfte man irgend ein Buch in diesem Chaos aufschlagen und lesen, so würde uns fast jedes ein Si-
rach dünken.

Fr. Jetzt sind wir in das Gebiet der Sophismen gerathen. Denn so giebt es freilich weder gute noch schlechte Bücher, und die Auslegung ist älter wie der Text. —

Wie immer; und wie kann es anders sein, da jeder Text nur die Bestätigung einer frühern Auslegung wird? Woher käme er sonst? Erst, wenn er anfängt mißverstanden zu werden, kommt ihm eine spätere Ausdeutung zu Hülfe.

Fr. In dieser scheinbaren Antwort liegen mehr Fragen, als in meinen ersten, mit welchen ich Sie bestürmte. Lassen wir dergleichen Räthselspiele und bleiben wir bei unserer eigentlichen Aufgabe stehen, die, beim besten Willen, vielleicht keinen sonderlichen Ziessinn zulassen dürfte.

Sprechen wir also mit Leichtsin. Wenn wir den

rechten antreffen, dürfte er von seinem ernstblickenden Bruder nicht so gar weit entfernt wohnen.

Fr. Sie äußerten, es wäre immer viel gelesen worden. Auch zu jenen Zeiten, als die süßen Legenden von Tristan, die heitern von Gawain und Iwain, oder die tief sinnigen von Titirel, die damals gebildete Welt bewegten und entzückten?

Wenn das Volk selbst, so wie der Bauer und die Knechte, nicht gerade viel lesen, so hörten sie doch oft die großen Sagen von Siegfried und Dietrich, von Bänkefängern auf Jahrmärkten und Kirmsen, in den Winterstuben und bei ihren fröhlichen Gelagen absingen. Zum Lesen, auch wenn sie die Buchstaben gekannt hätten, hatten sie freilich die Zeit nicht. Denn jedem Jahrhunderte und Menschenalter ist seine Zeit auf eine, ihm eigenthümliche Weise, zugemessen, und wenn jene früheren Menschen also nicht ihre Zeit im Sinn der gegenwärtigen verdarben, so möchte ich ihnen das nicht zum Verdienst anrechnen.

Fr. Und warum nicht? Und warum fehlte ihnen Zeit zum Lesen, selbst wenn es so viele gekannt hätten, wie in unserm Jahrhundert?

Weil sie zum Leben selbst mehr brauchten. Und so wie es Zeiten gab, wo man sich ohne Geld behalf, wa-

ren Buch und Lesen damals nicht so, wie jetzt, ein Zeichen für das Leben, eine Quelle des Unterrichts, eine Anregung aller Kräfte, der religiösen so gut wie der heiteren, wie in unsern Tagen. In einer belagerten Stadt, wo man jede Minute Sturm und Eroberung fürchtet; am Toge eines glänzenden Festes, wo die Menge sich drängt, den Einzug eines geliebten Fürsten zu sehen; auf Jahrmärkten, wo jeder sieht, kauft und genießt, werden auch jetzt nicht viele Bücher aufgeschlagen. Eben das Leben nahm damals die Zeit, auch des Geringsten, ganz anders in Anspruch. Die Kirchenfeste, die Prozessionen, die Turniere, die Aufzüge der Ritter und Gilben, das Schönbartlaufen, das Scheibenschießen, Waffenübungen, die ländlichen Belustigungen, die Reisen der Dienstknechte und Lehnsleute, die Religion und ihr Cultus: nicht zu vergessen, daß Erfindungen und Maschinen damals bei vielen Arbeiten und Gewerken, nicht wie bei uns, viele Zeit ersparten, und daß der Mensch bis zum Niedrigsten hinab mehr öffentlich und im Staate, auf dem Markt und in den Versammlungen oder Schenkhäusern lebte, von einem nahe liegenden wichtigen Interesse durchdrungen, daß er auf tausend Fragen Rede und Antwort geben mußte, und also unmöglich — den Klosterbruder abgerechnet — darauf fallen konnte, seine Zeit so einzuzhei-

len, wie heute, wo man ihm alles dergleichen erspart, ihm aber zugleich alle jene Ergößlichkeiten oder Erholungen genommen hat. Es ist ganz natürlich, daß der Mensch sich auf das Hausleben, auf Genuß an sich selbst zurückzieht, und daß er sich in seinen müßigen Stunden von seinen Romanziers ergößen läßt, so wie auch damals jede Zunge die Helden nannte, welche die Dichter verherrlicht hatten.

Fr. Sie mögen Recht haben; aber alles dies berührt meine erste Frage und Anklage immer noch nicht.

Und gab es denn damals nicht auch viele unnütze und anstößige Lieder? so viele Frechheiten, wie die neuere Zeit sie nur irgend ausgeborn hat, um sich selbst zu beschämen? Und von denen in jener frühen Zeit, die auch dergleichen nicht auswendig lernten und sangen, werden nicht dennoch viele von diesen ganz Unwissenden in der Nothheit selbst und in wüsten Gelagen, in schlechtestem Wandel und Berruchttheit untergegangen sein?

Fr. Sie weichen mir immer mehr aus. Es ist hier nicht vom Unabänderlichen die Rede, sondern von dem, was sein soll, was frommt, sich geziemt und nützt.

Ich wollte nur andeuten, daß ich mich nicht davon überzeugen kann, daß unsere Zeit schlimmer sei, als eine frühere: am wenigsten durch Bücher. Denn als sich früher

die Welt in Krieg und Frieden auch schon zu beschränkteren Ansichten wandte, und damit zugleich der höhere Glanz der Poesie erlosch, — damals, als jene Unzahl der prosaischen Ritter = Romane entstand, jene Folianten, die von den Gebildeten so fleißig gelesen und wieder gelesen, und in alle Sprachen übersetzt wurden, — diese Dichtungen können uns so wenig ergötzen, daß wir im Gegentheil nicht begreifen, wie sich unsere Vorfahren mit ihnen die Zeit vertreiben konnten.

Fr. Sind sie denn eben schlechter, oder auch nur langweiliger, wie Tausende von neueren Büchern?

Gewiß nicht, und es wird sich nur die obige Bemerkung bestätigen, daß die meisten Schriften nur ein Bedürfniß der Zeit befriedigen, was aber doch, wenn es ein wahres Bedürfniß ist, befriedigt werden muß, mag eine spätere Kritik auch dagegen einzuwenden haben, was sie will, so wie die Aerzte ehemals und jetzt gegen Gewürze und Wein vergeblich geeifert haben.

Fr. Bedürfniß! Ist es denn nicht Pflicht, auch dieses zu bewachen, und zu Zeiten einzuschränken? Mag man über Wein und Gewürze hin und her streiten, könnte man aber dem unglücklichen Volke den vergiftenden, zu wohlfeilen Branntwein durch Gesetze nehmen, so würde ohne Zweifel unsere Zeit einen wesentlichen Vor-

theil erringen, und dadurch mehr thun, als hundert moralische Bücher und Anstalten.

Ganz gewiß, und die Gesetzgebung wäre dazu verpflichtet, wenn sie nur zugleich das alte, gesunde Bier zu wohlfeilen ehemaligen Preisen, so wie die früheren ermäßigten Abgaben, herstellen könnte. Dann würde jene Vergiftung von selbst wegfallen, — und wie viele schlechte Leserei, könnten wir das gesündere, fröhlichere Leben der Vorzeit wieder in unsere Städte hinein führen.

Fr. Und hiemit wäre denn unser Gespräch eigentlich zu Ende?

Warum? Wir können unsern Streit, der eigentlich keiner ist, vielleicht noch inniger ausgleichen. — Sie werden mit mir überzeugt sein, daß jedes Zeitalter nur wenige ächte Dichterwerke hervorbringen kann. Ist zugleich eine echte Schule, wie bei den Griechen, begründet, so werden sich mehr große Meister zeigen, und sehr vieles, was man nicht dem Höchsten und Vollendetsten beigesellen darf, wird doch den Stempel einer Großheit tragen, der es wieder unabwäglich als Anhang, Erklärung und Verherrlichung des Besten, dem Zeitalter sowohl als der Nachwelt nothwendig macht. — In den späteren Jahrhunderten und bei den neueren Völkern hat eine unbestimmte Sehnsucht, aus welcher ein wechselndes Bedürf-

nist und vielfach wandelnde Stimmung entstanden sind, die Schule erfassen müssen; und daraus erklärt sich die Erscheinung von selbst, daß uns nicht nur das langweilt, was vor hundert oder zweihundert Jahren die Welt entzückte und begeisterte, sondern wir nehmen auch wahr, daß oft kaum dreißig, dann zwanzig und zehn, und neuerdings wohl nur fünf Jahre und noch weniger dazu gehören, um unbegreiflich zu finden, wie ein Buch, welches allgemein gefallen hat, nur irgend interessiren konnte.

Fr. Man will ja bemerken, daß dies mit vielen schon von Messe zu Messe eintreten soll. Dann aber, dachte ich, verlohnte es sich gar nicht mehr der Mühe, über diesen Gegenstand zu sprechen.

Ueber Bücher, die bloß Mode sind, und weiter nichts als Mode, gewiß nicht. Lehrreich aber möchte es sein, jenen Wechsel von Stimmungen und sich verändernden geistigen Bedürfnissen, von einem höhern Standpunkte aus zu betrachten; geschichtlich diesen Wandel und seine innere Nothwendigkeit zu erforschen, um zu erfahren, was der Geist gemeint oder gesucht habe: um auf diesem Wege die echte Geschichte des Menschen und der Staaten, so gut wie die der Poesie zu vergegenwärtigen: statt daß wir seit langer Zeit Alles haben liegen lassen, was uns nicht unmittelbar interessirt oder beim ersten Anblick verständlich ist.

und so selbst wieder in der Geschichts = Ansicht einem kleinen Zeitgeist, einer vorübergehenden Stimmung, einem wechselnden Bedürfniß, ja einer nichtigen Mode dienstbar sind, ohne diese traurige Knechtschaft in unserem Hochmuth auch nur im mindesten zu ahnen.

Fr. Deutet Voltaire nicht einmal eine ähnliche Forderung für die Geschichte an?

Seine eigenen Mode = und Galanterie = Waaren hat er uns allerdings, als Patent = Arbeiten für die Ewigkeit, mit ähnlich lautenden Worten einschwärzen wollen.

Fr. Freilich also sinken dann Bücher, Gedichte, Romane zu Fabricaten herab, und müssen ganz aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden.

Warum sinken? Soll es denn etwas Geringeres sein, ein gutes Buch — wenn es auch nicht Jahrhunderte überdauert — seinen Zeitgenossen in die Hände zu geben, als gesundes Getreide zu erzeugen, Wolle und Tuch hervorzubringen und zu fabriciren, das Erz aus den Bergen zu graben, oder Kinder zu Soldaten und Staatsbeamten zu erziehen? Gehn Sie nur zum berühmten Walter Scott in die Lehre, und nehmen Sie von jenem merkwürdigen Selbstgeständniß in seiner Vorrede Unterricht. — Und trifft denn diese Ansicht etwa nur diese Seite der Literatur? Von der Geschichte habe

ich Ihnen schon vorher meine Meinung merken lassen: diese lag wohl mehr im Argen als die Romane. Wenden wir uns aber zu jener Zeit, als bald nach Erfindung der Druckerkunst eine hochwichtige Angelegenheit zuerst Deutschland, und bald darauf ganz Europa in heftige Bewegung setzte. Wem könnte es einfallen, von dieser eben so großen als nothwendigen Umwandlung, oder von der Anbacht selbst und der Anschauung des Göttlichen auf geringe Weise sprechen, oder gar, wie es wohl auch einmal Mode war, darüber scherzen und spotten zu wollen? Mir an: wenigstens; und die neueste Mode verbietet es auch der Menge und den Tageschriftstellern. Doch schlagen Sie einmal in den Bibliotheken die unzähligen Bücher jener Tage auf, in denen — die trefflichen natürlich abgerechnet — die widrigste Polemik schreit und tobt, die widerwärtigste Erniedrigung vor dem Schöpfer ekelhaft kriecht, winselnde Demuth Unsinn ächzt, und gottlose Knechtschaft und Thierheit sich für Andacht und Gottseligkeit ausgiebt. Verzweifelnd wendet man sich von der Menschheit ab, wenn man bedenkt, daß Tausende viele Jahre hindurch nur in diesem Wust und in dieser finstern Verwirrung ihren Trost und ihr Heil suchten und fanden. Und ist es nachher, ist es in unsern Tagen nicht in vieler Hinsicht eben so geblieben? Wie vielen

Überwiegend, wie viel Unchristliches, Gottloses und die Menschheit Erniedrigendes kann der Forscher, der sich diesem Geschäft hingeben mag, aufzreiben? Ja, so vieles, was recht sichtbar und mit Anmaßung auf der Oberfläche schwimmt, was Jeder kennt, was Viele begeistert, und welches Mancher der Gemäßigten mit einer Art von furchtsamer Achtung doch halb gelten läßt, wenn er es auch nicht billigen kann, gehört diesen Regionen der finstersten Finsterniß an. Können Sie mit nun viele Romane nennen, -- die ganz vergifteten ausgenommen -- die schlimmer, abgeschmackter oder schädlicher wären, als diese angeedeuteten Erzeugnisse, die sich eine so vornehme Miene geben?

Fr. Somit käme freilich alles auf eine Linie zu stehen.

Mit nichten; ich mache Sie nur darauf aufmerksam, wie jedes Bedürfniß seine Befriedigung sucht. Auch der Trieb, die Wahrheit zu erkennen, nach dem heitern Licht, nach dem Tiefsinn, oder dem rein Menschlichen und Guten, offenbart sich oft in den schwachen Productionen harmloser Menschen, und diese haben gerade Kraft genug, auch andere zu beseuern, die ebenfalls nicht mit mehr Stärke ausgerüstet sind.

Fr. Wenn man die Sachen so geschichtlich betrachtet, so geht freilich die eigentliche Kritik unter.

Doch nicht; sie muß nur nicht zu früh anfangen wollen. Ein wahres Buch bezieht sich auch doppelt, zunächst auf sich selbst, dann aber auch auf seine Zeit, und beides muß sich innigst durchdringen. Ist aber unser Urtheil selbst nur aus der Zeit erwachsen, so verstehen wir das Werk des Genius niemals, welches eine neue Zeit, und natürlich auch eine andere Mode, durch seine Großartigkeit erschafft. Und so sind es auf der andern Seite oft die dunkeln, verhüllten Ahnungen, unausgesprochene qualende Stimmungen, Gefühle und Anschauungen die der Worte ermangeln, und die der große Autor ihrer Qual entbindet, indem er ihnen für Jahrhunderte die Zunge löst; ein ganz nahe liegendes Verständniß, welches keiner finden konnte, macht der Genius zum innigsten Bedürfniß seiner Welt, und giebt so dem Worte seine Schöpferkraft wieder, die es noch nie verloren hat.

Fr. So könnte man vieles Dichten wie ein Erlösen von dunkeln Gefühlen, anders wie ein Erobern heiterer Lebens Elemente ansehen, Manches wie ein Schaffen von neuen Geräthen und Genüssen, die der Mensch um sich stellt, um an Glanz und Freude sein trübes Leben zu erheitern, und so möchte man z. B. den Cervantes als einen Helden ansehen, der sich um die Menschheit

Lorbeer und Bürgerkrone verdiente, indem er sie von der Längenweile und der falschen Poesie der Ritter- und Liebes-Folianten auf immer befreite.

Hat er sie wirklich davon befreit? Sehn wir nicht, daß dieselbe Muse, selbst ganz kürzlich, nur in Octav und bessern Druck hineingeschlüpft ist? Und glauben Sie nicht, daß der Ueberdruß zur Zeit des Cervantes schon da war, und das Bewußtsein sich in den Bessern regte?

Fr. Kann wohl sein, indessen sagt man doch allgemein, daß wir diesem Widerwillen, der sich kund geben wollte, dieses herrliche Buch zu danken haben.

Ich glaube, daß der edle poetische Cervantes selbst lange Zeit ein Liebhaber dieser Ritterbücher war, und auch in seinem Alter, als er seinen Manchamer beschrieb, seine Vorliebe noch nicht ganz hatte aufgeben können. Was er im ersten Theile des Don Quixote dem Kanonikus in den Mund legt, ist wohl ganz seine eigene Meinung, und das Gelüßt, selbst eine solche Rittergeschichte zu dichten, sieht ihm ganz ähnlich. Wie viel kommt doch auf die Zeit an, in welcher ein großer Dichter lebt! Der echte alte Rittergesang war längst abgeblüht, diese Ritterromane waren nur ein todter Niederschlag jener früheren wundervollen bunten Dichtung, willkürlich und fast ohne Bedeutung war Zauber und übernatürliche Kraft

hier aufgenommen, und schlecht mit den Begebenheiten verbunden; die Liebe klang noch wie ein Echo edlen Gesanges in die verwirrte Masse hinein. Die Beschreibung der Kämpfe und Schlachten ist auch viel ermüdender und lebloser, als in den alten Liedern, weil die Verfasser der wirklichen Anschauung schon ermangelten. Kannte Cervantes die alten, schönen Gesänge, und hätte eine ähnliche Dichtung seiner Zeit und seinem Lande irgend angeeignet werden können, — wer kann bestimmen oder ausmessen, wie viel ein Genius, wie dieser, in jener epischen Poesie hätte ausführen können.

Fr. Ein großer Mann — so habe ich öfter gehört — hat den Ausspruch gethan, Don Quixote habe darum seine Zeit so gewaltig bewegt und allgemeines Glück gemacht, weil er den Enthusiasmus so wüthig verspottete und eine ältere schönere Zeit und deren poetische Kräfte verhöhnete.

Auch ich habe diesen Ausspruch vernommen und, ehrlich gesagt, nicht verstanden, oder Don Quixote und Cervantes selbst erscheinen mir in einem falschen Lichte. Daß eigentliche Ritterthum war schon lange vor Cervantes untergegangen. Welche trübselige Zeit erschlaffte Deutschland schon vor Maximilian; in Frankreich hatten die Bürgerkriege Noheit und Grausamkeit zu alltäglichen

Erscheinungen gemacht; Italien, in welchem mit einigen edlen Geschlechtern die Künste zugleich blühten, hatte von je diese Poesie des früheren Jahrhunderts weniger ergriffen, und Ariost spottete schon auf seine Weise über das Ritterthum; in Spanien selbst war am meisten noch jene ältere Begeisterung zu finden, die sich aber nach völliger Bezwingung der Mauren mehr in Zügen und Reisen nach der neu entdeckten Welt erschöpfte. Jene Tage, in welchen Lichtenstein und Eschilbach, Gottfried und Hartmann von der Aue so ritterlich von Liebe, Frühling und Wundern, ihrer Gegenwart allgemein verständlich, singen durften, waren längst vergessen; jene Gebilde, Sitten und Gesinnungen waren schon seit vielen Jahren in Unglück, Bürgerkriegen und nüchterner Rohheit, die schon in demselben Jahrhundert, als jene glänzenden Gebilde entstanden, diese verschlangen, zur erblassenen Lüge geworden, und die lassende Erfindung gerieth eben deshalb in das Ungeheure, Maaßlose und Thörichte, weil sie in der Gegenwart nirgend mehr die belebende Wahrheit antraf. Außerdem bezweifle ich aber auch, ob etwas anderes als Enthusiasmus selbst einen so allgemeinen und dauernden Enthusiasmus hervorbringen könne, als dieses große Werk des Cervantes damals erregte, so wie es noch immer mit derselben ungeschwächten Kraft

wirkt. Auch ist es das Wunderfame dieses einzigen Buches, daß man die Hauptperson eben so sehr verehren wie belachen muß, und daß beides fast immer zusammenfällt, so daß er in unserer Imagination, so sehr er auch Parodie ist, doch zum wirklichen Helden wird. Zugleich spricht sich in diesem Werke eine so echte Begeisterung für Vaterland, Heldenthum, den Soldatenstand, das Ritterwesen, Karl den Fünften, Geschichte, Liebe und Poesie aus, daß viele Erfaltete sich wohl eher an diesem Enthusiasmus erwärmen, als die Glühenden daran erkalten könnten.

Fr. Die außerordentliche Wirkung dieses echten Gedichtes ist auch wohl daraus abzuleiten, daß es endlich einmal, nach vielen Jahren, Wirklichkeit, das Alltägliche, Gegenwärtige, unverkünstelt hinstellte, ohne falschen Schmuck, und daß dieses doch zugleich das Wunderbare und die Poesie war. —

Die Erscheinung ist um so auffallender, weil man in Spanien noch fortfuhr, jene falsche Poesie, jenes unechte Wunderbare zu lieben, welches Cervantes ja so wenig hat verdrängen können, daß der herrliche Calderon noch diese Farben in seinen frischen Märchengemälden hat anwenden können. Die unsinnigste Erfindung, das Schloß der Kindabridis, hat er zur Dichtung brauchen können,

in welcher man aber sieht, daß die Bekanntschaft mit dem tollen Roman vorausgesetzt wird. Sehn wir auf Frankreich, so lebten und entzückten ja noch lange jene weit-
 ausgezogenen Romane, die zwar nicht immer Ritter
 und ihre Zweikämpfe und befreundeten Zauberer schilderten,
 wohl aber in mehr oder minder kennbaren Verkleidungen die
 Intriguen des Hofes Ludwigs des Dreizehnten und Vier-
 zehnten, die kleinen Eitelkeiten der Damen, süßliche Senti-
 mentalität, schwachtende Liebhaber, und eine weitschichtige
 redselige Politik und galante langweilige Moral vortru-
 gen, die wahrlich, wenn man die Summe ^{der} ~~der~~ noch
 armseligere Bücher dick angeschwellt haben, als nur je-
 mals der Inhalt jener verbrannten Romane in der Bi-
 bliothek des Manichäers war. Und dieselben Hofleute,
 Gelehrte und gebildeten Damen, die geistreich mit dem ed-
 len Cervantes über die Belianis, Esplandians und Ti-
 rante's lachten, erbauten sich an den Ustrea's, den Cassan-
 dern, und wie sie alle heißen mögen, jene Werke der
 Scudery, d'Urfe's, und so vieler Scribenten jener Tage,
 gegen welche die frühere Arkadia des Sidney, und noch
 mehr die Diana des Montemayer, ja selbst die geschmä-
 hete Fortsetzung derselben, für Meisterwerke gelten können.

Fr. Diese getadelten und in der That höchst lang-
 weiligen Bücher der Franzosen konnten doch wohl nur

gefallen, weil sie so ganz ihre Gegenwart, wenigstens den vornehmen Schein derselben, darstellen.

Gewiß, wir sehen eben, wie man das Wahre, Große erkennen kann, freilich nur scheinbar, wie die damaligen Leser den Don Quixote, und doch zugleich in dem Unrechten und völlig Nichtigen untergehen, indem man in diesem eine höhere Bildung sucht. Eine Erscheinung, die sich in allen Zeiten immer von neuem wiederholt.

Fr. Eben so konnte auch damals eine so nüchterne Parodie, wie die des Scarron, Glück machen, und freilich, wenn ich mir diese Zeit vergegenwärtige, in welcher Molière, Corneille, Racine, Boileau, Cervantes, Scarron, viele Spanier, und viele schwächere, jetzt vergessene, französische Autoren, nebst jenen bändereichen politischen Romanen bewundert wurden, so tritt mir eine so chaotische Verwirrung entgegen, daß ich an eine echte Kritik jener Lage nicht glauben kann.

Kritik! — Wohl nur bei den Griechen war sie wirklich da, und außerdem ein Versuch, eine Annäherung an sie bei uns Deutschen in den neuesten Tagen.

Fr. Doch bei den Griechen wohl nur auch mehr als Schule, so wie in ihrer Bildhauerkunst, die sich Jahrhunderte hindurch, selbst bei den Römern, großartig erhielt und als Schule noch spät Meisterwerke lieferte. In der

Poesie erfolgt diese Schule freilich viel früher. Die neuere Zeit hat sich, seit sechzig oder siebenzig Jahren etwa, bemüht, die Kritik zu einer eigenen, selbstständigen Wissenschaft zu erheben. Diese Bestrebungen sind vorzüglich in Deutschland mit Glück und Anstrengung von den begabtesten Männern in vielseitiger Richtung zu einer außerordentlichen Höhe geführt worden, von welcher derjenige, der ihnen folgen kann, immer mehr und mehr mit Sicherheit das ganze Gebiet der Kunst und Schönheit überschauen mag. Neben andern ausgezeichneten Namen glänzen hier vorzüglich die von Lessing, Schiller, Wilhelm und Friedrich Schlegel, so wie Solger, dem es in seinem Erwin wohl zuerst gelungen ist, über das Schöne und die Grundsätze der Kunst genügend zu sprechen. — Wir haben uns aber jetzt ziemlich weit von unserm ersten Gegenstande entfernt. Mir schien es, als wenn Sie meinen Eifer gegen die Unzahl der schlechten Romane und das unmäßige Lesen derselben so wenig begriffen, daß Sie diese ganze zeitverderbende Anstalt für völlig unschädlich, wo nicht gar selber für nützlich zu erklären im Begriffe waren.

Wie man es nimmt; wenn wir nemlich nicht über Worte streiten wollen. Daß das Bedürfniß des Lesens in Deutschland ziemlich allgemein geworden ist, und sich

mit jedem Jahre wohl noch weiter ausbreiten wird, ist nicht abzuläugnen. Wenn das größere öffentliche Leben untergegangen ist, und ebenfalls jenes dürstige, wo der Bürger und Kaufmann sich nicht mehr in den öffentlichen Trinkstuben unterhalten und belehren will, indessen Weiber und Töchter in den langweiligsten Besuchen mit albernen Klätschereien und elender Verläumdung ihre Zeit tödten, so ist diese Besesucht, die doch auch zuweilen auf das Gute fällt, wohl immer eine Erhebung zu nennen, da die Zustände jener traurigen Jahre, die Geselligkeit des Volks, der Umfang der Kenntnisse und die Gesinnungen von damals wohl nicht empfehlungsworth — will man anders die Toleranz nicht zu weit treiben — zu nennen sind. Dieser zu kleinstädtische Umfang der engsten und trübseligsten Stubenwände hat sich denn doch vergrößert und erheitert, das, was diese Gemüther bedürfen, wird ihnen doch meistens in einer ziemlich gebildeten Sprache gereicht, diese Bedürfnisse selbst wechseln und streben sich oft zu erklären, Verstand, Kenntnisse, zuweilen eine edle Ansicht des Lebens reihen sich an die mehr oder minder wunderbaren Erfindungen, und wenn dieser oder jener Autor ein aufgeregtes Gemüth irre führt, so hat dieselbe Büchersammlung auch das Gegenmittel gegen die doch nur schwächliche Vergiftung, und

die Mode der geistigen Putzwerke wechselt eben so wohlbehaglich, wie mit den baumwollenen und seidenen Kleidern und ihren vielfach geänderten Mustern.

Fr. Sie mögen nicht ganz Unrecht haben. Diese Art Schriften verräth dem schärferen Auge oft mehr vom Geiste der Zeit, als die moralischen oder historischen Autoren je von ihm gesehen haben. Zur selben Zeit, als man in Frankreich sich an jenen langweiligen feierlichen Romanen ergötzte, schilderte uns der deutsche Simplificismus die Gräuel des dreißigjährigen Krieges. Der Verfasser selbst, noch mehr aber seine Nachahmer, verfielen sich sogleich in eine so ungemene Gemeinheit, in so widerwärtige Schilderungen, die aber fast immer mit Geist entworfen sind, daß ihre Abscheulichkeit bei weitem den spanischen Guzmann von Alfarache und ähnliche Bücher übertrifft, und sich die Phantasie mit Ekel von ihnen wendet.

Da berühren Sie den Punkt, der die Barbarei der Deutschen jener Tage, gegen die der andern Nationen gehalten, charakterisirt. Wie die Franzosen schon früh das Unzuchtige und Auflößige liebten und ausbildeten, so fand der Deutsche schon lange am Ekelhaften und Gemeinen ein verdächtiges Vergnügen. In der Geschichte wie in der Literatur sehen wir dies Volk schon seit den

Hussitenkriegen und noch früher, wie verbauert. Die große Angelegenheit der Reformation und die aus dieser erwachsenen Bürgerkriege, in welchen die Völker immer am meisten verwildern, rückte ihnen die Schönheit und das Bedürfniß nach echter Poesie auf lange aus den Augen. Und kehrt nicht dieser Zustand einer gewissen Verwilderung immerbar und bei allen Gelegenheiten zu uns zurück? Als unsere neuere Literatur schon durch Lessing und Göthe schön begründet war, als Schiller schon Freunde gewonnen hatte, ergriff bei den Nachrichten von der Französischen Revolution einen großen Theil unsers Volkes ein solcher Schwindel, daß die begeisterte Thorheit auf lange Kunst und Wissenschaft vergaß, die Unterdrückung der menschlichen und edlen Gefühle zum Heroismus stempelte, in grausamer Schadensfreude schwelgte, und den Verzückten die milde Schönheit als Kindertand und die Spiele der Phantasie als des Mannes unwürdig erschienen.

Fr. Sein wir billig. Die Poeten selbst nährten diesen Taumel, der im Anfang wohl eben so natürlich, als nicht unlöblich war. Und wie viele Kräfte wurden neu aufgeregt, wie manche Talente entwickelten sich in jenen inhaltsschweren Tagen. Wie die Deutschen auf das große Schauspiel ein aufmerksamere Auge wandten, und

an ihm ihren eigenen Zustand messend, gewissermaßen aus Betäubung und Schlaf erwachten, so lehrten sie auch besonnener zu ihrer Literatur zurück, und prüften sie mit neugeschärften Blicken. Von dieser Zeit an wenigstens schreibt sich die höhere Anerkennung ihres Goethe, dessen Werke nach einem kurzen Rausche früher Begeisterung schon vernachlässigt und ohngefähr doch den übrigen beigezählt wurden. Damals also, als man so scharf König, Adel und Geistlichkeit rezensirte, und die Rezensenten bald nichts mehr als sich selbst zu lesen hatten, erwachte doch auch, seit Lessing schwieg, die bessere Kritik wieder, und suchte Poesie und Kunst inniger und tiefer zu ergreifen.

Es war auch wohl natürlich, daß das größte Ereigniß der neuesten Jahrhunderte den Deutschen in mehr als einer Hinsicht zur Besinnung brachte, und dieß bessere Erkennen seines größten und mildesten Dichters säufte auf lange jenen unnatürlichen Kosmopolitismus, und weckte zugleich bei Vielen das Studium der Dichtkunst und Philosophie. Aber auch in allen guten Bestrebungen artet der Deutsche so leicht, mit falscher Hestigkeit und ungebildeter Blut, in Einseitigkeit und Barbarei aus. Welchen Fanatismus, immer nur die Methode, niemals die rohe Anmaßung wechselnd, haben wir in den viel-

fättigen Schulen unserer Philosophie erlebt! Wie treuherzig gutmeinend und zugleich wie komisch steht der Deutsche da, indem er in den oft geänderten Erziehungskünsten das Heil seiner Nation und der Welt sucht, und mit verfolgendem Eifer das Glück aufbauen will, indeß der Stein immer wieder herabfällt, und der Arbeiter doch nicht müde wird, ihn in anderer Manier wieder hinauf zu wälzen. Selbst die Regierungen bieten sich diesen wilden Träumen, die niemals von Erfahrung und wahrer Erkenntniß ausgehen können, und noch weniger jemals etwas Gutes bewirken werden. So gewaltig und roh diese Erzieher verfolgen und vernichten, was ihren Kram stört, so weichlich und unmannlich ist die Erziehung selber, in der Familie sowohl, wie in den öffentlichen Anstalten, geworden, und aus dieser Entwöhnung alles Gehorsams und aller Zucht sind uns auch schon traurige Früchte hervorgewachsen. Am meisten zerstörend und barbarisch hat sich wohl jene falsche Aufklärung bewiesen, die, so weit sie nur reichen konnte, das Christenthum und alles religiöse Gefühl zu vernichten strebte, die echte Philosophie verachten wollte, den Tiefinn verhöhnte, Natur und Kunst auf ihre klägliche Weise umzudeuten suchte und die Poesie nur zum Träger armseliger Kunststücke erniedrigte. Vaterlandsliebe konnte dem,

der diese Ueberzeugungen theilte, auch nicht mehr ehrwürdig bleiben. Das Fremde, Ferne, ward sophistisch und gewaltthätig herbeigezogen, um Götzendienst mit ihm zu treiben. Deutsches Alterthum ward nicht nur verkannt, sondern verfolgt, und Gebäude, Gemälde, Bildsäulen, so wie Sitten und Feste der früheren Jahrhunderte vernichtet. Wie sollten Stiftungen, Vermächtnisse, Eigenthum nun noch geschont werden? Nun konnte, in einer bessern Zeit, unsere Vorwelt fast wie ein verloren gegangenes Land wieder neu entdeckt werden. Die Freude über diesen Fund verwandelte sich aber bald wieder in rohe Einseitigkeit. Mit kleinstädtischer Vorliebe ward das Fremde nun eben so eigensinnig geschmäht und verachtet, man war nur Patriot, indem man das Ausländische, und folglich auch das Vaterland, verkannte. In Kunst, Poesie und Geschichte wollte man mit Willkühr alte Zeiten wiederholen, und ein Mittelalter, wie es nie war, wurde geschildert und als Muster empfohlen, Ritterromane, kindischer als jene veralteten, drängten sich mit treuherrlicher Eilfertigkeit hervor, predigten süßlich ein falsch-poetisches Christenthum, und lehrten mit dem steifsten Ernst eine Rittertugend und Vasallenpflicht, Ergebenheit unter Herrschern und Herzogen, Minne und Treue; in Ton und Gesinnung so über allen Spasß des Don Quixote

hinaus, daß Scherz und Satire eben deshalb keine Hand-
 habe an diesen Dingen fanden, um sie von den Tischen
 der Modegöttin herabzuwerfen. Die alte, erst verkannte
 und geschmähte Kunst galt nun für die einzige, das Zu-
 fällige und Ungeschickte an ihr für die höchste Vollendung.
 Die erneute religiöse Gesinnung artete bald in Sectengeist
 und Verfolgung aus, und selbst Lehrer der Wissenschaft
 glaubten nur fromm sein zu können, wenn sie die Wis-
 senschaft zu vernichten suchten, so wie sich Künstler fan-
 den, die nur begeistert zu sein vermochten, wenn sie sich
 von der Schönheit und den Göttergebilden der Griechen
 mit einem heiligen Grauen abwendeten. So wenig ist
 es in unserer Deutschen Natur, das Neue und Wahre
 mit Milde aufzunehmen, von dem Wein, der uns von
 der Göttertafel wohlwollend herabgesendet wird, mit wei-
 ser Mäßigung zu schlürfen, um uns nicht im wilden
 Rausch in Satyre und Faunen oder Bacchanten zu
 verwandeln, die in ihrer Verzückung alles eher, als Spas
 verstehen, und von jener holdseligen, echt menschlichen
 Stimmung, die auch das Verschiedenartige im edlen Ge-
 nuß verknüpft, durch eine Unendlichkeit von Verblendung
 und Irrthum getrennt sind.

Fr. Genug der Klagen. Diese unschuldigen Ro-
 mane, um auf diese zurückzukommen, sind es denn doch

auch wieder, die alle diese Irrsale bestätigen, und sich recht eigen ein Geschäft daraus machen, die Verwirrung zu einer allgemeinen zu erhöhen.

Vielleicht nicht so durchaus. Unsere leidenschaftliche Nation, die den Ernst fast immer zu ernsthaft nimmt, würde in allem Anlauf zu einer neuen Heilsordnung vielleicht noch höher springen und noch müder zurückfallen, wenn nicht gerade eben so viele unserer Romanziers, als die neueste Mode bestätigen wollen, mit der Strömung des Zeitgeistes im Widerspruch segelten, sehr oft — muß ich zugeben — ohne daß sie recht begreifen, wovon die Rede sei: aber dennoch, sie witzeln, satirisiren, machen lächerlich, und wenn bessere Köpfe mitsprechen, bringen sie oft mit ihrem Veto früh genug durch. Auf allen Fall aber sind es doch diese allgelesenen Schriften, die so häufig schon ein Gegengewicht, wenn auch anfangs nur Grane, in die andere Wagschale gelegt haben, und so durch die Vermittelung der Töchter, Frauen, Geliebten, dem eifernden Enthusiasten nach und nach eine mildere Gesinnung in Gesprächen und Scherzen eingefloßt haben, die sie selbst erst aus Poesie und Langeweile schöpfen mußten.

Fr. Wenn unser Gespräch für den Gegenstand oft zu ernst scheint, und die Sache zu schwer anfäßt, so haben Sie jetzt den Knoten wieder auf eine zu leichtsinnige

Art zerhauen. Möchte ich Ihnen auch nicht durchaus widersprechen, so können Sie doch nimmermehr leugnen, daß zu Zeiten diese Romanenleserei auf die schlimmste Art gewirkt hat, daß weichliche Bücher oft allen Sinn für Wahrheit und Ernst, so wie allen Trieb zur Arbeit in unzähligen jungen Leuten aufgelöst und zerstört haben, daß falsche Sentimentalität und nüchtern schwärmende Liebe, oft lüsterne Sinnlichkeit, die Gemüther verdorben, daß eben so oft ein Freiheitsstaumel und Haß gegen Obrigkeit der unreifen Jugend beigebracht, und zu andern Zeiten durch ein sophistisches Geschwätz der Glaube an Moral, oder mit süßlicher Mystik, mit Freigeisterei wechselnd, Vernunft und Religion, bis zu den niedrigsten und dienenden Ständen hinab, ist erschüttert worden. Ja es ist wohl ausgemacht, daß durch diese Lesewuth selbst Bücher großer Autoren, echte Kunstwerke, indem sie in unrechte Hände gerathen, gefährlich werden können. Wollen Sie mir diese Wahrheiten wieder wegstreiten, oder denken Sie darüber so leicht hin? daß Ihnen eine solche Ueberzeugung gleichgültig ist?

Nein, ich denke nur von der menschlichen Natur anders als Sie, und meine, daß die Geschichte, die im steten Wechsel begriffen ist und sein muß, bald diesen bald jenen Stand mehr zur Thätigkeit oder zum Leiden ergreift und

fordert, daß es keine Geschichte gäbe, wenn die Gemüther der Menschen nicht auf mannigfaltige Weise, durch vielerlei Triebe und Bedürfnisse aufgereizt würden, und aus dem Gemüth wieder äußerliche Begebenheiten erwüchsen. Die Zeichen, an denen diese Strömung zu erkennen ist, wechseln nach den verschiedenen Jahrhunderten, und in unsern Tagen gehört für den Beobachter diese von Ihnen verschmähte Gattung von Büchern eben auch zu jenen Zeichen, um sich zu erkennen und zurecht zu finden. So wie diese Schriften manchen schadenben Stoff ableiten und mildern, so erregen und verbreiten sie auch wieder Krankheit oder Gesundheit, wie wir es nennen wollen, die sich aber immer wieder gelind zu Boden setzen und in der Masse unschädlich werden; dies aber, ist ein Volk erst fanatisirt und der verständigen Regierung Ordnung und Zügel aus den Händen gerissen, kann man von Libellen, politischen Flugschriften, Tageblättern, oder religiösen Schwärmer-Büchern gewiß nicht behaupten.

Fr. Wenn ich Sie verstehe, so meinen Sie, daß diese Erfindungen, indem sie sich einerseits an das Leben innigst anschmiegen, doch wieder dadurch, daß sie sich eben nur für Erfindung geben, und nicht absolute Wahrheit darstellen wollen, sich selbst wieder durch diese mannigfaltig gestellten Bedingungen sänstigen. Wie sie aus

Leichtsinn hervorgehn, so werden sie auch dem Leichtsinne wieder preis gegeben. Aber, ist dies wohl derselbe Fall mit den Gedichten, in welchen die Leidenschaft der Liebe erregt und gesehrt wird, die das Herz zerreißen, indem sie es erheben wollen, und das empörte Gemüth bis zum Wahnsinn steigern können, um, wie es so oft heißt, die Seele zu malen und die Natur zu ergründen? Die schlimmen Einflüsse sind zu oft schon da gewesen, lehren nur allzuhäufig wieder, um vor dergleichen wild und zugleich allzu weichlich aufregenden Büchern unverschanzte Gemüther nicht warnen und bewahren zu müssen. — Sie schweigen? —

Können wir diese Periode, welche Sie jetzt bezeichnen wollen, nicht die allerneueste nennen? Fängt sie nicht eigentlich mit dem Werther an?

Fr. Allerdings; wenn wir nicht Rousseau's neue Heloise voranstellen, die mir ebenfalls so merkwürdig und originell erscheint, daß ich immer geglaubt habe, der Werther hätte nicht entstehen können, wenn dieses wunderbare Buch nicht schon das neue Land aus der Ferne gesehen hätte.

Wenn Sie recht haben, so haben Sie auch schon Ihre Frage selbst, und zwar in meinem milderem Sinne beantwortet und anders gestellt.

Fr. Wie das?

Diese großen Erscheinungen sind dann eben nur merkwürdige und tiefsinnige Andeutungen der Geschichte und Anzeigen mächtiger und umgreifender Revolutionen in Verhältnissen des Lebens, Denkens und Empfindens. Und in wiefern diese Veränderungen des Innern, die anfangs oft dem bloßen Auge noch unsichtbar bleiben, auch auf die äußere Geschichte und den großen Gang der Weltbegebenheiten, den Fortschritt und Rückschritt der Menschheit, die Bildung und den Charakter der Nationen wirken, bleibe dem echten Geschichtschreiber zu bemerken und zu würdigen überlassen.

Fr. Sollte in der wahren Darstellung der Geschichte nicht beides zusammenfallen müssen? Nur möchte freilich die Ausführung von der höchsten Schwierigkeit sein.

Ohne Zweifel, im höchsten Sinne vielleicht unmöglich. — Darum eben ist der echte Dichter so groß und lehrreich, für Gegenwart und Zukunft. Auf jener Schaukel, die sich erhebt und senkt, und auf welcher er die Laute spielend hin und wieder schwankt, erschaut er, wenn ihn die Begeisterung hoch hinauf wirft, neben der Muse sitzend, von oben viele Wunder und ihre Erklärung, die der Philosoph und der Wissenskundige nicht sieht, oder nicht

versteht. Mit den ausgeströmten Liedern spielt dann die Menge, und Knaben und Thörichte ahmen sie nach, und dasjenige, was als ein Orakel aus geweihtem Munde erklang, wird oftmals bald Narrenthelbig der schwachen Menge. Seit Rousseau, und noch mehr seit Werther, ist die Wunde des Lebens, die Krankheit der Liebe, weil sie schon vorher mit allen Schmerzen da war, auch der Menge durch geweihte Priester sichtbar und bekannt geworden. Wie oft war seit dem grauesten Alterthum in allen Zungen schon von der Liebe gesprochen worden; auch das Unglück dieser Leidenschaft und ihre tragischen Folgen waren schon, wie oft, bis zum Entsetzlichen gesungen; aber dennoch war allen Fühlenden, als sie den Werther lasen, als hätte noch niemand je das vernommen, als sei eine neue Sprache entdeckt. Wie lallte und stotterte alles in dieser Manier, und wie schwach süßlich klang der Mißverstand aus dem Siegwart und ähnlichen Büchern. Schon damals glaubten viele Deutsche, die Nation verdürbe an diesem Schmerz und dieser Weichlichkeit, und gutgemeinte Mittel aller Art, der Parodie und des leichtesten Spasses wurden versucht, um nur wieder Gesundheit hervorzubringen. Und doch ist es gewiß, daß auch das blöde Auge die Natur seitdem anders betrachtet, daß selbst dem Kältesten Gefühle wunderbarer Natur da-

durch näher getreten sind. Diese Auflösung des Lebens, diese Entfaltung des Geheimnißreichen unserer Brust, diese Angst und Freude klingt seitdem immerfort, am tiefsten schneidend und am zerstörendsten wohl in dem Meisterwerke desselben großen Dichters, den Wahlverwandtschaften. Seit das Wort gefunden und ausgesprochen ist, läßt sich das Dasein dieser Krankheit weder mehr leugnen, noch ignoriren, und wie sie schmerzend um sich greift, welche Kuren oder Palliative Religion und Staat, oder Philosophie, mit Glück oder Unglück versuchen werden, muß die Folgezeit lehren; was wir in unsern Tagen haben beobachten können, was die Revolution unternahm, was in süßlichen oder aufgeklärt moralischen Büchern geschehen ist, war ungeziemend oder unbedeutend. Die laueste und ohnmächtigste Hülfe ist jenes Maskenspiel häuslichen Glücks, dessen kraftlose Heuchelei in so vielen gut gemeinten Büchern und langweiligen Familien seitdem herrscht. Wie mächtig tönt die Verzweiflung aus dem Faust? Und hat der Dichter beruhigende Töne aufgefunden? Kann er sie wohl finden? Ganz anders als im Hamlet erhebt sich die Angst der Seele und der Zwiespalt des Daseins. Der größte, der heilendste Trost ist immer der, daß das tödtendste Uebel dadurch schon gemildert wird, wenn der große Dichter nur das Wort gefunden, und es ausgesprochen hat.

Fr. Und früher wäre diese Krankheit, wie Sie es nennen, noch niemals von der Poesie berührt oder angedeutet worden?

Die Ausgleichung des Lebens, die Enthüllung seiner Räthsel haben die Alten wenigstens in einem ganz andern Sinne versucht; und was sie in ihrer Tragödie Schicksal nannten, das Unbegreifliche, Unabwendbare, und wo Religion, Versöhnung, und der Schmerz den Schmerz selbst besiegte, alles dies Irrsal, das Ungeheure und Furchtbare, das immerdar das Menschengeschlecht mit ahnungsvollem Grauen umgiebt, bedeutete ihnen ganz etwas anderes, löste sich milder, oder großartiger, wenn gleich im Innersten selbst der Widerspruch und die Verzweiflung blieb. Aber sie deckten die Wurzel des Lebens nicht so vorwiegend auf, wie wir es gethan haben, die wir nur zu oft durch Anatomiren Kunde vom Geist und den Empfindungen zu erhalten streben.

Fr. So angesehen, muß Ihnen freilich alles, was damals in Deutschland gegen die sogenannte Empfindsamkeit geschah, nur in einem komischen Lichte erscheinen.

Um so mehr, da alles der Art, was die Kritik mit Recht tabelt, immer wieder von einer andern Seite hereinbricht, und als unverdächtig eingelassen wird. Ueber Siegwart glauben sie hinweg zu sein, viele Vernünftige ta-

deln ihn wohl noch jetzt, und bewundern in dem herrlichsten Humoristen, Jean Paul, eine noch schlimmere Weichlichkeit, die, wenn sie jemals ein zartes Wesen ganz ergreifen sollte, es nothwendig völlig aushöhlen, und ihm auf ein Zeit lang allen Sinn für Wahrheit und Natur rauben müßte. Wer zuckt nicht über den verschollenen Cramer und seine rohen Ritterromane jetzt die Achseln? Selbst der Gemeinheit ist er zu gemein geworden, und doch schreit den feinsten Lesern aus manchem neuen gefeierten Autor das Aehnliche entgegen, ohne daß sie es im Enthusiasmus bemerken: manche Kapitel des weltberühmten Walter Scott erinnern mich an jene herabgesetzten Bücher, ohne daß ich darum das große Talent und die Erfindungsgabe dieses Autors zu verkennen brauche. England und Deutschland nennt jetzt manches im Tom Jones unsittlich, Jungfrauen wollen das Buch nicht mehr lesen oder gelesen haben, und erfreuen sich doch laut eines Claren und ähnlicher Schriftsteller, gegen deren unsittliche Lüsterheit der Menschenkenner Fielding wahrhaft unschuldig ist. Ja es giebt eine Darstellung der Keuschheit und Unschuld, im wirklichen Leben wie in so vielen gepriesenen Büchern, die einem freien Sinne und reinen Herzen höchst anstößig ist, und deren zu schamhafter Schamhaftigkeit man sich selber schämt,

weil man hinter der moralischen Maske die verderbte Phantasie nur zu deutlich wahrnimmt. Auch die Engländer predigen in ihrem puritanischen Eifer zu oft diese falsche Sittlichkeit, sie lassen sich aber wenigstens die groben Widersprüche der Deutschen nicht zu Schulden kommen: der Muthwille ihres Sterne ist ihnen jetzt anstößig, aber in ihrer Brüderie verstehen sie auch unseres Goethe Wilhelm Meister nicht.

Fr. Vieles, also, was die Welt Fortschritt des Zeitalters, Verbesserung der Sitten und Tugend, höheren moralischen Sinn, feineres und edleres Gefühl nennt, taufen Sie nach Ihren freigeistigen Ansichten nur als Mode?

Vieles wie sie sagen: das Rechte zu finden, ist eben schwer, und gelingt selbst den Besten nicht immer. Weiß ich doch, daß ich mit manchem verehrten Freunde wegen mancher jener edelmännischen Dichtungen in Streit gerieth, denen ich, wenn ich sie nicht komisch nahm, gar keine Seite des Verständnisses abgewinnen konnte. Jetzt hat freilich die Mode selbst längst wieder eingerissen, was sie aufbaute, und man ist nun schon gegen das Talent dieses Autors eben so unbillig, wie man es früher zu hoch erhob.

Fr. Ich hoffe, daß Sie diese Gedanken und Ueber-

zeugungen, die ich jetzt so zufällig von Ihnen vernehme, einmal gründlicher und umständlicher darlegen. Wie Sie in der neuesten Zeit eine Auflösung des Lebens sehn, des häuslichen, der Ehe und der Verhältnisse der Liebe, der Zufriedenheit, der Sicherheit, und so weiter, so trat freilich um dieselbe Zeit auch ein Mißbehagen gegen den Staat und die öffentlichen großen Verhältnisse sichtbar hervor. Auch hier geschah das, was geschah, in einem andern, viel zerstörenderen Sinn, als in früheren Zeiten. Die Kraft der Zerstörung ist noch fühlbar, und das meiste, was zur Wiederherstellung versucht ist, scheint mir unverständlich und ohnmächtig.

Eben, weil man nur wieder herstellen will, und mancher sogar denselben Thurm mit denselben Bausteinen, die zerschmettert vor seinen Füßen liegen. Neu sein, und doch alt, fortgehen in der Zeit, und doch nicht der Slave jeder Thorheit werden, die Weisheit des Bestehenden, Festen, mit dem spielenden Witz des Wandelbaren verknüpfen, diese Widersprüche zu lösen, war die große Aufgabe aller Zeiten, wenn nicht das Starre bald wellen und abbrechen, oder der flatternde Schmetterling der Tagesneuigkeit für Kraft und Schönheit gelten soll. Freilich mag es in unserm Jahrhundert schwieriger sein, als ehemals, weil alles verwickelter, künstlicher gestaltet ist,

und die Revolution zu schmerzhaft und abschreckend gelehrt hat, daß das Durchhauen wohl nur einem Alexander, und auch nur bei einem geflochtenen Knoten zu verzeihen ist.

Fr. Und wo bleiben die Romane? oder gar unsere Insel Felsenburg, von welcher wir anhoben? Ist es nicht dennoch verdächtig, ein Buch wieder auftreten zu lassen, dessen barbarische Schreibart uns empfindlich daran erinnert, wie zu derselben Zeit Richardson und Fielding, vieler anderer zu geschweigen, den Engländern ihre gebildeten Werke gaben? So wie Frankreich schon damals seine berühmtesten Autoren besaß.

Die Deutschen erwachten eben später, weil sie in dem ungeheuren Bürgerkriege zu ohnmächtig geworden waren. Wo alles verloren gegangen war, konnte sich die Literatur nicht retten. Seit dem großen Umschwung aller Verhältnisse durch die Reformation war der Kampf gegen das Papstthum, das an die Stelle der Hierarchie getreten war, eingeleitet, mit ihm der Streit gegen den Ueberrest des Kaisertums, dessen hohe Würde im fünften Karl noch einmal und zum letztenmal hell aufgeleuchtet hatte. Alles, was fest bestanden, was die Welt regieret und geordnet hatte, versank, und es schien kaum möglich, bei der allgemeinen Bertrümmerung noch neue

Stützen aufzufinden. Ein kläglicher Friede, der aus der allgemeinen Ohnmacht hervorging, schlieferte endlich die letzten Kräfte betäubend ein. Hundert Jahr später erhob sich der Streit wieder, nicht mehr gegen Kirche und Papst, sondern gegen das Christenthum selbst, gegen die Religion ohne Weiteres, und in diesem Gelüst nach Auflösung, in welchem zugleich ein Krieg gegen Stände und Verfassung, gegen Geistlichkeit und Adel, gegen König und Gesetz hervorbrach, zeigte sich auch endlich jenes Streben, welches wir vorher bezeichneten, Ehe, Liebe, Treue, Häuslichkeit, Verstand und Vernunft durch eben so phantastische Sehnsucht als tiefsinnige Melancholie aufzulösen, und alles einem verzweifelnden Lebensüberdruß preiszugeben. Wie hat man nun auch hier den Grund und Boden wiederfinden wollen! Möchte derjenige, dem Frömmigkeit und Wahrheit ein Bedürfniß ist, nicht fast jene alte verrufene Aufklärung wieder zurückwünschen, die doch wenigstens redlich war, und doch etwa nur Christenthum, und was sie Schwärmerci nannte, (freilich auch unendlich viel) verfolgte? da die neue Religiosität ihren Eifer darin zeigt, alles, was noch irgend Wahrheit und Schönheit bietet, Kunst, Poesie, Philosophie und Wissenschaft, bilderstürmerisch zu vernichten, und sich selbst zugleich? Mit dem Fanatismus, das ewig Wahre in jeder Verirrung zu tödten?

Fr. In dem Einschlag der vielfarbigen Lebenstapete werden aber, so hoffe ich, von dem Webemeister schon muntere und helle Fäden eingelegt sein, die auch wohl schon in Bewegung sind, um das Gemälde mit Lichtern zu erfreuen.

Sie rührte wohl sonst — weder Zeichnung noch Ausführung — von keinem weisen Meister her. — Von diesem Standpunkte aus, wo wir über so vieles Wichtige zu klagen Ursach fänden, möchten wir aber die Romane, die doch fast alle ziemlich unschuldig sind, nur unten in der Menge ungestört umlaufen lassen, bald dieses, bald jenes Bedürfniß befriedigend, vermittelnd, die Trauer und den Schmerz des Lebens sänftigend, sich an die Poesie lehrend, und vieles Wahre und Unwahre verspottend. Denn noch schlimmer wäre es, wenn der Mensch nicht seinem Treiben und so oft falschem Eifer wieder selbst hemmende Kräfte einschöbe, um sich das, was er daß Gute und Rechte nennt, zu erschweren und zu verzögern. Verfährt die sogenannte Natur doch eben auch nicht anders.

Fr. In diesem Sinne könnte aber eine nicht uninteressante Geschichte der Romanenlectüre geschrieben werden. Wir haben in unserer Literatur viel mit den Worten „Naiv“ und „Sentimental“ gespielt: mit scheint, als könne man dergleichen Benennungen, wenn

man sich erst über die Bedeutung der Zeichen verstanden hat, auch auf Zeitalter übertragen. In diesem Sinne möchte man die Jahre seit Rousseau, im Gegensatz der früheren, sentimental nennen, und jene früheren, da sie alle die Bedürfnisse, die sich seitdem ausgesprochen haben, noch nicht kannten, mit *naïv* bezeichnen.

Am meisten aber die Versuche jener Schriftsteller, die noch ohne Kunst und Bildung, ohne eigentliches Studium, aber auch ohne alle Kränklichkeit und süße Berweichlichung, wie ohne falsches Bewußtsein und literarischen Hochmuth, nur ihrer Phantasie und den Eingebungen ihrer Laune so bescheiden und redlich folgten, und eben deshalb so vieles in einem richtigen Verhältniß, ja mit einem großartigen Verstande darstellen konnten, was bei anscheinend größern Mitteln so vielen ihrer Nachfolger, die so oft das Verzerrte für das Geniale nahmen, nicht gelingen wollte. Und so wären wir denn doch wieder zu unserer Insel Felsenburg angelangt. Ich weiß wohl, daß lange Zeit dieser Name bloß galt, um etwas ganz Verächtliches zu bezeichnen. Auch damals noch, als der Rinaldo Rinaldini (das trockenste, was je diese Art Literatur hervorgebracht hat) viele Editionen und selbst eine Prachtausgabe erlebte. Aber eben, weil jene treuherzige Chronik der Insel, und das Leben des Altvaters, so wie

die Erzählungen der Bewohner und Ankömmlinge, aus jener naiven Zeit herrühren, sind sie in unserer verwirrten und verstimzten Zeit von neuem, und mehr wie so vieles andere, ergötzlich und lehrreich, ja sie können für Manchen, der vor Allwissen nicht aus und ein weiß, wahrhaft erbaulich werden. Dieser Autor, welcher in jenen Jahren viele Bücher geschrieben hat, zeigt eine vielseitige Kenntniß seines Zeitalters und des damaligen Wissens, auch Chemie, Astrologie und die Goldmacherkunst sind ihm nicht fremd, er hat die Menschen mit scharfem und sicherem Auge beobachtet. Vorzüglich interessant sind die mannigfaltigen Lebensbeschreibungen der Colonisten, von denen fast alle den echten Beruf eines Schriftstellers beurfunden. Wenn also der neue Bearbeiter nur den Ganzleistyl jener Tage mildert und verbessert, vorzüglich aber manche Stellen des Buches abkürzt, am meisten die Beschreibungen des Gottesdienstes, welche zu oft wiederkehren und für einen Roman mit zu großer Vorliebe ausgemalt sind, kurz, wenn er, ohne das Gute zu verkennen, nur das ausläßt oder neu darstellt, was als bloße Zufälligkeit jener Tage sich dem Buche einmischte, so hat er der Lesewelt ohne Zweifel ein lobenswerthes Werk wieder in die Hände gegeben, die ihm für seine Bemühung danken muß.

Fr. Ein berühmter dänischer Dichter, Dehlenschläger, hat mit dem deutschen Bearbeiter zugleich dies Buch angekündigt.

Ein Zeichen, wie sehr man etwas Besseres und Veraltetes in unserer neuen Zeit wieder bedarf.

Fr. Nur nicht wörtlich, wie Sie bemerken.

So wenig als die Vorzeit im Staat, welche Anmerkung wir auch schon gemacht haben.

Fr. Und Ihre versprochene Vorrede?

Unser Gespräch kann diese vielleicht vertreten.

R. E.

Inhalt des ersten Bändchens.

| | Seite |
|---|-------|
| Geschichte des Eberhard Julius..... | 3 |
| Geschichte des Kapitan Wolfgang..... | 35 |
| Fortsetzung der Geschichte des Eberhard Julius..... | 97 |
| Geschichte des Albert Julius..... | 118 |
| Geschichte des Don Cyrillo de Valero..... | 196 |

Die Insel Felsenburg.

Erstes Bändchen.

G e s c h i c h t e
d e s E b e r h a r d J u l i u s .

Ob den Kindern, die beim Eintritt von Sonnen- oder Mondfinsternissen geboren werden, besondere Lebensschicksale prophezeit werden dürfen, will ich den Naturkundigen zur Erörterung überlassen. Ich, Eberhard Julius, habe das Licht der Welt am 12. Mai 1706 um eben die Stunde erblickt, wo die bekannte große Sonnenfinsterniß ihren höchsten und fürchterlichsten Grad erreicht hatte. Mein Vater, der ein wohlbemittelter Kaufmann war, und mit meiner Mutter noch kein völliges Jahr im Ehestande gelebt, mag damals aus zwiefacher Bestürzung fast ganz außer sich gewesen sein; doch, da er gleich darauf das Vergnügen gehabt, meine Mutter ziemlich frisch und munter zu sehen, mich aber als seinen erstgeborenen jungen gesunden Sohn zu küssen, hat er sich, wie mir erzählt worden, vor Freuden kaum zu bergen gewußt.

Ich trage Bedenken, von den Ländeleien viel Wesens zu machen, die zwischen meinen Eltern, als jungen Eheleu-

ten, und mir, als der ersten Frucht ihrer Liebe, während meiner frühesten Kinderjahre vorgegangen, — genug, ich wurde von ihnen, obwohl etwas zärtlich, doch christlich und ordentlich erzogen. Da sie mich, von Jugend an, dem Studiren gewidmet, so ließen sie es keinesweges an gelehrten oder sonst geschickten Lehrmeistern mangeln, deren treue Unterweisung nebst meinem unermüdeten Fleiße so viel wirkte, daß ich auf Anrathen erfahrener Männer, die mich examinirt hatten, in meinem siebzehnten Jahre, nämlich um Ostern des Jahres 1723, in Begleitung eines guten Führers auf die Universität Kiel reisen konnte.

Ich legte mich daselbst auf die Rechtsgelahrtheit, nicht sowohl aus eigenem Antriebe, als auf Begehren meiner Mutter, welche eines vornehmen Rechtsgelahrten Tochter war. Allein ein hartes Verhängniß ließ mich nicht lange die Früchte des Vergnügens genießen, welches sie über meinen guten Fortgang gehabt; denn schon nach einem Jahre lief die schmerzliche Zeitung bei mir ein, daß meine treue Mutter am 16. April 1724 in Kindesnöthen Todes verblieben sei. Mein Vater verlangte mich nunmehr zu seinem Trost auf einige Wochen nach Hause, weil, wie er schrieb, weder meine einzige Schwester noch andere Verwandte seinem Schmerz einige Linderung verschaffen könnten. Da ich ihm indeß zurückschrieb: daß um diese Zeit alle Collegia aufs neue angiengen

und daß ich also nicht allein viel versäumen, sondern überdies seine und meine Herzenswunde eher noch weiter aufreißen als heilen würde, so erlaubte mir mein Vater, neben Uebersendung eines Wechsels von zweihundert Dukaten, noch ein halbes Jahr in Kiel zu bleiben; nach Ablauf desselben aber sollte ich nach Hause kommen, über Winter bei ihm verharren, sodann im Frühjahr das galante Leipzig besuchen und meine Studien daselbst endigen.

Sein Wille galt mir als Richtschnur. Daher ich die noch übrige Zeit in Kiel nicht säumte, mich in der Rechtsgelahrtheit nach Möglichkeit festzusetzen, gegen Martini aber mit den herlichsten Zeugnissen meiner Professoren versehen, nach Hause reisete. Nun war es mir zwar eine herzliche Freude, meinen Vater und meine Schwester nebst andern Verwandten und guten Freunden im besten Wohlsein anzutreffen; allein der Verlust meiner Mutter dämpfte diese Freude ungemein. Kurz, es war keine Ergöblichkeit, die mir von meinem Vater oder andern Freunden gemacht wurde, vermögend, das einwurzelnde melancholische Wesen aus meinem Gemüth zu vertreiben. Ich nahm daher meine Zuflucht zu den Büchern, und suchte darin mein verlorenes Vergnügen, welches sich denn auch nicht selten in selbigen finden ließ.

Mein Vater bezeugte über mein stilles Wesen theils Leid, theils Freude, entschloß sich aber bald, meinem Ver-

langen gemäß, mich ohne Aufseher oder Hofmeister mit dreihundert Floren und einem Wechselbrief auf tausend Thaler nach Leipzig zu schaffen, woselbst ich den 4. März 1725 glücklich ankam.

Wer die Beschaffenheit dieses weltberühmten Ortes auch nur einigermaßen kennt, wird leicht glauben, daß ein junger Rursche, der mit vielem Gelde versehen, daselbst vergnügten Zeitvertreib jeder Art zu suchen Gelegenheit findet. Dennoch war mein Gemüth mit heftändiger Schwermuth erfüllt, außer wenn ich meine Collegia besuchte, oder mich in meiner Studirstube mit den Todten unterredete.

Ein Landsmann von mir, Herr H***, der ein Mediziner war und sich bereits um den Doktorhut bewarb, bemerkte meinen Zustand und sagte daher einstmals ganz vertraulich zu mir: „Lieber Herr Landemann, ich weiß ganz gewiß, daß Sie nicht die geringste Ursach haben, sich in der Welt über irgend etwas zu betrüben, außer über den Verlust Ihrer seligen Frau Mutter. Allein als vernünftiger Mensch können Sie sich nicht darüber so heftig und so langwierig betrüben, erstlich, weil Sie der Seligkeit derselben vollkommen versichert sind, zweitens, weil sie noch einen Vater haben, von dem Sie noch alles erwarten können, was von ihm und der Mutter zugleich zu hoffen gewesen, — anderer Beweggründe noch zu geschweigen. Ich setze indes mei-

nen Kopf zum Pfande, daß Ihr niedergeschlagenes Wesen vielmehr von einer übeln Beschaffenheit des Geblüts herrührt, weswegen ich Ihnen aus gutem Herzen den Gebrauch einiger Arzneien, demnächst aber die Abzapfung etlicher Unzen Blutes empfohlen haben will. Was gilt's, — fügte er hinzu — in vierzehn Tagen wollen wir aus einem andern Tone mit einander schwagen!"

Dieser gegebene Rath schien mir nicht unvernünftig zu sein. Ich leistete daher demselben gehörige Folge, und fand mich in wenigen Tagen weit aufgeräumter und leichtsinniger als sonst, was denn meinen guten Freunden höchst angenehm, und mir selbst am gefälligsten war. Ich wohnte einem und dem andern Schmause bei, richtete selber einen aus, spazierte mit auf die Dörfer, — kurz ich machte alles mit, was chrliebende Bursche ohne Nachtheil vorzunehmen pflegen. Doch kann ich nicht leugnen, daß dergleichen Vergnüglichkeiten zum öftern mir von einem bangen Herzklopfen unterbrochen wurden. Die Ursache desselben sollte zwar noch immer einer Vollblütigkeit zugeschrieben werden, allein mein Herz wollte mich fast im Voraus versichern, daß mir ein besonderes Unglück bevorstände, welches sich denn auch nach Verlauf weniger Tage, und zwar in den ersten Tagen der Messwoche in folgendem Briefe, den ich von meinem Vater empfieng, offenbarte:

Mein Sohn!

Erschrick nicht, sondern ertrage vielmehr mein und Dein unglückliches Schicksal mit großmüthiger Gelassenheit. Du erhältst nämlich in diesen Zeilen von mir leider! die eigenhändige Versicherung, daß das falsche Glück durch drei fatale Streiche auf einmal meine Ehre und meinen Wohlstand, ja mein Alles zu Boden geschlagen. Fragst Du: wie? und auf welche Weise? so wisse, daß mein Compagnon einen Bankerot auf zwei Tonnen Goldes gemacht, daß das auf meine Kosten ausgerüstete ostindische Schiff auf der Rückfahrt von den Seeräubern geplündert worden, und leztlich zu meinem völligen Ruin das Fallen der Actien mich allein um 50,000 Thaler bringt. Ein mehreres will ich Dir hievon nicht schreiben, weil mir im Schreiben die Hände erstarren wollen. Laß Dir inliegenden Wechselbrief auf 2000 Floren in Leipzig von Herrn H** gleich nach Empfang dieses auszahlen. Deine Schwester habe ich mit eben so viel und ihren besten Sachen nach Stockholm zu ihrer Base geschickt. Ich aber gehe mit einzigem Wenigen von hier ab, um in Ost- oder Westindien entweder mein verlorenes Glück oder den Tod zu finden. In Hamburg bei Herrn W** wirst Du vielleicht mit der Zeit Briefe von meinem Zustande finden. Lebe wohl, und bedaure das unglückliche Verhältniß Deines treugesinnnten Vaters, dessen zu großer Hasard und Leichtgläubigkeit ihm und seinen

guten Kindern dies Unglück zugezogen. Doch in Hoffnung, Gott werde sich eurer und meiner nicht gänzlich entziehen, verharrte ich

Dein bis ins Grab getreuer Vater
Franz Martin Julius.

Ich fiel nach Lesung dieses Briefes wie ein vom Blitz Gerührter rückwärts auf mein Bette, und blieb länger als zwei Stunden ohne Empfindung liegen. Denselben ganzen Tag und die darauf folgende Nacht brachte ich in größter Verzweiflung zu, ohne das Geringste von Speise oder Getränk zu mir zu nehmen. Da aber der Tag anbrach, beruhigte sich das ungestüme Meer meiner Gedanken einigermaßen; ich betete mein Morgengebet mit herzlicher Andacht, sang nach einem Morgenliede auch noch das: Gott der wird's wohl machen &c., schlug nachher die Bibel auf, in welcher mir sogleich der 127. Psalm Davids in die Augen fiel, welcher mich ungemein rührte. Nachdem ich nun meine andächtigen, ungeheuchelten Betrachtungen darüber gehabt, schlug ich die Bibel nochmals auf, und traf unverhofft die Worte, Sprichw. Cal. 10: Der Segen des Herrn macht reich ohne Mühe.

Hierbei traten mir die Thränen in die Augen; mein Mund aber brach in die Worte aus: „Mein Gott, ich verlange ja eben nicht reich an zeitlichen Gütern zu sein, ich gräme mich

auch nicht mehr um die verlorenen, seye mich aber, wo es dir gefällig ist, nur in einen solchen Stand, worin ich deine Ehre befördern, meinem Nächsten nützen, mein Gewissen rein erhalten, ehrlich leben, und selig sterben kann.“

Gleich denselben Augenblick kam mir in die Gedanken, umzufasseln und anstatt der Rechtsgefahrtheit die Theologie zu erwählen, weshalb ich meine Gelder einzukassiren, zwei Theile davon auf Zinsen zu legen, und mit dem übrigen mich auf die Wittenbergische Universität zu begeben gedachte. Allein der plötzliche Ueberfall eines hitzigen Fiebers hinderte mein eifertiges Vorhaben. Denn, nachdem ich kaum Zeit gehabt, meinen Wechsel bei Herrn H. in Empfang zu nehmen, und meine Sachen etwas in Ordnung zu bringen, sah ich mich gezwungen, das Bette zu suchen, und einen berühmten Medicum wie auch eine Wartfrau holen zu lassen. Meine Landsleute, so etwas im Vermögen hatten, bekümmerten sich, nachdem sie den Unfall meines Vaters vernommen, nicht das geringste um mich; ein armer ehrlicher Studiosus dagegen, der ebenfalls mein Landsmann war, blieb fast Tag und Nacht bei mir, und ich kann ihm zum Ruhme nachsagen, daß ich in seinen mir damals geleisteten Diensten mehr Liebe und Treue, als Eigennutz gespürt. Mein Wunsch ist, ihn dereinst auszuforschen, und Gelegenheit zu finden, ihm meine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Meine Krankheit dauerte inzwischen, zu meinem damaligen großen Verdrusse und doch noch größerem Glücke, bis in die dritte Woche; worauf ich die freie Luft wiederum zu vertragen gewohnte, und deshalb mit meinem redlichen Landsmanne täglich ein paarmal in das angenehme Rosenthal, doch immer halb wieder nach Hause spazierte, daneben im Essen und Trinken solche Ordnung hielt, als ich zu völliger Wiederherstellung meiner Gesundheit für rathsam erachtete. Denn ich war nicht gesinnt, als ein halber oder ganzer Patient nach Wittenberg zu kommen.

Der Himmel aber hatte beschlossen, daß sowohl aus meinen geistlichen Studien, als auch aus der nach Wittenberg vorzunehmenden Reise nichts werden sollte. Denn als ich etliche Tage nach meinem gehaltenen Kirchgange und erster Ausflucht so eben mein Morgengebet verrichtete, klopfte der Briefträger von der Post an meine Thür, und nach Eröffnung derselben wurde mir von ihm ein Brief eingehändig, welchen ich mit zitternden Händen erbrach, und also lautend fand:

Mein Herr!

Ihnen werden diese Zeilen, so von einer Ihnen ganz unbekanntem Hand geschrieben sind, ohnfehlbar viele Verwunderung verursachen. Allein als ein Studirender werden Sie

vielleicht besser als andere Ungelehrte zu begreifen wissen, wie unbegreiflich zuweilen der Himmel das Schicksal der sterblichen Menschen fügt. Ich Endes Unterschriebener bin zwar ein Teutscher von Geburt, stehe aber für jetzt als Schiffskapitain in holländischen Diensten, und bin vor wenigen Tagen hier in Ihrer Geburtsstadt angelangt, in der Meinung, Dero Herrn Vater anzutreffen, dem ich eine der vortheilhaftesten Nachrichten von der Welt persönlich überbringen wollte. Allein zu meinem größten Mißvergnügen habe ich nicht nur sein gehabtes Unglück, sondern überdies noch vernehmen müssen, daß er bereits vor Monatsfrist zu Schiffe nach Westindien gegangen. Dessen ungeachtet verbindet mich ein geleisteter Eidschwur, Ihnen, Herr Eberhard Julius, als dessen einzigem Sohne, ein Geheimniß anzuvertrauen, vermöge dessen Sie nicht allein Ihres Herrn Vaters erlittenen Schaden mehr als zweifach ersetzen, sondern auch sich und Ihre Nachkommen vielleicht bis auf späte Jahre hinaus glücklich machen können.

Ich versichere Sie nochmals, mein Herr, daß ich mir Ihre mancherlei Gedanken über diesen Antrag, nur zu wohl vorstelle; allein ich bitte Sie inständig, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und sich möglichst geschwind auf die Reise nach Amsterdam zu machen, damit sie längstens gegen St. Johannis Tag daselbst eintreffen. Der 27. Junius ist, so Gott will, zu meiner Abfahrt nach Ostindien angefest.

Finden Sie mich nicht mehr, so haben Sie eine versiegelte Schrift, von meiner Hand, bei dem Bankier Herrn G. v. B. abzufordern, wonach Sie Ihre Maßregeln nehmen können. Doch ich fürchte, daß Ihre Angelegenheiten weiltläufiger werden und wohl gar nicht glücklich ablaufen möchten, wofern Sie es verabsäumten, mich in Amsterdam auf dem Ostindischen Hause, wo ich täglich anzutreffen und bekannt genug bin, persönlich zu sprechen. Schließlich will ich Ihnen um Ihres zeitlichen Glücks willen die Beschleunigung Ihrer Reise nochmals freundlich rekommandiren, Sie der guten Hand Gottes empfehlen, und verharren ic.

Leonhard Wolfgang.

N. S. Damit Herr Julius in meinem Bericht kein Mißtrauen setzen darf, folgt hierbei ein Wechselbrief auf 150 Dukaten, an den Herrn S. in Leipzig gestellt, welche zu Reisekosten aufzunehmen sind.

Der Leser wird mir leicht glauben, wenn ich sage, daß ich nach Durchlesung dieses Briefes eine ganze Weile wie ein Träumender sitzen geblieben; ja, ich kann versichern, daß diese neue und für mich so vortheilhafte Zeitung fast eben so sehr mein Gemüth zerrüttete, als die vorige von dem Unglück meines Vaters. Doch konnte ich mich hiebei etwas

eher fassen und mit meinem Verstande ruhiger zu Rathe gehen. Nach wenigen Stunden war von mir bereits der Entschluß gefaßt, mit ehelicher Post die Reise nach Amsterdam anzutreten. Mir fiel hiebei der tröstliche Vers ein: Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen ic., und ich unterließ nicht, Gott herzlich anzusehen, daß er meine Jugend in dieser bedenklichen Sache doch ja vor des Satans und der bösen Welt gefährlichen Stricken, Listen und Tücken gnädig bewahren, und lieber in größte Armuth, als Gefahr der Seele wolle gerathen lassen.

Nachdem ich mich so mit Gott und meinem Gewissen wohl verathen, blieb es bei dem gefaßten Entschlusse, nach Amsterdam zu reisen, und ich sieng daher an, alles dazu aufs eiligste zu veranstalten. Bei Herrn S. ließ ich mir noch selbigen Tages die 150 Dukaten auszahlen, packte meine Sachen ein, bezahlte alle die, so mir Dienste geleistet hatten, nach meinem wenigen Vermögen sehr reichlich, verding mich mit meinen Sachen auf die Casselische oder Holländische Post, und fuhr in Gottes Namen mit besonderer Gemüthslust von Leipzig ab.

Auf der Reise begegnete mir nichts Außerordentliches, außer daß ich, theils aus Mattigkeit, theils aus Neugier, um die berühmten Seltenheiten in und bei der landgräfflichen Residenzstadt Cassel zu betrachten, mich entschloß, einen Post-

tag zu verpaf. Nachdem ich nun daselbst ziemlich ausgeruht, und das Werkwürdigste in Augenschein zu nehmen vielfältige Gelegenheit gehabt, verfolgte ich meine Reise weiter, und gelangte noch vor der mir gesetzten Zeitfrist glücklich in Amsterdam an.

Mein Logis nahm ich auf Anrathen meines Kofferträgers in der Vermuthsstraße im Wappen von Ober-Yffel, und fand daselbst für einen ermüdeten Passagier alle mögliche Bequemlichkeit. Doch das Verlangen, den Kapitain Wolfgang zu sehen und ausführlich mit ihm zu sprechen, ließ mich kaum sieben Stunden schlafen. Den folgenden Tag ließ ich mich von einem müßigen Burschen gegen ein gutes Trinkgeld in ein anderes Schenkhaus, wohin gemeiniglich Seefahrer zu kommen pflegten, begleiten. Ich machte mich mit guter Manier bald an diesen bald an jenen, um einen Vorbericht über des Kapitain Wolfgang's Person und Wesen einzuziehen, doch meine Mühe war überall vergebens. Wir hatten binnen drei oder vier Stunden mehr als zwölf Kaffee-, Wein-, und Branntweinhäuser durchstrichen, mehr als fünfzig Seefahrer angerebet, und doch Niemanden angetroffen, der den erwähnten Kapitain kennen wollte.

Mein Begleiter sieng schon an zu taumeln, weil er von dem Weine, den ich ihm an verschiedenen Orten geben ließ, ziemlich betrunken war, weshalb ich es für das Dientlichste

hielt, mit demselben den Rückweg nach meinem Quartiere zu suchen. Er ließ sich dies auch gefallen. Kaum aber waren wir hundert Schritte zurück gegangen, als uns ein alter Bootsknecht begegnete, welchem er zurief: „Wohlauf, Bruder, kannst Du Nachricht geben von dem Kapitain Wolfgang? Hier ist ein Trinkgeld zu verdienen.“ — „Woll, Bruder,“ antwortete der Bootsknecht; „was soll Kapitain Wolfgang? soll ich ihn nicht kennen? soll ich nicht wissen, wo er logirt? habe ich nicht zwei Fahrten mit ihm gemacht? habe ich nicht noch vor drei Tagen zwei Floren von ihm geschenkt bekommen?“ — „Guter Freund,“ fiel ich ihm in die Rede, „ist's wahr, daß Ihr den Kapitain Leonhard Wolfgang kennt, so gebet mir weitere Nachricht, ich will“ — — „Nar Döbel,“ erwiderte der Grobian, „meint Ihr, daß ich Euch belügen will, so gehet zum Teufel und sucht ihn Euch selber.“ — Diese mit einer verzweifelt böshaften und scheelen Miene begleiteten Worte waren kaum ausgesprochen, als er sich ganz verächtlich von uns abwendete, und sich in einen Weinkeller verfügte. Mein Begleiter rieth mir, nachzugehen, ihm gute Worte und etliche Stüver an Gelde zu geben, auch etwa ein Glas Wein zuzutrinken, mit der Versicherung: er würde mir sodann schon auf's neue und viel höflicher zur Rede stehen. Da mir nun so viel daran gelegen war, überwand ich meinen innern Verdruß, den ich

über die Grobheit dieses Menschen empfand, und gehorchte meinem halb betrunkenen Rathgeber.

Paul — so hieß der grobe Bootsknecht — hatte kaum einen halben Gulden, nebst einer tüchtigen Kanne Wein, und die erste Solbe von einem guten Worte bekommen, als er sogleich der höflichste Klotz von der Welt zu werden schien. Er küßte mit aller Gewalt wohl funfzig mal meine Hand, hielt wider die Gewohnheit dieser Leute seine Mühe stets in Händen, und wollte, alles meines Bittens ungeachtet, sein Haupt in meiner Gegenwart durchaus nicht bedecken. Mein Begleiter trank ihm auf meine Gesundheit fleißig zu, Paul that noch fleißiger Bescheid, erzählte mir aber dabei haarklein Alles, was er von des Kapitain Wolfgang's Person, Leben und Wandel in dem Innersten seines Herzens wußte, und diese Erzählung dauerte über zwei Stunden, worauf er sich erbot, mich sofort in des Kapitains Logis zu führen, welches nahe an der Börse gelegen sei. Allein ich ließ mich verlauten, daß ich meinen Besuch bei demselben noch etliche Tage aufschieben, und vorher von der Reise recht ausruhen wollte. Hierauf bezahlte ich noch sechs Kannen Wein, den die beiden Zechgesellen getrunken hatten, verehrte dem treuherzigen Paul noch einen Gulden, und begab mich allein auf den Rückweg nach meinem Quartiere, weil mein allzu sehr be-
rauschter Wegweiser gar nicht von der Stelle zu bringen war.

Ich ließ mir hierauf von meinem Wirthe die Mahlzeit für mich allein auf meine Kammer bringen, und wiederholte dabei in Gedanken Alles, was mir Paul von dem Kapittain Wolfgang erzählt hatte. Hauptsächlich hatte ich mir gemerkt, daß derselbe ein trefflich kluger und tapferer Seemann, daneben zuweilen wohl sehr hitzig, doch aber auch bald wieder gelassen, gütig und freigebig sei: wie er denn zum öftern nicht allein seine Freunde und Bootsknechte, sondern auch ganz Fremde mit seinem größten Schaden und Einbuße aus der Noth gerissen. Gleichwohl hätten seine Untergebenen vor einigen Jahren unter Weges wider diesen ehrlichen Mann rebellirt, denselben bei nächtlicher Weile Hände und Füße gebunden, und ihn, auf einem wüsten Felsen ausgesetzt, zurückgelassen. Doch hätte das Glück den Kapittain vor einigen Monaten wieder gesund zurückgeführt, und zwar mit vielem Geld und Gut versehen, — auf welche Weise er dasselbe erworben, wußte Paul nicht zu sagen. Im übrigen sei er ein Mann von mittler Statur, wohl gebildet und gewachsen, von Geburt ein Teutscher, etwas über vierzig Jahr alt, und lutherischer Religion.

Da ich nun mit allem Fleiß dahin gestrebt hatte, bevor ich mich dem Kapittain zu erkennen gäbe, erst noch bei fremden Leuten sichere Kundschafft über seinen Zustand, sein Wesen, seine Gemüths- und Lebensart einzuziehen, so konnte mir diese

Nachricht nicht anders als höchst angenehm sein. Die aufgetragenen Speisen nebst der Bouteille Wein schmeckten mir unter diesen Gedanken vortrefflich wohl. Nach der Mahlzeit machte ich meinem auf der Post ziemlich zerschüttelten Körper eine kleine Motion, und hielt darauf ein paar Stunden Mittagruhe. Gegen Abend ließ ich mich von meinem vorigen Begleiter, der seinen Raufz, bereits ausgeschlafen, abermals ausführen, und zwar in ein berühmtes reputirliches Kaffeehaus, wo sich unzählige Personen auf mancherlei Art belustigten. Ich meinerseits sah mich nach Niemandem anders als nach Seeofficieren um, und war auch so glücklich, einen Tisch anzutreffen, welcher mit sechs Personen dieses Schlages besetzt war, doch unten am Ende noch Platz genug für mich hatte.

Nachdem ich ihnen höflich mein Kompliment gemacht, nahm ich mir die Freiheit, mich mit meinem Kaffeekännchen zu ihnen zu setzen. Ihre gewohnte Ungezwungenheit veranlaßte sie sehr bald, mich auf eine leutselige Weise zu fragen, wer und woher ich wäre? welches meine Berrichtungen hier am Orte seien? ob ich mich lange in Amsterdam aufzuhalten gedächte? wie es mir hier gefiele? u. s. w. Ich beantwortete alle ihre Fragen nach meinem Gutachten und zwar mit sittsamer Bescheidenheit, ohne slavische Demuth. Hierauf wendeten sie das Gespräch auf die Beschaffenheit verschiede-

ner Staaten und Dertter Deutschlands, worüber ich ihnen denn nach meinem besten Wissen hinlänglichen Bericht gab. Auch kamen sie auf die verschiedenen Universitäten und Studenten zu sprechen, wobei ich ihnen ebenfalls zu hinlänglicher Muskunst nichts schuldig blieb. Worauf der vornehmste unter ihnen zu mir sagte: „Mein Herr, ich gestehe, daß Ihr mir älter an Verstande als an Jahren vorkommt, und, bei Gott! von dergleichen jungen Leuten pflege ich viel zu halten.“

Ich mochte über diese unverhoffte Rede etwas roth werden, machte aber ein höfliches Kompliment und antwortete: „Mein Herr, Sie belieben allzu vortheilhaft von Ihrem Diener zu sprechen. Ich kann freilich nicht leugnen, daß ich erst vor wenigen Wochen in mein zwanzigstes Jahr getreten bin, und ungeachtet ich mich fast von Kindheit an disfrig außs Studiren gelegt, so weiß ich doch nur zu wohl, daß mir noch sehr viel an Conduite und Wissenschaft mangelt, welches ich indeß mit der Zeit durch emsigen Fleiß und Umgang mit geschickten Leuten zu verbessern trachten werde.“

„So Ihr Mitt' habt,“ setzte ein anderer hinzu, „so wäre es Schade um Euch wenn ihr nicht wenigstens noch zwei oder drei Jahre an Universitäten zubrächet, und nach diesem Gelegenheit suchtet, die vornehmsten Länder von Europa zu durchreisen; denn eben durch das Reisen erlernt man

die Kunst, seine erlangte Wissenschaft hier und da glücklich anzubringen.“

„Eben dies,“ versetzte ich, „ist mein Vorsatz, und obgleich meine eigenen Mittel hiezu nicht zulänglich sein möchten, so habe ich doch das feste Vertrauen zu Gott, daß er etwa hier oder da gute Gönner erwecken werde, die mir mit Rath und That, um meinen Zweck zu erreichen, an die Hand gehen können.“ — „Ihr verdienet es sehr wohl,“ erwiederte der erstere, „und ich glaube, es wird Euch hinfür selten daran mangeln.“

Hier wurde das Gespräch durch ein auf der Straße entstandenes Lärmen unterbrochen, welches sich jedoch bald wieder stillte, die Herren Seeofficiere aber blieben eine kleine Weile ganz still sitzen. Ich trank meinen Kaffee ebenfalls in der Stille, und rauchte eine Pfeife Knaster-Taback; da ich aber merkte, daß einer von ihnen mich öfters sehr freundlich ansah, nahm ich mir die Kühnheit, ihn zu fragen: ob sich nicht hier in Amsterdam ein gewisser Schiffskapitain, Namens Bernhard Wolfgang, aufhielte? — „Wie ist,“ antwortete jener, „dieser Name nicht bekannt.“ — „Wie?“ fiel ihm derjenige, welchen ich für den vernehmsten hielt, in die Rede, „solltet Ihr den berühmten Kapitain Wolfgang nicht kennen?“ Welches jener sowohl als die andern mit einem Kopfschütteln verneinten. — „Mein Herr,“ sagte er

hierauf zu mir, „ist Wolfgang etwa Euer Bekannter oder Bekannter?“ — „Nein, mein Herr,“ versetzte ich, keines von beiden; sondern ich habe nur unter Weges auf der Post mit einem Passagier gesprochen, der sich für einen Better von ihm ausgab, und dabei sehr viel Merkwürdiges von seinen Thaten erzählte.“

„Meine Herren,“ fuhr jetzt der ansehnliche Seemann in seiner Rede fort, „ich kann Euch versichern, daß selbiger Kapitain ein vollkommener Seeoffizier und dabei ein sehr großer Avanturier ist, der aber doch sehr wenig Wesens von sich macht, und gar selten etwas von seinen eigenen Begebenheiten erzählt, es sei denn, daß er bei außerordentlich guter Laune anzutreffen wäre. Er ist ein besonders guter Freund von mir, ich kann mich aber deshalb doch nicht rühmen, viel von seinen Geheimnissen ausgeforscht zu haben. Bei was für Gelegenheit er zu seinem großen Vermögen gekommen, kann ich nicht sagen; denn ich habe ihn vor etlichen zwanzig Jahren, da er noch auf dem Schiffe, der Holländische Löwe genannt, die Feder führte, als einen armen Teufel gekannt, nach diesem hat er den Degen ergriffen, und sich durch seine Tapferkeit zu dem Posten eines Kapitains emporgeschwungen. Sein Umgang ist dermaßen angenehm, daß Jedermann mit ihm in Gesellschaft zu sein wünscht. Vor Kurzem hat er sich ein vortreffliches neues Schiff, „der ge-

treue Paris," ausgerüstet, mit welchem er eine neue Reise nach den Barbarischen Küsten und nach Ostindien zu thun gesonnen, und das, wie ich glaube, in wenigen Tagen absegeln wird. Hat einer oder der andere Lust, ihn vor seiner Abfahrt kennen zu lernen, der stelle sich morgen Vormittag auf dem Ostindischen Hause ein, wo ich nothwendiger Ber-richtungen halber mit ihm zu sprechen habe, und Abrede nehmen werde, an welchem Orte wir uns Nachmittags belustigen können. Hiermit stand der ansehnliche Herr von seiner Stelle auf, um in sein Logis zu gehen. Die andern folgten ihm; ich aber blieb, nachdem ich von ihnen höflich Abschied genommen, noch eine Stunde sitzen, hatte meine eigenen vergnügten Gedanken über das angehörte Gespräch, und gieng hernach mit meinem abermals ziemlich berauschten Begleiter zurück in mein Logis, wo ich mich sogleich niederlegte und viel sanfter als gewöhnlich ruhte.

Den folgenden Morgen begab ich mich in reinlicherer Kleidung in die neue lutherische Kirche, und nach verrichteter Andacht spazierte ich auf das Ostindische Haus zu. Da ich im Begriff war, die Merkwürdigkeiten desselben staunend zu betrachten, hörte ich seitwärts an einem etwas erhabenen Orte die Stimme des gestrigen Seeofficiers, der zu einem andern Folgendes sagte: „Herr Kamerad, seht dort jenen wohlgefiteten jungen Teutschen stehen, der erst vor wenigen

Tagen mit der Post von Leipzig angekommen und gestern Abend in meiner Gesellschaft nach Euch gefragt hat, weil er unter Weges einen Eurer Bettern gesprochen!“ Es wurde hierauf sogleich etlichemal gepistet. Sobald ich merkte, daß es mich angieng, machte ich gegen die zwei neben einander stehenden Herren meinen Reverenz. Sie dankten mir sehr höflich, beurlaubten sich aber sogleich von einander. Der Unbekannte kam drauf augenblicklich auf mich zu, machte mir ein sehr freundliches Kompliment, und sagte: „Mein Herr, wo ich mich nicht irre, werden Sie vielleicht den Kapitain Wolfgang suchen?“ — „Mein Herr Gönner,“ antwortete ich, „so ist es, und ich bin deshalb von Leipzig nach Amsterdam gereist.“ — „Um Vergebung,“ fragte er weiter, „wie ist Ihr Name?“ — „Ich heiße Eberhard Julius,“ war meine Antwort. Augenblicklich siel er mir nun um den Hals, küßte mich auf die Stirn, und sagte: „Mein Sohn, an mir findet Ihr denjenigen, den Ihr sucht, nämlich den Kapitain Leonhard Wolfgang. Gott sei gelobt, der meinen Brief und Eure Person die rechten Wege geführt hat! Doch habt die Güte, eine kleine Stunde hier zu verziehen, bis ich, nachdem ich meine wichtigen Geschäfte besorgt, wieder hieher komme und Euch abrufe.“ Ich versprach, seinem Befehl nachzukommen. Er aber gieng eilends fort, kam dann, ehe noch eine Stunde verstrichen, wieder zurück, nahm

mich bei der Hand und sagte: „So kommet denn, mein Sohn, und folget mir in mein Logis, wo ich Euch ein Geheimniß entdecken werde, das, je unglaublicher es anfangs scheinen mag, um so kostbarer für Euch sein wird.“

Die verschiedenen Gemüthsbewegungen, die bei dieser Zusammenkunft in mir ganz wunderbarlich durch einander giengen, hatten meinen Kopf dermaßen verwirrt, daß ich fast nicht mehr wußte, was ich antworten oder wie ich mich stellen sollte; doch unter Weges, da der Kapitain bald mit diesen bald mit jenen Personen etwas zu schaffen hatte, bekam ich Zeit, mich etwas wieder zu sammeln. Sobald wir in sein Logis eingetreten waren, umarmte er mich aufs neue und sagte: „Seid mir vielmals willkommen, allerwerthester Freund, und nehmet nicht ungütig, wenn ich Euch hinfort meinen Sohn nenne, weil die Zeit lehren soll, daß ich als ein Vater handeln und Euch an einen Ort hinführen werde, wo Ihr den Grundstein zu Eurer zeitlichen Glückseligkeit finden könnet, die, wie ich glaube, durch das Unglück Eures Vaters auf einen sehr schwachen Fuß gesetzt worden ist. Indes, da ich nicht gesonnen bin, vor eingenommener Mittagemealzeit von unsern wichtigen Angelegenheiten ausführlich mit Euch zu sprechen, so werdet Ihr Euch belieben lassen, dieselbe bei mir einzunehmen, zuvor aber, bis die Speisen zubereitet sind, mögt Ihr mir eine

kurze Erzählung von Eurem Geschlecht und Eurer Jugend-
ziehung geben.“ Ich weigerte mich nicht, seinem Verlangen
Genüge zu leisten, und, obwohl ich alles möglichst kurz faß-
te, brachte ich doch länger als eine Stunde damit zu, und
war gerade fertig, als die Speisen aufgetragen wurden.

Nachdem wir beiderseits satt und aufgestanden waren,
befahl der Kapitain Taback und Pfeifen herzugeben, auch
Kaffee zurecht zu machen. Hierauf holte er aus seinem Ka-
binette einen dreimal versiegelten Brief, und überreichte mir
denselben, ohne ein Wort zu sprechen. Ich sah nach der
Ueberschrift, und fand diese zu meiner größten Verwunderung
also lautend:

„Dieser im Namen der h. Dreifaltigkeit versiegelte
Brief soll von keinem andern erbrochen werden, als
einem, der den Geschlechtsnamen Julius führt, von
dem Anno 1633 unschuldig enthaupteten Stephan
Julius erweislich abstammt, und in keuscher Ehe er-
zeuget worden.“

Dergleichen Titel und Ueberschrift eines Briefes war
Zeit meines Lebens nicht vor meine Augen gekommen; doch
da ich ein gutes Gewissen hatte, so konnte ich mich gar bald
in den Handel schicken. Der Kapitain Wolfgang sah mich
starr an, ich aber machte eine frohe Miene und sagte: „Mein
Water, es fehlt nichts als Dero gütige Erlaubniß, sonst hätte

ich Macht und Freiheit, diesen Brief zu erbrechen.“ — „Erbrechet denselben,“ antwortete er, „im Namen der h. Dreifaltigkeit.“ — „Weil er,“ versetzte ich, „im Namen der h. Dreifaltigkeit geschrieben und versiegelt worden, und mein Gewissen von allen Betrügereien rein ist, so will ich — doch nicht anders als auf Dero Befehl — denselben auch im Namen der h. Dreifaltigkeit erbrechen.“ Mit diesen Worten löste ich die Siegel, und fand den Inhalt also lautend:

Mein Enkel!

Andero kann und will ich Euch nicht nennen, und wenn Ihr gleich der mächtigste Fürst in Europa wäret. Denn es fragt sich, ob meine glückselige Lage nicht der Eurigen vorzuziehen sein möchte, da ich ein solcher Souverain bin, dessen Unterthanen eben so viel Liebe als Furcht, und eben so viel Furcht als Liebe hegen, und da ich überdieß an baarem Gelde und Juwelen einen solchen Schatz aufzuweisen habe, als einem großen Fürsten zu Führung seines Hofhaltes genügen würde. Doch was nützt mir das Prahlen? ich lebe vergnügt und will vergnügt sterben, wenn ich nur erst das Glück erlebt, einen von denen, welche meinen Geschlechtsnamen führen, gesehen zu haben. Macht Euch daher auf und kommet zu mir, Ihr möget arm oder reich, krumm oder lahm, alt oder jung sein, es gilt mir gleich viel; nur einen Julius von

Geschlecht, der gottesfürchtig und ohne Betrug ist, verlang ich zu umarmen, und ihm den größten Theil der, mir und den Meinigen unnützen, Schätze zuzuwenden. Dem Herrn Leonhard Wolfgang könnt Ihr sicher trauen, weil er seine linke Hand auf meine alte Brust gelegt, die rechte aber zu Gott dem Allmächtigen in die Höhe gestreckt, und mir also einen körperlichen Eid geschworen, diejenigen Anforderungen, die ich an ihn gethan, nach Möglichkeit zu erfüllen. Er wird Alles, was ich an Euch zu schreiben Bedenken trage, besser mündlich ausrichten, und Euky eine ziemliche Beschreibung von meinem Zustande machen. Folget ihm in Allem, was er Euch befiehlt, bleibt gesund und kommet mit ihm bald zu mir. Gegeben Felsenburg, den 29. September im Jahre 1724, meiner Regierung im 78, und meines Alters im 97sten Jahre.

Albert Julius.

Ich überlas den Brief wohl fünf bis sechsmal, konnte mir aber doch in meinen Gedanken keinen völligen und richtigen Begriff von der Sache machen. Der Kapitain Wolfgang bemerkte dieß, und sagte daher zu mir: „Mein Sohn, alles Euer Nachsinnen wird vergebens sein, bevor Ihr nicht von mir die Auflösung dieses Räthsels in Erzählung der wunderbaren Geschichte Eures Vettern, Albert Julius,

vernommen habt; setzt Euch demnach nieder, und höret mir zu.“

Hierauf begann er eine der wunderbarsten Begebenheiten zu erzählen, die ich dem Leser an einem andern Orte dieses Buches vollständig und ausführlich mittheilen werde. Für jetzt will ich nur so viel sagen, daß, nachdem der Capitain über zwei Stunden damit zugebracht und mir erstaunliches Vergnügen verursacht hatte, ich mich auf eine verbindliche Art bei ihm bedankte, mich in allen Stücken seiner gütigen Fürsorge empfahl, und daneben ihm allen kindlichen und schuldigen Gehorsam zu leisten versprach.

Nachdem festgesetzt war, daß ich mit ihm zu Schiffe gehen würde, ließ er meine Sachen aus dem Gasthose abholen, und behielt mich in seinem Quartier. Eine ganz besondere Freude bezeigte er über einige schriftliche Urkunden und andere Dinge, welche Zeugniß gaben, daß ich und meine Vorfahren in gerader Linie von dem Stephan Julius herstammten, indem derselbe meines Großvaters Großvater, Johann Bathasar Julius aber, als meines leiblichen Vaters Großvater, ein leiblicher Bruder des Albertus Julius und jüngster Sohn des Stephan gewesen.

Unsere Abfahrt blieb auf den 27. Junius festgesetzt, binnen welcher Zeit ich zweihundert Stück teutsche, hundert Stück englische Bibeln, vierhundert Gesang- und Gebetbü-

cher nebst vielen andern, sowohl geistlichen als weltlichen, höchst nützlichen Büchern, alle sauber gebunden, kaufen und zum Mitnehmen einpacken mußte. Ueberdies mußte ich noch für etliche tausend Thaler allerhand sowohl künstliche als gemeine Werkzeuge, vielerlei Hausrath, etliche Ballen weißes Papier, Dintenpulver, Federn, Bleistifte, nebst mancherlei Kleinigkeiten einhandeln, welches alles, wozu es gebraucht worden, ich am gehörigen Orte melden will.

Mein werther Kapitain Wolfgang merkte, daß ich nicht gern müßig gieng; er überließ mir daher die Besorgung alles dessen, was er sich nach und nach, je nachdem es ihm beige- fallen, auf ein Blatt Papier verzeichnet hatte, und bezeigte in den wenigen Stunden, die er zu Hause zubringen konnte, mir über meine Emsigkeit und Ordnung sein Wohlgefallen.

Am 24. Junius, als am Tage Johannis des Täufers, ließ sich, da wir eben Mittags bei Tische saßen, ein Fremder bei dem Kapitain anmelden. Dieser gieng hinaus, um denselben abzufertigen, kam aber sogleich wieder zurück ins Zimmer, brachte einen ansehnlichen Mann in Priesterkleidung an der Hand hereingeführt, und nöthigte denselben, sich zu uns zu Tische zu setzen. Kaum hatte ich dem fremden Priester recht ins Gesicht gesehen, als ich in ihm meinen ehemaligen Informator, Herrn Ernst Gottlieb Schmelzer,

wiedererkannte, ihn sofort umarmte und wiederholt küßte, denn er hatte von meinem zehnten bis zu meinem vierzehnten Jahre ungemein wohl gegen mich gehandelt und mich herzlich geliebt.

Als er mich nun ebenfalls erkannt und herzlich geküßt hatte, gab er mir seine Verwunderung darüber zu verstehen, daß er mich hier angetroffen. Ohne ihm zu antworten, that ich einen Blick auf den Kapitain, und bemerkte, daß diesem über unsere herzliche Bewillkommung die Augen voll Freudenthränen standen. Darauf sagte er: „Sehet Euch, meine Lieben, und speiset; denn wir werden nachher noch Zeit genug haben, um mit einander zu sprechen.“ Gleichwohl konnte ich die Zeit nicht erwarten, sondern fragte bald darauf meinen lieben Herrn Schmelzer, ob er bei den Lutheranern hier in Amsterdam seine Beförderung gefunden? Er antwortete lächelnd: „Nein!“ Der Kapitain aber sagte: „Mein Sohn, dieser Herr soll auf dem Schiffe unser und demnächst auch Eurer Vetter und Ruhmen einstiger Seelsorger sein. Ich hege die Hoffnung von ihm, daß er mit göttlicher Hilfe dort mehr Wunder thun und in seinem Amte fruchtbarer wirken werde, als sonst unter hundert lutherischen Predigern kaum einer.“ Auch hatte wirklich der Kapitain ihn in förmliche Bestallung genommen, ihn auf seine Kosten

zum Priester weihen lassen, und ihm befohlen, in Amsterdam bei uns einzutreffen; welchem allen er denn auch aufs genaueste nachgekommen war.

Nachdem nunmehr alles, was der Kapitain entworfen, in gehörige Ordnung gebracht war, wandte dieser die zwei letzten Tage bloß dazu an, bei seinen guten Freunden Abschiedsbesuche zu machen, wobei Herr Schmelzer und ich ihn mehrentheils begleiteten. Endlich am 27. Junius 1725 verließen wir im Vertrauen auf den Beistand des Allmächtigen die weltberühmte Stadt Amsterdam, und kamen den 30. dieses Monats auf dem Texel an, wo wir vierzehn Tage verweilten, den 15. Julius nebst vielen andern Schiffen unter Segel giengen, und von einem günstigen Winde nach Wunsch fortgetrieben wurden. Nach Mitternacht wurde derselbe etwas stärker. Zwar wollte keiner von den Seekundigen baraus sonderlich viel machen; doch mir, der ich schon ein paar Stündchen geschlummert hatte, dünkte es einer der größten Stürme zu sein, weshalb alle Herzhaftigkeit von mir weichen wollte. Die folgenden Tage litt ich an heftigem Erbrechen, und obwohl es Herrn Schmelzern und vielen andern, die ebenfalls zum erstenmal auf die See kamen, eben nicht anders gieng, so war ich doch am übelsten daran, weil ich nicht eher außer dem Bette ausbauern konnte, bis wir den Kanal völlig zurückgelegt hatten, während dagegen die

andern sich in wenigen Tagen wieder gesund und frisch befanden.

Meinem Kapitain war bei meiner anhaltenden Krankheit im Ernst bange geworden, und bei seiner theilnehmenden Gesinnung ließ er es an keiner Sorgfalt für mich fehlen, bis meine Gesundheit wieder völlig hergestellt war, so daß ich nichts weiter zu bedauern hatte, als daß ich nicht im Stande gewesen, etwas von den französischen und englischen Küsten im Vorbeifahren in Augenschein zu nehmen.

Nunmehr sah ich nichts um mich, als Wasser, Himmel und unser Schiff, von den zurückgelegten Ländern aber nur eine dunkle Schattirung; doch hatte ich kurz darauf das besondere Vergnügen, die Küsten von Portugall bei schönem hellem Wetter der Länge nach betrachten zu können.

Eines Tages, da der Kapitain, der Schiffslieutenant Horn, ferner Johann Ferdinand Kramer, ein sehr geschickter Chirurgus von etwa acht und zwanzig Jahren, Friedrich Lysberg, ein artiger Mensch von ungefähr gleichem Alter, der sich für einen Mathematikus ausgab, und ich, an einem sehr bequemen Orte beisammen saßen und von diesem und jenem sprachen, sagte der Lieutenant Horn zu dem Kapitain: „Herr Kapitain, Sie könnten uns allerseits kein größeres Vergnügen machen, als wenn es Ihnen beliebte, einige von den Begebenheiten zu erzählen, die Ihnen auf

Ihren vielen Reisen zugestossen sind. Mich wenigstens würden Sie dadurch sehr verbinden, wosfern es anders ohne Verdruß von Ihrer Seite geschehen kann."

Der Kapitain gab lächelnd zur Antwort: „Sie bitten mich um etwas, das ich von selber gethan haben würde, weil ich gewisser Ursachen wegen schon seit zwei bis drei Tagen mich dazu geneigt fühle. Ich bitte mir daher ein geneigtes Gehör aus, und werde meine Erzählung sogleich anfangen, sobald Herr Plager und Harkert unserer Gesellschaft noch beigetreten sein werden. Ligberg, der, wie ich, voll Ungeduld war, etwas erzählen zu hören, lief stracks fort, um diese Männer zu rufen, die beiderseits Leute von feinem Ansehen waren, und zwar der erstere ein Uhrmacher, der andere ein Posamentirer. Kaum hatten sie sich eingestellt, als sich der Kapitain zwischen uns hinsetzte, und die Erzählung seiner Geschichte folgendermaßen begann.

G e s c h i c h t e

d e s K a p i t a i n W o l f g a n g.

Ich bin kein Mann von vornehmen Geschlecht, sondern eines Posamentirers oder Bortenwürfers Sohn, aus einer mittelmäßigen Stadt in der Mark Brandenburg gebürtig. Mein Vater hatte, bei seinen eben nicht reichlichen Vermögensumständen, acht lebende Kinder: nämlich drei Töchter und fünf Söhne, unter denen ich, als der jüngste, ihm in seinem Alter der liebste war. Meine vier Brüder lernten nach ihrem Belieben Handwerke, ich aber, weil ich eine besondere Liebe zu den Büchern zeigte, wurde fleißig zur Schule und zum Privatunterricht angehalten, und brachte es so weit, daß ich in meinem neunzehnten Jahre auf die Universität nach Frankfurt an der Oder ziehen konnte. Ich wollte zwar die Rechte, mußte aber auf ausdrücklichen Befehl meines Vaters die Arzneikunde studiren, ohne Zweifel deshalb, weil nicht mehr als zwei, bereits sehr alte Medici, oder deutlicher zu reden, privilegierte Lieferanten des Todes in un-

serer Stadt waren, die vielleicht mehr an den gestorbenen als an glücklich kurirten Patienten verdient haben mochten. Dem einen derselben gedachte mich mein Vater mit guter Manier, und zwar durch eine Heirath zu substituiren, weil er eine einzige Tochter hatte, die nach meinem Bedünken die schönste unter den häßlichsten Jungfern war, und welcher die leyten oder Weisheitszähne wohl schon vor zwölf oder sechzehn Jahren gewachsen sein mochten.

Ich hatte anfangs guten Fortgang in meinen Studien, weil ich alle Quartale bloß dreißig Thaler zu meinen Ausgaben bekam, also wenig verschwenden durfte, sondern sein zu Hause bleiben und fleißig sein mußte. Doch meine Lage auf der Universität verbesserte sich mit der Zeit. Da ich nämlich nach anderthalbjähriger Abwesenheit die Pfingstferien bei meinen Eltern zubrachte, fand ich Gelegenheit, bei meinem dereinstigen Schwiegervater mich dermaßen zu insinuirten, daß er als ein Mann, der in der Stadt etwas galt, ein jährliches Stipendium von sechzig Thalern für mich zuwege brachte, welches ich nebst meinen väterlichen dreißig Thalern auf einem Brette ausgezahlt empfing, und hierauf mit einem viel freudigeren Herzen wieder nach Frankfurt zurückeilte, als ich vor wenigen Wochen von da abgereist war.

Munmehr meinte ich keine Noth mehr leiden zu dür-

fen, führte mich demnach auch einmal als ein rechtschaffener Bursche auf, und gab einen Schmaus für zwölf bis sechzehn meiner besten Freunde, wurde hierauf von dem einen und dem andern wieder zum Schmause eingeladen, und lernte recht burschikos leben, das heißt, fressen, saufen, speien, schreien, wehen und dergleichen.

Aber meine Schmauserei bekam mir wie dem Hunde das Gras. Als ich nämlich einmal des Nachts ziemlich berauscht nach Hause gieng, und zugleich mit dem Degen in der Faust mein Mütchlein an den unschuldigen Steinen kühlte, kam mir unversehens ein eingebildeter Eisenfresser mit den tröstlichen Worten auf den Hals: „Wärenhäuter, steh!“ Ich weiß nicht, was ich nüchternen Weise gethan hätte, wenn ich Gelegenheit gesehen, mit guter Manier zu entwischen; so aber hatte ich mit dem vielen getrunkenen Weine doppelten Muth eingeschluckt, setzte mich also, da mir der Dab zur Flucht ohnehin verhauen war, in gute Verfassung, griff beherzt meinen Feind an, und streckte denselben nach kurzer Gegenwehr mit einem tödtlichen Stöße zu Boden. Er rief mit schwacher Stimme: „Wärenhäuter, du hast dich gehalten als ein braver Kerl, mir aber kostet es das Leben. Gott sei meiner armen Seele gnädig!“

In diesem Augenblick dünkte ich mir wieder ganz nüchtern zu sein, rief auch Niemanden, um mich nach Hause zu

begleiten, sondern schlich viel hurtiger davon als der Fuchs vom Hühnerhause. Dennoch war es, ich weiß selbst nicht wie, herausgekommen, daß ich der Thäter sei, und es wurde deshalb stark nach mir gefragt und gesucht; allein meine Freunde hatten mich nebst allen meinen Sachen so künstlich versteckt, daß binnen acht Tagen mich Niemand finden, viel weniger glauben konnte, daß ich noch in der Stadt sei. Nach Ablauf dieser ängstlichen acht Tage wurde ich eben so geschickt zum Thore hinaus geschafft; ein anderer guter Freund kam mit einem Wagen hinterdrein, nahm mich unter Weges dem Scheine nach aus Mitleid zu sich in den Wagen, und brachte mich Zitternden glücklich über die Gränze an einen solchen Ort, wo ich wegen des Nachsehens nicht sonderlich viel mehr zu fürchten hatte. Doch für ganz sicher durfte ich mich noch immer nicht schätzen. Daher suchte ich durch allerlei Umwege nach der an der Ostsee gelegenen königlich-schwedischen Universität Greifswalde zu gelangen, wo ich von nun an auch wirklich in guter Ruhe hätte leben können, wosfern mir nur mein unruhiges Gewissen Ruhe vergönnt hätte. Denn außerdem, daß ich die schwere Blutschuld auf der Seele hatte, kam noch die traurige Nachricht hinzu, daß mein Vater, sobald er diesen Streich erfahren, vom Schlage gerührt worden und wenige Stunden darauf gestorben sei. Meinen Antheil an der Erbschaft hatten die Gerichte in Be-

schlag genommen, doch schickten mir meine Geschwister aus Mitleiden jedes zehn Thaler von dem ihrigen, und baten mich um Gottes willen, daß ich so weit, als ich nur könnte, in die Welt gehen möchte, damit sie nicht etwa die noch betrübtere Nachricht von meiner Enthauptung vernehmen möchten.

Ich hatte nach Ablauf eines halben Jahres ohnehin keine Lust mehr, in Greifswalde zu bleiben, weil es mir nicht sowohl an Lebensunterhalt, als an Gemüthsruhe fehlte. Demnach entschloß ich mich, zu Schiffe zu gehen, und auf der unruhigen See meine Ruhe zu suchen. Ich entdeckte dies Vorhaben einem Studiosus der Theologie, der mein sehr guter Freund und Sohn eines bedeutenden Kaufmanns in Lübeck war, und dieser empfahl mich an seinen Vater, der gerade zugegen und bei seinem Sohne zum Besuch war. Der Kaufmann, nachdem er mich geprüft und gemerkt hatte, daß ich im Schreiben und Rechnen wohl erfahren, auch sonst einen ziemlich guten Kopf hatte, versprach mir jährlich hundert Thaler Silbermünze, beständige Beköstigung sowohl zu Hause als auf Reisen, und bei gutem Verhalten dann und wann ein außerordentliches Accidenz.

Ich ergriff diese schöne Gelegenheit mit beiden Händen, reiste mit ihm nach Hause, und machte mich durch unermüdeten Fleiß dermaßen bei ihm beliebt, daß er in kurzer Zeit

großes Vertrauen auf mich setzte, und mich mit den wichtigsten Kommissionen in diejenigen Seestädte versendete, wo er seinen meisten Verkehr hatte.

Nachdem ich zwei Jahre bei ihm in Diensten gestanden, wurde mir, als ich einst nach Amsterdam verschickt war, daselbst eine weit vortheilhaftere Condition angetragen, die ich auch annahm. Zuvor aber reiste ich noch erst nach Lübeck wieder zurück, und forderte von meinem Prinzipal ganz höflich den Abschied. Dieser wollte indeß sich nur ungern dazu verstehen, sondern versprach im Gegentheil mir mein jährliches Gehalt um funfzig Thaler zu verbessern; allein ich hatte mir nun einmal die Fahrt nach Ostindien in den Kopf gesetzt, und ließ mir dieselbe nicht mehr ausreden. Sobald ich nun von meinem Prinzipal meinen ehrlichen Abschied nebst einem Geschenk von funfzig Thalern über meinen Lohn erhalten, sagte ich demselben gerührt Lebewohl, wobei er mich bat, daß ich bei meiner Rückkunft, ich möchte nun glücklich oder unglücklich gewesen sein, wieder bei ihm einsprechen sollte, und reiste in Gottes Namen nach Amsterdam, wo ich auf dem Schiff, der Holländische Löwe genannt, den köstlichsten Dienst, wie mich dünkte, bekam, indem ich jährlich auf 600 holländische Gulden sicher rechnen konnte.

Mein eigenes Vermögen, das ich ohne meines Kaufherren Schaden zusammengespart, belief sich auf 800 hollän-

dische Floren, und ich legte dasselbe meist in solchen Waaren an, womit man sich auf der Reise nach Ostindien oft zehn- bis zwanzigfachen Profit machen kann.

Unterdeß betrug ich mich sowohl auf dem Schiffe als auch an andern Orten so sparsam und heimlich, daß ein jeder glauben mußte, ich hätte nicht zehn Floren in meinem ganzen Vermögen; an meinem Muth und freien Wesen aber hatte Niemand das geringste auszusagen, weil ich mir von keinem, wer es auch sein mochte, auf dem Munde trommeln ließ.

Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo wir etliche Wochen zu verweilen genöthigt waren, begegnete mir ein verzweifelter Streich, und zwar durch folgende Veranlassung.

Ich gieng eines Tages von dem Vorgebirge zum Zeitvertreib etwas tiefer ins Land hinein, um mit meiner Flinte ein anständiges Stück Wildpret zu schießen, und gerieth von ungefähr an ein nach dassiger Art ganz zierlich gebautes Lusthaus, das mit feinen Gärten und Weinbergen umgeben war. Es schien mir einer näheren Betrachtung werth zu sein, und so gelangte ich denn an eine halb offenstehende kleine Gartenthür, trat hinein, und sah ein sehr schönes und wohl gekleidetes Frauenzimmer nach dem Klange einer kleinen Trommel, die ein anderes Frauenzimmer ziemlich tactmäßig spielte, sehr zierlich tanzen.

Obwohl sie, wie ich bemerkte, meiner gewahr wurde, so ließ sie sich dennoch nicht stören, sondern tanzte noch eine gute Weile fort; endlich aber, als sie aufgehört und einer alten Frau etwas ins Ohr gesagt hatte, kam die letztere auf mich zu, und sagte mir auf ziemlich gut holländisch: „Mein Herr, Ihr habt ohne erbetene Erlaubniß Euch die Freiheit genommen, meiner gnädigen Frau im Tanze zuzusehen: deshalb verlangt sie zu wissen, wer Ihr seid, und zugleich, daß ihr derselben den Tanz bezahlen sollt.“ — „Liebe Mutter,“ gab ich zur Antwort, „vermeldet Eurer gnädigen Frau meinen unterthänigsten Respekt, und zugleich, daß ich ein Unter-Officier von dem hier am Vorgebirge liegenden holländischen Schiffe sei, und das Vergnügen, welches mir dieselbe durch ihr zierliches Tanzen gemacht, herzlich gern bezahlen will, wofern nur die Förderung mein Vermögen nicht übersteigt.“

Die Alte hatte ihren Bericht kaum abgestattet, als sie mit auf Befehl der Tänzerin näher zu kommen winkte. Ich folgte, und mußte mit ihnen in eine dicht belaubte Weinlaube eintreten, und darin neben der schönen Tänzerin Platz nehmen. Die nicht minder wohlgebildete Trommelschlägerin entfernte sich von selbst, und so war denn Niemand weiter bei uns, als die alte Frau, in deren Gegenwart mich die vornehme Tänzerin mit der freundlichsten Miene auf geradebrecht holländisch anredete und bat, ich möchte doch die Güte

haben und ihr erzählen, wer, woher, und was ich sei, und wohin ich zu reisen gedächte. Ich beantwortete alles so, wie es mir gerade einfiel, weil ich wohl wußte, daß ihr ein wahrhaftes Bekenntniß eben so viel gelten könnte, als ein erdachtes. Sie redete hierauf in einer mir unbekanntem Sprache einige Worte mit der Alten, welche etlichemal mit dem Kopfe nickte, und sodann zur Hütte hinausgieng. Kaum hatte diese uns den Rücken gekehrt, so nahm mich die Dame bei der Hand und sagte: „Mein Herr, die jungen Europäer sind schöne Leute, und besonders Ihr seid sehr schön.“ — „Gnädige Frau,“ gab ich zur Antwort, „es beliebt Euch, mit eurem Selaven zu scherzen; denn ich weiß, daß aus meinem äußern Ansehen eben nicht viel zu machen ist.“ — „Ja, ja,“ war ihre Gegenrede, „Ihr seid in Wahrheit sehr schön; ich wünschte im Ernst, daß Ihr mein Selave wäret, Ihr solltet gewiß keinen schlimmen Stand bei mir haben. Aber,“ fuhr sie fort, „sagt mir, wie es kommt, daß auf diesem Vorgebirge bloß alte und übelgebildete, und keine schöne und junge Europäer zurückbleiben?“ — „Gnädige Frau,“ versetzte ich, „wenn nur auf diesem Vorgebirge noch mehr solche schöne Frauen, als Ihr seid, anzutreffen wären, so kann ich Euch versichern, daß auch viele junge Europäer hier bleiben würden.“ — „Wie?“ sagte sie darauf, „meint Ihr, daß ich schön sei und Euch gefalle?“ — „Ich

müßte," war meine Antwort, „keine gesunden Augen noch Verstand haben, wenn ich nicht gestände, daß mir Eure Schönheit recht im Herzen wohlgefällt.“ — „Wie kann ich dies glauben?“ erwiderte sie; „Ihr sagt, daß ich schön sei, Euch im Herzen wohlgefalle, und Ihr küßt mich nicht einmal, da Ihr doch allein bei mir seid, und Euch vor Niemandem zu fürchten habt.“ Ihre artige, lispelnde, wiewohl unvollkommene holländische Sprache kam mir so lieblich, der Inhalt der Rede aber nebst ihrem holdseligen Angesicht so entzückend vor, daß ich, anstatt zu antworten, so kühn war, einen feurigen Kuß auf ihre vollen, purpurrothen Lippen zu drücken. Sie aber, anstatt mir dies zu verwehren, erwiderte meinen Kuß durch zehn andere, und da ich ihr nun nichts schuldig bleiben wollte, so wechselten wir eine gute Weile gegenseitige Küsse, bis endlich Mund an Mund ruhen blieb, wobei sie mich so heftig an ihre Brust drückte, daß mir fast der Athem hätte vergehen mögen. Endlich ließ sie mich los, und sah sich um, ob uns etwa die Alte belauschte; da aber Niemand vorhanden war, ergriff sie meine Hand, und legte dieselbe auf ihre, wegen der tief ausgeschnittenen Kleidung mehr als halb entblößte Brust. Das Küssen ward nun von neuem begonnen, und ich weiß nicht, wie weit es mit mir gekommen sein würde, hätte sich nicht zum guten Glück noch die Alte von fern mit ihrem Husten vernehmen lassen. Wir

trennten uns nun augenblicklich, und saßen so bescheiden einander gegenüber, als hätten wir niemals ein Wasser getrübt.

Die Alte brachte in einem Korbe zwei Bouteillen köstlichen Wein, eine Flasche Limonade, verschiedene Früchte und Confecturen, wozu ich mich nicht lange nöthigen ließ, sondern gleich der Dame, die mir nun noch tausendmal schöner vorkam, mit größtem Appetit davon genoß. So lange die Alte zugegen war, redeten wir von ganz gleichgültigen Dingen; als sie sich indeß noch auf eine kurze Zeit entfernte, um eine gewisse Frucht von der andern Seite des Gartens herbeizuholen, gab mir die Dame unter den feurigsten Küffen Folgendes zu verstehen: „Ich sollte mir morgen, ungefähr zwei Stunden früher, als ich heute gekommen, einen Anlaß nehmen, um wieder an dieser Stelle bei ihr zu erscheinen, wo sie mir denn eine gewisse Nacht bestimmen wolle, in welcher wir ohne Furcht ganz allein beisammen sein könnten.“ Weil mir nun die Alte zu schnell wiederkam, so mußte ich ihr die Antwort schuldig bleiben; doch da es mir Zeit zu sein dünkte, Abschied zu nehmen, sagte ich noch: „Gnädige Frau, Ihr werdet mir das Glück vergönnen, daß ich morgen Nachmittag Euch noch einmal meine Aufwartung machen, und Euch für die heute genossene Bewirthing einige Seltenheiten aus Europa überreichen darf.“ — „Mein Herr,“ gab sie zur Antwort, „Euer Besuch soll mir lieb sein, aber

die Seltenheiten werde ich nicht anders annehmen, als gegen baare Bezahlung. Reiset wohl, Gott sei mit Euch!"

Bei diesen Worten machte ich ihr ein nochmaliges Kompliment, und gieng meines Weges. Die Alte begleitete mich fast eine halbe Stunde weit, und unter Weges erfuhr ich von ihr, daß diese Dame eine geborene Prinzessin von der Insel Java wäre. Der auf dem Vorgebirge unter dem holländischen Gouverneur in Diensten stehende Adjutant, Namens Signor Canengo, ein Italiäner von Geburt, habe sich bereits in ihrem zwölften Jahre in sie verliebt, da ihn ein Sturm gezwungen, in Java die Ausbesserung seines Schiffs abzuwarten. Er habe die zu ihr gefasste Liebe sich nicht aus den Gedanken schlagen können, und deshalb Gelegenheit gesucht und gefunden, sie vor zwei Jahren im siebzehnten Jahre ihres Alters durch List den Ihrigen zu entführen und auf das Vorgebirge zu bringen. Das Lusthaus, worin ich sie getroffen, gehöre nebst den meisten umliegenden Weinbergen und Gärten ihm zu, und sie müßte sich die meiste Zeit des Jahres über hier aufhalten, weil er diese seine Geliebte nicht gern von andern Mannspersonen sehen lasse und sie besonders verborgen hielte, wenn fremde, europäische Schiffe an dem Vorgebirge vor Anker lägen. „Er weiß zwar," fügte die Alte zuletzt noch hinzu, „daß sie ihm, ungeachtet er schon ein Herr von sechzig Jahren ist, dennoch allein getreu und be-

ständig ist, doch hat er zum Ueberflus mich zur Hüterin ihrer Ehre bestellt. Allein ich habe es heute für eine Sünde erkannt, wenn man dem armen Kinde allen Umgang mit andern fremden Menschen abschneiden wollte, und deswegen habe ich Euch, weil ich weiß, daß mein Herr vor Nachts nicht nach Hause kommt, diesen Mittag zu ihr geführt. Ihr könnt auch morgen um dieselbe Zeit wiederkommen. Allein das sage ich Euch, wosern Ihr etwa in sie verliebt sein solltet, so laßt Euch nur alle Hoffnung vergehen, denn sie ist die Keuschheit selber, und würde eher sterben, als sich von einer fremden Mannsperson nur ein einziges Mal küssen lassen. Indes seid versichert, daß, wosern Ihr meiner Gebieterin etwas Seltenes aus Europa mitbringen werdet, sie Euch den Werth desselben mit baarem Gelde doppelt bezahlen wird, weil sie dessen genug besitzt."

Ich sah während dieser Reden der lieben Alten beständig ins Gesicht, und da ich merkte, daß sie in vollem Ernst und in treuherziger Einfalt redete, so wird man leicht mutmaßen, was ich dabei in meinem Innern dachte. Meine Antwort war übrigens folgende: „Liebe Mutter, glaubt mir sicherlich, daß sich mein Gemüth um Liebesfachen wenig oder, soll ich die Wahrheit sagen, gar nicht bekümmert. Ich hege die größte Hochachtung für Eure Dame, aber bloß wegen ihres ungemeinen Verstandes und ihrer großen Höflichkeit.

Uebrigens verlange ich nichts weiter, als derselben für die heutige gütige Bewirthung morgen ein kleines Andenken zu hinterlassen, und zum Abschied ihre Hand zu küssen; denn ich glaube schwerlich, daß ich sie und Euch mein Lebtag je wiedersehen werde, weil wir vielleicht schon in wenigen Tagen von hier absegeln."

Bei diesen Worten drückte ich der Alten drei neue spanische Kreuzthaler in die Hand, weil sie, wie ich sagte, sich heute meinetwegen so viele Wege gemacht hätte. So verblendet als sie nun von dem hellen Glanz des Silbers stehen blieb, so hurtig machte ich mich nach genommenem Abschiede von dannen, und langte nach einem Gange von zwei kleinen deutschen Meilen glücklich wieder in meinem Logis an.

Ich mußte, sobald ich mich allein befand, über die heute gespielte Komödie herzlich lachen, konnte gleichwohl aber doch nicht leugnen, daß ich in die wunderschöne Brunette unbeschreiblich verliebt war, denn ich hatte bei ihr eine solche Schönheit, Klugheit, Offenheit und Liebe in so seltenem Vereine angetroffen, als ich noch bei keinem Frauenzimmer auf der Welt gefunden. Deshalb wollten mir die Stunden zu Jahren werden, bis ich mich wieder zu ihr auf den Weg machen konnte.

Den folgenden Morgen stand ich sehr früh auf, öffnete meinen Kasten, und nahm allerhand Sachen heraus, näm-

lich zwei kleine und einen etwas größeren Spiegel von der neuesten Art, einen Sonnenschirm mit goldener Quaste, eine zinnerne Schnupftabackdose in Gestalt einer Taschenuhr, zwei Gesteck saubere Frauenzimmer-Messer, dreierlei Schere, zwanzig Ellen Seidenband von viererlei Farbe, allerlei aus Elfenbein gedrechseltes Frauenzimmergeräth, nebst Spiel- und anderen Kindersachen, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnern kann. Alle diese Waaren packte ich ordentlich zusammen, begab mich nach Anweisung meiner Taschenuhr, die ich ihr aber nicht zu zeigen Willens war, zwei Stunden vor Mittagszeit auf die Reise, und langte ohne Hinderniß bei dem Lusthause meiner Prinzessin an. Die drei spanischen Thaler hatten die gute Alte so dienstfertig gemacht, daß sie mir über hundert Schritt vor die Gartenthür entgegenkam, mich bei der Hand faßte und sagte: „Willkommen, mein lieber Herr Landsmann! (sie war eine Holländerin und ich ein Brandenburger) Ach, eilet doch; meine Gebieterin hat schon über eine halbe Stunde auf Eueren verheißenen Zuspruch gehofft und sogar das Tanzen heute unterlassen.“ Ich schenkte ihr zwei große gedruckte Leinwand-Halbtücher, zwei Paar Strümpfe, ein Messer, einen Löffel und andere Kleinigkeiten, worüber sie vor Freuden fast rasend werden wollte, doch auf mein Zureden mich eiligst zu ihrer Frau führte.

Diese saß in der Laube, und hatte sich nach ihrer Tracht

sehr schön gepuht, auch muß ich gestehen, daß sie mir in diesem Anzuge ungemein reizend vorkam. Die Alte gieng fort, und ich wollte meine Siebensachen auspacken; da indeß meine Schöne sagte, es habe damit noch etwas Zeit, so nahm ich ihre Hand und küßte dieselbe. Dies schien sie zu verdrießen; daher schloß ich sie in meine Arme, und küßte sie mehr als hundertmal, wodurch sie wieder völlig aufgeheitert wurde. Als ich ferner auch auf ihre Brust Küsse zu drücken wagte, wäre sie vor Entzücken fast in Ohnmacht gesunken, hätte ich es nicht bei Zeiten bemerkt und ihre Lebensgeister wieder zu sammeln versucht, und zwar gerade noch vor Ankunft unserer Alten, die noch weit köstlichere Erfrischungen brachte als gestern.

Wir genossen dieselben mit vielem Appetit; darauf legte ich meinen Kram aus, über dessen Seltenheit meine Prinzessin nicht wenig erstaunte. Sie konnte sich nicht satt sehen und satt fragen, wozu dieses und jenes diene, und nachdem ich ihr einer jeden Sache Nutzen und Gebrauch gewiesen, zählte sie mir fünfzig holländische Dukaten auf den Tisch, die ich, wofern ich sie nicht erzürnen wollte, durchaus in meine Tasche stecken mußte. Die Alte erhielt hierauf Befehl, etwas aus ihrem Zimmer zu holen. Kaum war sie fort, so übertieferte mir meine Schöne noch einen Beutel mit hundert Dukaten nebst einem kostbaren Ringe: „Mein Nagapfel,“ fügte sie hinzu, „nehmet dies kleine Andenken hin, und liebet mich,

so werdet Ihr vor Eurer Abreise noch weit Mehreres von mir erhalten.“ Ich mochte mich weigern, wie ich wollte, es half nichts, sondern ich mußte, um sie nicht zu kränken, das Geschenk in meine Verwahrung nehmen. Sie bezeigte sich darüber höchst vergnügt, erwies mir alle ersinnlichen Liebkosungen, und sagte sodann mit einem Seufzer: „Gut mir doch, mein Geliebter, woher es kommt, daß Eure Person und Liebe in mir ein solches entzückendes Vergnügen erwecken? Ja, ich schwöre bei dem h. Glauben der Christen und der Tommi, daß meine Seele noch nie eine solche Süßigkeit gekostet.“ Ich versicherte ihr, daß es mit mir vollkommen gleiche Bewandniß habe, welches denn auch wirklich der Fall war. Indes, da mir das Wort Tommi noch immer vor den Ohren schwebte, fragte ich ganz treuherzig, was sie denn darunter verstände? wo ich denn erfuhr, daß dieß eine gewisse Secte sei, wozu sich die Javaner bekannten und sich dabei für weit höher und heiliger achteten, als andere Mohamedaner, mit denen sie übrigens, was die Hauptlehren anbelangt, ziemlich übereinstimmten. Ich stuzte etwas darüber, indem ich bedachte, daß ich allem Anschein nach in ihr eine Heidin vor mir hätte; allein die heftige Liebe, die bereits meine Sinne bezaubert hatte, vermochte den aufglühenden Funken religiöser Bedenklichkeit leicht wieder auszulöschen. Dazu kam, daß ich bei weiterem Nachforschen von

ihr erfuhr, daß sie ungemeyne Lust zu dem christlichen Glauben hegte, auch sich gern darin gründlich unterweisen und taufen lassen wollte; allein ihr Liebhaber, der Signor Casnengo, verzögere dieses von einer Zeit zur andern, habe auch seit einem Jahre fast gar nicht mehr daran gedacht, ungeachtet es anfangs sein ernstlicher Vorsatz gewesen und er deshalb sich viele Mühe gegeben. Nächstdem klagte sie über ihres Liebhabers wunderliches Betragen, besonders über seine zwar willigen, doch ohnmächtigen Liebedienste, und wünschte in einfältiger Treuherzigkeit, daß ich bei ihr seine Stelle vertreten möchte. Sobald ich dies vernommen, war ich sogleich bereit, ihr meine willigen und zärtlichen Dienste anzutragen, und hoffte sehr bald meinen Zweck bei ihr zu erreichen; indes die Heidin war in diesem Stück noch tugendhafter als ich, indem sie sich scheute, dergleichen auf eine so leichtfertige Weise und an einem Orte, wo es fast so wie unter freiem Himmel war, vorzunehmen. Unterdeß führten wir so zärtliche Vertraulichkeiten mit einander, daß ich vollends in Liebe entbrannte und fast schon entschlossen war, allmählig Gewalt zu gebrauchen; allein die Brunette, obwohl sie nicht minder erhitzt war, wußte mich dennoch durch so artige Liebkosungen im Zaume zu halten, daß ich ihr endlich nachgab, da sie mir hoch und theuer versprach, mir morgen Nacht in ihrem Schlafgemache alles das, was ich jetzt verlangte, auf

eine weit angenehmere und sicherere Art zu gewähren. Denn, so viel sie gehört habe, werde ihr Liebhaber selbige Nacht nicht nach Hause kommen, sondern bei dem Gouverneur bleiben. Uebrigens würde sie alle Anstalten schon so zu machen wissen, daß unser Vergnügen auf keine Weise gestört werden sollte: ich dürfte mich demnach bloß bei anbrechender Dämmerung getrost vor der Thür ihres Lusthauses einsinden.

Raum waren wir mit dieser Verabredung fertig, als uns die Zurückkunft der Alten eine andere Stellung anzunehmen nöthigte. Es wurde nun das Gespräch auf unsere europäischen Frauen gelenkt, deren Lebensart, Moden und anderweitige Sitten die Dame mit besonderer Aufmerksamkeit sich beschreiben ließ, zumal da die Alte durch ihr Dazwischenreden dieses und jenes bekräftigte oder wohl noch vergrößerte. Mittlerweile hatten wir uns in diese andächtigen Gespräche so sehr vertieft, daß wir an gar nichts anderes dachten. Um so heftiger war daher unser Schrecken, als der Signor Canengo ganz unvermuthet und zwar mit funkelnden Augen zur Laube hereintrat. Anfangs sagte er kein Wort, bloß der armen Alten gab er eine dermaßen tüchtige Ohrfeige, daß sie zur Thür hinausflog und sich etlichmal überpurzelte. Meine schöne Brunette dagegen warf sich zu meinem größten Verdrusse vor diesem alten Maulsel auf die Erde, und kroch ihm mit niedergeschlagenem Gesicht, unter-

würfig entgegen; doch war er so höflich, sie aufzuheben und zu küssen. Endlich kam die Reihe auch an mich, und er fragte mit einer gebietenden Miene: wer mich hierher gebracht, und was ich hier zu suchen hätte? — „Signor,“ gab ich zur Antwort, „Niemand anders als das Glück hat mich von ungefähr hierher geführt, indem ich ausgegangen war, um einige seltene europäische Waaren zu verhandeln.“ — „Und vielleicht,“ fügte er hinzu, „um anderen Männern ihre Geliebten zu verführen?“ Ich gab ihm mit einer verächtlichen Miene zur Antwort: daß dies eben meine Sache nicht sei. Hierauf fragte er die Dame: ob sie die auf dem Tische noch ausgelegten Waaren schon bezahlt habe? und da sie dies mit Nein beantwortete, griff er in seine Tasche, und legte sechs Dukaten mit folgenden Worten auf den Tisch: „Nehmet hier diese doppelte Bezahlung, und packet Euch zum Teufel! von nun an aber laffet Euch nie wieder bei dieser Dame antreffen, wosern Euch Euer Leben lieb ist.“ — „Signor,“ antwortete ich, „an diesem Bagatellgelde ist mir wenig gelegen, und um Euch zu zeigen, daß ich kein Lumpenhund bin, will ich diese Sachen der Dame geschenkt haben; Euch aber bitte ich, mit etwas höflicher zu begegnen, wenn ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten soll.“ Er sah mich hiebei scheel über die Achsel an, seine Adern schwollen vor Zorn auf, er legte die Hand an den Degen und stieß

die heftigsten Schimpfworte gegen mich aus. Dies spornte meine Herzhaftigkeit an; wir zogen fast zu gleicher Zeit unsere Degen, und tummelten uns vor der Hütte weidlich mit einander herum, doch mit dem Unterschiede, daß ich ihm mit einem kräftigen Hiebe den rechten Arm lähmte, und deren noch zwei ihm auf den Schädel versetzte. Ich that einen Blick nach der Dame, die in Ohnmacht gesunken war; doch da ich bemerkte, daß Canengo sich entfernte, und in hottentottischer Sprache vielleicht nach Hilfe schrie, so nahm ich meine im Grase versteckt liegende Flinte, warf noch ein paar Laufkugeln hinein, und eilte durch eine Oeffnung des Gar tenzauns nach meiner Wohnung zu.

Anfangs lief ich ziemlich schnell, dann aber nahm ich meinen gewöhnlichen Schritt an. Unterdeß wurde ich inne, daß zwei Hottentotten, die so geschwind als Windspiele laufen konnten, mich verfolgten. Der vorderste war kaum so nahe gekommen, daß er sich seiner angeborenen Geschicklichkeit gegen mich bedienen konnte, als er auch schon mit seiner Bagaye, welches ein mit Eisen beschlagener, vorn sehr spitziger Wurffpieß ist, nach mir schoß, zum größten Glück aber, da ich eine hurtige Wendung machte, bloß meine Rockfalten traf. Da der Spieß in meinen Kleidern hängen blieb, so mochte er glauben, mich getroffen zu haben, blieb deshalb gleich mir still stehen, und sah sich nach seinem Ra-

meraden um, der mit einem eben solchen Gewehr herzuwailte. Doch da ich nunmehr wußte, wie sicher diese rohen Menschen zu treffen verstehen, so wollte ich die Annäherung desselben nicht erst abwarten, sondern gab Feuer, und traf beide in einer Linie so glücklich, daß sie zu Boden fielen und an der Erde wunderliche Bewegungen machten. Ich gab meiner Flinte eine frische Ladung, als ich von weitem noch zwei herankommen sah. Ohne Noth Stand zu halten, wäre ein Frevel gewesen; daher verfolgte ich, obwohl beständig mich umsehend, den Weg nach meinem Quartiere, und gelangte auch ohne einen ferneren Unfall eine Stunde vor Abends daselbst an. Ohne Zweifel hatten meine zwei letzten Verfolger bei dem traurigen Schicksal ihrer Vorkäufer die Lust verloren, mir weiter nachzueilten.

Sobald ich in meinem Quartiere, das heißt, in einer von den Hütten, die nicht weit vom Berge zur Bequemlichkeit der Seefahrenden errichtet sind, angelangt war, kleidete ich mich aus, und gieng in meinem Schlafrock spazieren, setzte mich an's Meeresufer zwischen etliche dichtbeslaubte Sträucher, machte meine heute erworbene Goldbörse auf, und hatte mein besonderes Vergnügen, die schönen gelben Pfennige zu betrachten. Indem mir nun dabei die Liebe zu meiner schönen Brunette in die Gedanken kam, sagte ich: „Ach, du liebes Geld, wie viel schöner wärest du,

wenn ich dich nur mit ruhigem Herzen besäße!" Ich machte meinen Beutel, nachdem ich das Geld hinein, den saubern Ring aber an meinen Finger gesteckt hatte, wieder zu, stützte meinen Kopf auf beide Hände und sann nach, ob ich meiner heftigen Liebe ferner nachhängen und Mittel zur Befriedigung derselben suchen, oder ob ich wegen der damit verknüpften Gefahr ganz und gar davon absehen sollte.

Es wollte bereits anfangen Nacht zu werden, als ich mich aus meinem tiefen Nachsinnen zwar in etwas ermuntert, aber doch immer noch keinen festen Entschluß gefaßt hatte. Ich stand indeß auf, um in meinem Logis die Ruhe zu suchen. Noch hatte ich dasselbe nicht einmal erreicht, als ein Officier mit sechs Mann von der Besatzung auf mich loskam und mich mit Gewalt nach der Festung abführte. Die ganze Nacht hindurch hatte ich eine besondere Schildwache neben mir sitzen, welche auf meine geringsten Bewegungen Acht gab, und Niemandem, weder mit mir zu sprechen, noch an mich heranzukommen, gestattete.

Wer hätte nicht denken sollen, daß ich der mit dem Adjutanten und den Hottentotten gehaltenen Handel halben in Arrest gekommen sei. Ich selbst glaubte in meinem Herzen völlig davon überzeugt zu sein, und doch hatte ich weit gefehlt. Am folgenden Morgen in aller Frühe ließ mich unser Schiffskapitain vor sich führen, und redete mich, obwohl

ohne Jemandes Beisein, folgendermaßen an: „Mein lieber Wolfgang, ich weiß, daß Ihr ein armer Teufel seid; deshalb muß Euch die Begierde, reich zu werden, verleitet haben, einen Diebstahl zu begehen. Glaubet mir, daß ich etwas von Euch halte, und mehr als zu viel Mitleiden und Liebe für Euch habe; allein seid nun auch aufrichtig, und stellet mir den Beutel mit den hundert Dukaten, die dem William von Raac verwichene Nacht entwendet worden, mit offenem Bekenntniß in meine Hände. Ich schwöre bei Gott, daß ich die Sache auf eine geschickte Weise beamteln und Euch völlig bei Ehren zu erhalten suchen werde, weil es Schade um Eure Jugend und Geschicklichkeit ist.“

Ich hätte vor Bestürzung über diese Reden augenblicklich in Ohnmacht sinken mögen. Mein Gewissen war völlig rein, da ich in Wahrheit sagen kann, daß ich Zeit Lebens vor keinem Laster so großen Abscheu gehabt, als vor dem der Dieberei; doch dergleichen Verdacht gieng meiner Seele zu nahe. Sobald ich mich nun von meiner Verwirrung, die der Kapitain für ein Zeichen meines bösen Gewissens hielt, einigermaßen erholt hatte, bemühte ich mich, demselben meine Unschuld durch die stärksten Betheuerungen zu versichern, — wie ich denn auch wirklich nichts davon gehört noch gesehen hatte, daß dem William von Raac, der ein Kaufmann und unser Reisegefährte war, Geld gestohlen worden sei. Allein

der Kapitain schien sich über meine Entschuldigungen zu erzürnen und sagte: „Ich hätte nie geglaubt, Wolfgang, daß Ihr gegen mich so verstoßt sein würdet, da Euch doch nicht allein Euer ganzes Wesen, sondern Euer eigener Mund zur Genüge verrathen hat. Sagt mir, ob Ihr leugnen könnt, daß Ihr gestern am Meeresufer in der Einsamkeit das dem von Naac gestohlene Geld überzählt und folgende nachdenkliche Worte dabei gebraucht habt: Ach, du liebes Geld, wie viel schöner wärest du, wenn ich dich nur mit ruhigem Herzen besitzen könnte!“ — „Mein Herr,“ gab ich zur Antwort, „ich rufe nochmals Gott und das ganze himmlische Heer zum Zeugen an, daß mir dieser Diebstahl ungeredhter Weise Schuld gegeben wird. Dasjenige aber, was Ihr mir jetzt zulezt vorgehalten habt, verhält sich wirklich so. Ich habe einen Beutel mit 150 Dukaten bei mir, und gebe denselben zu Eurer sichern Verwahrung, bis meine Unschuld wegen des Diebstahls ans Licht gekommen sein wird. Seid aber so gütig, eine besondere Begebenheit von mir anzuhören, und mich Eures Schutzes genießen zu lassen.“

Hiermit überreichte ich ihm den Beutel mit 150 Dukaten, und erzählte sodann ausführlich, was ich als ein junger Liebesritter seit drei Tagen für besondere Zufälle gehabt hatte. Er hörte alles mit ziemlicher Verwunderung an, und sagte am Ende: „Ich muß gestehen, daß dieß ein-sehr verwickelter

Handel ist, und besonders wird mir die Sache wegen des verwundeten Adjutanten und der erschossenen Hottentotten ganz gewiß Verdruß machen. Wegen des letzteren verspreche ich Euch indeß meinen Schutz; allein was den William von Raac anbelangt, so bedarf dieß noch einer ferneren Untersuchung, weshalb ich Euch eben so wenig als die andern deshalb verhafteten Personen in Freiheit setzen kann.“

Ich war und mußte auch damit zufrieden sein; gleichwohl verdroß mich die schändliche und dabei so schlecht begründete Diebstahlsbeschuldigung weit tiefer als der andere Vorfall. Doch zu meinem großen Vergnügen lief gegen Mittag die Nachricht ein, daß William von Raac seinen Beutel mit den hundert Dukaten an einem Orte, wo er ihn in Gedanken selbst hin versteckt hatte, wiedergefunden, und dennoch solches gern verschwiegen hätte, wenn ihn nicht andere dabei betroffen und sein Gewissen geschärft hätten. Demnach mußte Raac und ich, so wie auch die drei andern, Nachmittags bei dem Hauptmann erscheinen, welcher die Sache beilegen wollte, weil die drei Mitbeschuldigten dem William von Raac den Tod geschworen hatten. Es wurde auch glücklich ausgeglichen; denn Raac erbot sich, einem jeden von uns zehn spanische Thaler für den Schimpf zu geben, und außerdem noch seine Uebereilung knieend abzubitten, welches er auch sogleich in Gegenwart des Kapitäns that; doch ich für

meine Person wollte meine Großmuth sehen lassen, gab ihm seine zehn Thaler wieder zurück, und ließ ihn auch seine Abbitte gegen mich nicht knieend, sondern stehend verrichten.

Nachdem dieser verdrüßliche Handel zu allerseitiger Zufriedenheit geschlichtet war, und wir uns in Freiheit von dem Kapitain hinweg begeben wollten, nöthigte mich derselbe, noch etwas bei ihm zu bleiben, bat mit den höflichsten Worten um Verzeihung, daß er auf Angabe eines wunderlichen Menschen fast gezwungen worden, mich so zu beschimpfen, und versprach mir in Zukunft desto größere Beweise seiner Achtung zu geben, weil er bei diesem Vorfall sich von meiner trefflichen Aufführung — wie er es zu nennen beliebte — erst recht vollkommen überzeugt habe. Zugleich gab er mir mit freundlichem Lächeln den Beutel, worin sich meine 150 Dukaten befanden, wieder zurück, nebst der Nachricht, daß zwar der Gouverneur schon Kunde von der mit dem Adjutanten vorgefallenen Streitigkeit erhalten, auch daß die beiden Hottentotten fast tödtlich verwundet seien, der Thäter aber sei ihm noch unbekannt, und so müßte man abwarten, was weiter geschehen würde. Unterdeß gebe er mir den guten Rath, alle meine Sachen in sein — nämlich des Kapitains — Kogis heimlich schaffen zu lassen, auch mich selbst bei ihm verborgen aufzuhalten, bis man ferner Mittel fände, der bevorstehenden Gefahr zuvorzukommen.

Nach entstand noch denselben Tag, ganz wie der rebliche Kapitain vermüthet hatte, ein nicht geringer Lärm wegen dieses Vorfalles. Man hatte mich als den Thäter so genau beschrieben, daß Niemand zweifelte, Herr Wolfgang sei derjenige, der den Signor Canengo, als er von ihm bei seiner Geliebten betroffen worden, so übel zugerichtet, ferner den zwei Hottentotten die tödtlichen Willen eingegeben, und jetzt dem Gouverneur auf dessen Verlangen zu exemplarischer Bestrafung ausgeliefert werden sollte. Indesß der rebliche Kapitain vermittelte die Sache noch so glücklich, daß wir einige Tage nachher ohne das geringste Hinderniß von dem Vorgebirge absegeln, und unsere Fahrt nach Ostindien fortsetzen konnten. Ich weiß ganz gewiß, daß er dem Gouverneur für meine Befreiung und Sicherheit ein ansehnliches Geschenk gemacht; allein er hat gegen mich nie etwas davon erwähnt, viel weniger mir einen Stüber Unkosten abgefordert, sondern im Gegentheil, wie ich ferner erzählen werde, stets die größte Gewogenheit für mich gehabt.

Unterdesß führte mir der auf dem Vorgebirge erlebte Vorfall zu Gemüthe, was für Gefährlichkeiten und üble Folgen daraus entstehen können, wenn man sich durch die böse Lust auf verbotene Wege verleiten läßt. Meine bräunlich-schöne Prinzessin schwebte mir zwar immer noch am Herzen, da ich sie indesß andererseits doch als eine Heidin und als die Mai-

treffe eines alten Adjutanten betrachten mußte, so kam ich bald wieder zu Verstande und mir vergieng alle Lust nach dieser verbotenen Frucht. Gleichwohl war ich noch lange nicht zu dem Grade von Frömmigkeit gelangt, daß ich mein bei ihr erworbenes Gut an die Armen vertheilt hätte, sondern ich sparte es vielmehr für meinen Gebrauch auf, und wünschte ihr dafür viel Vergnügen, bedauerte auch gar oft der schönen Brunette feine Gestalt, seltsames Schicksal, und das gute Gemüth, das sie zu mir gehabt.

William von Naac mochte, als er mich näher kennen gelernt, etwas an mir gefunden haben, das ihm gefiel; denn er kam oft zu mir, unterhielt sich mit mir gern über politische Gegenstände, und verkehrte mir bei Gelegenheit mit guter Manier allerlei seltene Sachen. Ich suchte dies zwar stets durch ähnliche Geschenke zu erwidern, merkte aber doch, daß er nicht eher ruhte, bis er wieder so viel bei mir angebracht, daß es den Werth des meinigen weit überstieg.

Ein gewisser Sergeant auf dem Schiffe, Namens Böckling, mit welchem William früher sehr gute Freundschaft gehalten, seit meiner Verhaftung aber mit ihm zerfallen war, sah unser häufiges Beisammensitzen mit vielem Verdrusse an, wandte auch allerlei Mänke an, um uns zusammen zu hegen, weil er ein sehr wüster Kopf und eben-derjenige war, der mich am Meeresufer, als ich meine Dukaten zählte und die

oben erwähnten Worte sprach, beschließen und verrathen hatte, die mir von Naac nunmehr offen gestand. Doch alle seine boshaften Anstiftungen waren nicht im Stande, unsere Freundschaft zu trennen; sondern es schien vielmehr, als ob dieselbe dadurch nur noch mehr befestigt würde. Ich hatte mir fest vorgenommen, dem Sergeanten bei erster Gelegenheit den Kopf zu waschen, doch ich wurde dieser Mühe überhoben, indem er, als wir uns eine Zeitlang in Batavia auf der Insel Java aufhalten mußten, daselbst von einem andern erstochen, und ich von dem Kapitein an seine Stelle als Sergeant gesetzt wurde.

Da ich nun auf diese Weise doppelten Sold zog, so konnte ich schon Staat machen und in wenigen Jahren ein ziemliches Kapital sammeln. Nächstdem handelte ich, zwar fleißig, doch nicht so schelmisch als ein Jude, und erwarb damit binnen drei Jahren ein ansehnliches Vermögen, — denn so lange waren wir auf dieser ersten Reise unter Weges. Sonst begegnete mir auf derselben eben nichts ungewöhnliches, weshalb ich auch nur noch so viel davon erwähnen will, daß wir auf dem Rückwege von zwei Salecischen Raubschiffen in der Gegend der Kanarischen Inseln angegriffen wurden. Das Gefecht war sehr hitzig, und wir schwebten in der größten Gefahr, neben unserer Freiheit alles Gut, ja wohl gar unser Leben zu verlieren. Endlich, nachdem wir den

grimmigsten Widerstand gethan, wendete sich das Blatt so, daß sie zwar die Flucht, aber dabei unsere reichbeladene Beute mitnehmen wollten; allein, da wir ihre Absicht noch zeitig genug merkten und bereits im Vortheil waren, so ward nicht allein ihr Vorhaben vereitelt, sondern auch noch das beste Schiff mit allem, was darauf war, ihnen abgenommen.

Wenn ich von der Art wäre, daß ich mich gern lobte oder loben hörte, so könnte ich bei dieser Gelegenheit gar manches vorbringen, das mich bei einem oder dem andern in den Ruf eines tapfern Mannes setzen würde; allein ich versichere vielmehr, daß ich niemals mehr gethan als ein rechtschaffener Soldat, dessen Ehre, Leben, Freiheit, nebst allem seinem Gut, auf dem Spiele steht, unter solchen Umständen zu thun schuldig ist. Gleichwohl kann man unter dem Vorwand der Schuldigkeit bisweilen der guten Sache zu viel oder zu wenig thun; mein Beispiel wenigstens mag Andern für solche Fälle zur Warnung dienen. Als wir uns nämlich an das Raubschiff, welches wir nachher auch glücklich eroberten, angehängt hatten und bloß noch mit dem Degen in der Faust gegen einander stritten, hatte sich ein einziger Räuber auf seinem fast schon eroberten Schiffe einen ganz eignen Kampfplatz erwählt. Er hatte sich nämlich durch etliche gegen und über einander gesetzte Kassen seinen Rücken frei gemacht, und hauste nun mit seiner Mordsense so übel, daß alle

von unserem Schiff hinüberspringenden Leute entweder todt niederfallen oder sich stark verwundet zurückgeben mußten.

Ich war unter dem Kapitain mit etwa zwölf Mann von den Unsrigen auf dem Vordertheile des feindlichen Schiffes Posto zu fassen beschäftigt, merkte aber, daß wir hier mehr Arbeit fanden, als wir bestreiten konnten, indem dieser einzige Räuber wie ein Satan unser Vordringen abzuwehren schien. Sogleich drang ich mit Bligeschnelle durch die Feinde, erfaß meinen Vortheil, und suchte ihm meinen Pallasch in den Leib zu stoßen; indeß der Mordbube war überall stark geharnischt und gepanzert, so daß ich nach dem Abgleiten meines Stoßes mich in der größten Lebensgefahr sah. In dieser Angst griff ich ihm zufällig in den weit aufgesperrten Mund, riß den Rasenden zu Boden, suchte am Unterleibe eine Oeffnung und stieß meinen Pallasch so tief hinein, als ich nur konnte.

Raum war dies geschehen, als etliche zwanzig und immer mehr von den Unsrigen nach und nach in das feindliche Schiff herüber gesprungen kamen, mir beistanden, und noch vor völlig errungenem Siege Victoria! riefen. Doch es verging nicht eine halbe Stunde, so konnten wir dies Freudenwort mit Recht und mit völliger Sicherheit ausrufen, weil wir nämlich bereits Meister vom Schiffe, und die noch lebenden Feinde unsere Sklaven waren. Ich für meine Person

hatte als erste Beute einen ziemlichen Hieb über den Kopf, einen über die linke Schulter, und einen Pikenstich in die rechte Hüfte bekommen; dazu hatte der unbescheidene Unhold, dem ich in's Maul gegriffen, mir die vordersten Gelenke zweier Finger an der linken Hand zum Zeitvertreib abgebissen, und da dieselben, wie ihr sehet, noch bis jetzt fehlen, ich sie auch auf der Wahlstatt nirgends finden können, so kann ich nicht anders glauben, als daß er sie verschlungen haben muß.

Ich gönnte ihm diese theuer genug bezahlten Bissen ziemlich gern, und war nur froh, daß an meinen bisher gesammelten Schätzen nichts fehlte; überdies wurde ich noch mit Ruhm und Ehre überhäuft, indem nicht nur der Kapitain, sondern auch die meisten andern Mitersechter dieses Sieges mir wegen des einzigen Streichs, den ich gewagt, den ersten Preis zuerkannten. Ich für mein Theil wäre der überflüssigen Lobeserhebungen gern entübriget gewesen, und hätte mir dafür lieber eine baldige Linderung meiner schmerzenden Wunden gewünscht, da ich, auf beiden Seiten verwundet, kaum auf dem Rücken liegend ein wenig ruhen konnte; doch durch einen geschickten Chirurgus und meine gute Natur gelangte ich mit Gottes Hilfe so weit, daß ich in wenigen Tagen wieder auf dem obersten Schiffsboden herumspazieren konnte. Der Kapitain, der mir gleich bei meiner

ersten Ausflucht entgegenkam und mich so munter sah, sagte mit Lachen: „Herr Wolfgang, ich gratulire zum Ausgange, und versichere, daß nichts als der Degen an Eurer Seite fehlt, um uns zu überreden, daß Ihr kein Patient mehr seid.“ — „Gnädiger Herr,“ gab ich ebenfalls lächelnd zur Antwort, „wenn es bloß daran fehlt, so will ich denselben sogleich holen.“ — „Bemühet Euch nicht,“ versetzte er, „ich will dafür sorgen.“ Mit diesen Worten gab er seinem Diener Befehl, einen Degen für mich zu holen. Dieser brachte sehr bald einen schönen silbernen Degen nebst dem Gehenke, und ich mußte denselben — wie ich meinte, bloß zum Spaß — mit umgürten. Sobald ich dies gethan hatte, ließ er das Schiffsvolk zusammenberufen, und sobald sich dies in gehörige Ordnung gestellt hatte, sagte er zu mir: „Herr Wolfgang, Ihr wisset so gut wie die andern Gegenwärtigen, daß im letzten Gefechte unsere beiden Lieutenants geblieben sind; deshalb will ich, in Rücksicht auf Euern leysthin bewiesenen Heldemuth, Euch hiemit als Ober-Schiffslieutenant vorgestellt haben, jedoch mit Vorbehalt der Bestätigung unserer Oberen, und da ich weiß, daß keiner der Anwesenden etwas dagegen einzuwenden haben wird, so will ich zugleich der erste sein, der Euch zu dieser neuen Würde Glück wünscht.“ Hiermit reichte er mir seine Hand. Ich wußte anfänglich nicht, wie mir geschah; doch da ich sah, daß es Ernst war,

machte ich das gebräuchliche Gegenkompliment und ließ mir die Beförderung gefallen.

Bald darauf gelangten wir nebst unserer gemachten Beute glücklich wieder in Amsterdam an. Ich ward hier nicht nur in meinem neuen Posten bestätigt, sondern erhielt auch noch eine unerwartete, sehr ansehnliche Belohnung, außer der rückständigen Besoldung, die ich noch zu fordern hatte. Die aus meinen mitgebrachten Waaren gelösten Gelder schlug ich dazu, legte die Hälfte davon als ein Kapital in die Bank, die andere Hälfte aber verwandte ich theils auf meinen Lebensunterhalt, theils dazu, mir das Nöthige zu einer neuen Seereise anzuschaffen.“

Bis hierher war der Kapitain Wolfgang in seiner Erzählung gekommen, als er wegen einbrechender Nacht für diesmal abbrach, mit dem Versprechen, daß er uns bei der ersten Gelegenheit den noch übrigen Theil seiner Begebnisse mittheilen wollte. Jeder von uns suchte nun seine gewohnte Ruhestelle; kaum aber hatten wir drei Stunden auf derselben gelegen, als wir alle wegen eines sich erhebenden Sturmes wieder ermuntert wurden. Wir verließen uns nun zwar auf die Stärke und Festigkeit unseres „getreuen Paris,“ welchen Namen nämlich unser Schiff führte; da indeß die Wuth des Sturmes und das Toben der Wellen, nachdem es zwei Nächte

und zwei Tage ohne Unterlaß fortgedauert, nicht aufhören wollte, im Gegentheile bei Unbruch der dritten Nacht sich noch vervielfältigte, gaben wir alle Hoffnung auf unsere Lebensrettung auf, bekümmerten uns fast gar nicht mehr darum, in welcher Gegend wir uns befänden, und erwarteten theils mit zitterndem, theils mit gelassenem Herzen die schreckliche Zerschmetterung unseres Schiffs und das damit verknüpfte jämmerliche Ende unseres Lebens. Allein die erhaltende Kraft des Himmels zeigte sich hier weit mächtiger, als die Kraft des Windes und der herstenden Wolken; denn unser Schiff sollte nicht bloß unbeschädigt bleiben, sondern auch zu unserer großen Verwunderung wieder auf die rechte Straße geführt werden. Etwa zwei Stunden nach Mitternacht legte sich das gewaltige Brausen, die dichten Wolken zertheilten sich, und bei anbrechendem schönen und hellen Tage erhoben die Bootleute ein Freudengeschrei, weil sie ganz unverhofft den Pico erblickten, und wir uns ganz nahe an der Insel Teneriffa befanden. Ich für meine Person wußte nicht, ob ich mehr Freude oder Staunen empfand, als ich diesen ungeheuern Koloss zu Gesicht bekam. Der bis zum Himmel empor reichende entsetzliche Berg erschien oben herum ganz weiß, weil er Sommers und Winters stets mit Schnee bedeckt ist. Man konnte den aus seinem Gipfel steigenden Dampf deutlich erblicken, und ich konnte mich an diesem hohen Gegenstande

nicht satt sehen, bis wir gegen Abend an die Insel anfuhrten, um so lange daselbst auszuruhen, bis die zerrissenen und beschädigten Theile unseres Schiffs ausgebessert sein würden.

Ich fand ein besonderes Vergnügen daran, die Merkwürdigkeiten der Insel zu betrachten, besonders den Pico, an dessen Fusse eine Art von Bäumen stand, deren Holz in keinem Wasser verfaulen soll. Doch die Spitze des Berges zu erklettern, und dessen Rauchloch, welches Kaldera genannt wird, in Augenschein zu nehmen, konnte mich Niemand bewegen, ungeachtet es noch die schönste Jahreszeit dazu sein mochte. Entweder war ich nicht so neugierig, als Plinius der Aeltere beim Vesuv gewesen, oder ich hatte nicht Lust, mich dergleichen Fatalitäten, wie er gehabt, anzusehen, oder ich war nicht Willens eine Naturgeschichte aus eigener Erfahrung zu schreiben. Kurz, ich war hiezu entweder zu faul, zu furchtsam oder zu nachlässig.

Dagegen kann ich nicht leugnen, daß ich mir bei dem Kapitain den Kanarien-Sect ganz vortrefflich schmecken ließ, welcher mir auch besser bekam, als andern der Schwefeldampf auf dem Pico bekommen war. Auch nahmen wir eine ziemliche Menge dieses berühmten Getränks nebst vielem Zucker und andern Delikatessen von dieser Insel mit, und fuhren am 12. September vergnügt nach dem Capo Verde ab.

Es war um diese Zeit ungemein stille See und schönes Wetter, weshalb der Kapitain Wolfgang auf unser Ansuchen sich gefallen ließ, seine Geschichtserzählung in folgender Weise fortzusetzen.

„Wo ich mich noch recht erinnere,“ begann der Kapitain, „so war ich in meiner Erzählung neulich da stehen geblieben, wo ich zu einer zweiten Seereise die nöthigen Anstalten traf. Allein die Generalstaaten waren unterdeß mit Frankreich und Spanien in Krieg verwickelt worden, und so bekam denn alles eine andere Gestalt. Ich hielt mich nun zwar stets an meinen Wohlthäter, nämlich an den Kapitain, der mich bisher so glücklich gemacht hatte, indeß ich konnte weder die Ursache seines Zögerns noch seine ferneren Pläne errathen. Doch endlich brach er sein Stillschweigen, und eröffnete mir, daß er treffliche Freibriefe erhalten, gegen alle Feinde der Republik als ein Freibeuter zu verfahren, weshalb er sich auch bereits vermittelst der Unterstützung anderer Waghälfe ein überaus schönes Schiff mit allem Zubehör angeschafft habe, so daß ihm nichts fehle, als die erforderliche Mannschaft. Wollte ich nun, fügte er hinzu, als sein Oberlieutenant mitreisen, so mußte ich mich bemühen, wenigstens zehn bis zwölf Freiwillige aufzutreiben; wofern mir dies aber etwa unmöglich schiene, oder ich etwa keine Lust zu dergleichen

Unternehmungen hätte, so wollte er mir zwar bald eine Officierstelle auf einem Kriegsschiffe verschaffen, allein ob dies für mich eben so vortheilhaft sein würde, wisse er nicht zu sagen. Augenblicklich versicherte ich nun dem Kapitain, daß ich mit dem größten Eifer unter und mit ihm mein Glück oder Unglück zu suchen, auch wohl mit ihm zu leben und zu sterben bereit sei. Er schien über diesen meinen Entschluß nicht wenig vergnügt zu sein. Ich gieng nun von ihm, und schaffte ihm, anstatt der zwölf, drei und zwanzig tüchtige und freiwillige Waghälse, unter denen die meisten viel Geld bei sich hatten. Als ich dieselben meinem Kapitain vorstellte, küßte mich dieser vor Freuden, und da er unterdeß auch nicht müßig gewesen, sondern alles Nöthige herbeigeschafft hatte, so segelten wir bald darauf vergnügt ab.

Aus Furcht vor den Franzosen durften wir nicht den Kanal passiren, sondern mußten unsere Fahrt um die brittischen Inseln herum nehmen, und obwohl der Kapitain schon große Lust hatte, den Spaniern auf der Straße nach Amerika einen und den andern Streich zu spielen, so wollte er doch zuvor noch erst genauere Kunde einziehen. Indes noch ehe dies geschah, thaten wir einen herrlichen Zug an einer französischen nach Irland abgeschickten Fregatte, auf welcher 16000 Louisdor nebst andern trefflichen Sachen und etlichen Staatsgefangenen unsere Beute wurden. Die vornehmsten

Gefangenen nebst den Brieffschaften lieferten wir gegen einen billigen Lohr an einen Engländer aus, der schon lange vergebens auf diese Fregatte gelauert hatte, besetzten dann dieselbe mit etlichen unserer Leute, worunter auch ich war, der also von nun an ein Nebenschiff zu kommandiren bekam, und fuhren dann weiter, um im merikanischen Meere zu kreuzen.

Auf der portugiesischen Insel Madera nahmen wir frisches Wasser ein, und fanden daselbst noch ein holländisches, aber von den Spaniern sehr übel zugerichtetes Freibeuterschiff, dessen Kapitain nebst den besten Leuten geblieben war; unter dem übrigen Schiffsvolk aber war eine solche Gesinnung, daß Niemand wußte, wer Koch oder Kellner sein sollte. Wir führten ihnen den elenden Zustand, worin sie sich befanden, zu Gemüth, und brachten sie auf gute Art dahin, daß sie sich mit uns zu vereinigen und unter unseres Kapitäins Befehl alles mit zu wagen beschlossen; hierauf halfen wir ihnen ihr Schiff wieder in guten Stand setzen, und segelten voll großer Hoffnung auf die Bermudischen Inseln zu. Unter Weges bemächtigten wir uns eines spanischen Jagdschiffes, welches ausspüren sollte, ob die See sicher genug sei, indem sich die spanische Silberflotte bei der Insel Cuba versammelt hatte, und so eben nach Europa abzusegeln im Begriff war. Wir nahmen das Wenige, das außer den Gefangenen auf der Tacht sich befand, auf unsere Schiffe, und

bohrten die Facht selber in den Grund, weil sie uns nichts nützen konnte; sodann aber eilten wir nach der Insel Cuba hin, um, wo möglich, von der Silberflotte etwas zu erhalten. Mit uns vereinigten sich noch zwei holländische und ein englischer Freibeuter, so daß wir zusammen sechs Schiffe stark waren, und auf denselben 46 Kanonen und 482 wohlgerüstete Leute aufzuweisen hatten. Mit diesen konnten wir nun schon etwas zu unternehmen wagen, und wir legten auch wirklich die Hände nicht in den Schooß; sondern beunruhigten Cuba, Hispaniola, und andere feindliche Inseln, und nahmen alle spanischen Handelschiffe weg, so daß auch dem Geringsten unter uns seine Mühe reichlich belohnt wurde, und Niemand von Armuth oder Mangel zu reden Ursache hatte.

So erfuhren wir denn, daß das Glück den Waghälften am günstigsten sei. Den Spaniern aber war um ihrer Silberflotte willen hiebei eben nicht wohl zu Muth, zumal da sie unsere Schiffsmacht für weit stärker halten mochten, als sie wirklich war. Sie rüsteten daher, wie wir sehr bald erfuhren, zehn bis zwölf leichte Kriegsschiffe aus, um uns entweder gefangen zu nehmen oder zu zerstreuen. Der Engländer, unser bisheriger Gefährte, mochte entweder zu wenig Herz haben oder sich bereits reich genug schätzen; denn er trennte sich von uns nebst seinem Schiff und seiner Barke, worauf er zusammen 120 Mann nebst 12 Kanonen hatte,

und war Willens, sich zwischen Cuba und Hispaniola durchzuschleichen und dann nach Virginien zu segeln. Allein man hat uns nachher versichert, daß ihn die Spanier ertappt, geplündert und schändlicher Weise ermordet haben.

Unsere Kapitaine fanden indessen nicht für gut, einen Angriff der Spanier abzuwarten, zumal da nicht bloß unsere Schiffe einer schleunigen Ausbesserung bedurften, sondern auch von unsern Leuten viele nicht so wohl geblieben, als vielmehr von den vielen Strapazen höchst entkräftet waren. Wir richteten daher unsere Fahrt nach der, unseren Landeleuten zugehörigen Insel Curaco oder — wie sie einige nennen — Curassau, erbeuteten aber unter Weges noch ein mit Cacao, Vanille, Marmelade, Zucker und Taback beladenes Schiff. Wenige Tage nachher war uns das Glück noch günstiger, indem uns ganz vorn ungefähr und ohne vieles Blutvergießen drei Barken mit Perlenaustern in die Hände fielen.

Mit diesen Reichthümern landeten wir nun glücklich bei Curaco an. Der dasige Gouverneur empfing uns, nachdem wir ihm unsere Vasse gezeigt, auch von dem einen und dem andern ihm umständlich berichtet hatten, sehr freundlich, zumal da er von uns ein ansehnliches Geschenk erhielt. Indes, nach sorgfältiger Ueberlegung fanden unsere Kapitaine es für zuträglich, die Insel Bonatry *) zu unserem Ruheplatz zu erwählen

*) Auch Von Air oder Vuen Ayres genannt.

und unsere Schiffe daselbst auszubessern. Hierauf wurde nun aller mögliche Fleiß verwendet, sodann aber beschlossen, eine völlige Niederlassung daselbst anzulegen. Mit Hilfe der daselbst wohnenden Indianer fiengen wir daher an, kleine Häuser zu erbauen, auch für den Anlauf eine artige Festung anzulegen, die wir immer mehr zu verbessern Willens waren. Die Indianer bezeigten sich ungemein dienstfertig gegen uns. Wir gaben ihnen von dem Unsrigen, was sie irgend brauchen und wir entbehren konnten, dagegen bauten sie uns fleißig das Feld, und zeugten Mais, James, Palates, auch guineisch Korn, welches uns alles wohl zu statten kam. Nächstdem legten sie sich auch mehr als sonst auf ordentliche Haushaltung und Viehzucht; denn es gab nun daselbst Ochsen, Kühe, Pferde, Schweine, besonders aber Ziegen im Ueberfluß, so daß wir nicht nur hinreichenden Unterhalt hatten, sondern auch unsere Landleute auf den benachbarten Inseln mit eingesetztem Fleische und andern Sachen versorgen konnten. Daneben thaten wir manchen Ausflug in die See, und bereicherten uns mit spanischem und französischem Kaufmannsgut. Ich für meine Person hatte mir einen ziemlichen Schatz an Geld, Silber, Perlen und andern kostbaren Sachen gesammelt, wovon ich das meiste auf der Insel an verschiedenen Orten vergrub, wo es nicht leicht Jemand ohne meine Anweisung finden konnte. Uebrigens lebten wir sämt-

lich so vergnügt auf der Insel, daß es, nach einem dreijährigen Aufenthalt auf derselben, fast schien, als sehnte sich kein einziger in sein Vaterland zurück.

Nach so langer Zeit erhielten wir abermals Kunde, daß die Spanier wieder mit einer reich beladenen Silberflotte nach Europa absegeln wollten. Sogleich machten wir den Anschlag, etwas davon zu erhaschen, giengen mit zwei der besten Schiffe und der beherztesten Mannschaft in See, und lauerten in der Gegend der Caraischen Inseln jenen auf, doch mit Anwendung aller möglichen Vorsicht, um nicht entdeckt zu werden. Unsere Bemühung war auch diesmal nicht vergebens; sondern wir eroberten eines Morgens früh, nachdem wir einen ziemlich heftigen Sturm ausgestanden, ein von der Flotte verschlagenes spanisches Schiff, und fanden auf demselben an gediegenem Silber und andern Kostbarkeiten weit mehr, als wir nur je gehofft hatten. Die Flotte hatte aus dem heftigen Donner des Geschüyes gemerkt, daß eines von ihren Schiffen im Gefecht begriffen sei, und deshalb auch zwei Schiffe zu Hilfe geschickt; allein die Beute war schon in unsern Händen, und wir gingen mit derselben ziemlich verwegen bei Porto Rico hindurch und nach unserer Insel Bonatry zurück.

Mun waren wir eifriger als je darauf bedacht, nicht bloß unsere Wohnungen, Feldbau und Viehzucht mit Hilfe

der Indianer bequemer einzurichten, sondern wir kamen auch in kurzer Zeit in unserem Festungsbau so weit, daß wir diese Insel gegen alle feindliche Anfälle sicherten. Etliche der Unseren hatten bei Gelegenheit spanische und französische ledige Frauenzimmer gefangen, sich mit denselben verheirathet und Kinder gezeugt. Dies erweckte bei den Uebrigen die Lust, ein gleiches zu thun, und sie nöthigten deshalb unseren Kapitain, als den erwählten Gouverneur unserer Insel, eine Landung auf Hispaniola zu wagen, wo sich viele spanische und französische Frauenzimmer befinden sollten.

Obwohl der Kapitain dies Unternehmen anfangs für zu verwegen und zu gefährlich erkannte, so sah er sich doch zuletzt gezwungen, dem Verlangen unserer Gefährten zu willfahren und zwei Schiffe hiezu auszurüsten, deren eines ich als Unterhauptmann befehligte. Wir liefen aus und stiegen auf Hispaniola glücklich ans Land. Die Verliebten erreichten nun zwar ihren Zweck, indem sie einige dreißig junge Frauenzimmer gefänglich zu den Schiffen einbrachten, ich aber, der ich dabei die Bedeckung hatte, war so unglücklich, von den nachsegenden Spaniern einen gefährlichen Schuß in die rechte Seite und einen durch die linke Wade zu bekommen, so daß ich nebst noch zwei andern von den Spaniern gefangen und vor ihren Gouverneur gebracht wurde.

Bei unserem Unglück war es wenigstens noch ein gro-

ses Glück, daß dieser, der ein sehr hitziger Mann war, uns nicht im ersten Zorne sogleich aufhängen ließ. Indes, nach wir von unseren Wunden genesen, wurden wir wenig besser, ja fast eben so schlimm als türkische Sklaven behandelt. Am schmerzlichsten war es mir, daß ich gar keine Gelegenheit finden konnte, meinem redlichen Kapitain Nachricht von meinem Leben zu geben, weil ich versichert war, daß er nichts sparen würde, um mich zu befreien. Nachdem ich indes drei Jahre in diesem traurigen Zustande zugebracht hatte, erhielt ich die Nachricht, daß mein redlicher Kapitain nebst meinen besten Freunden die Insel Bonatry verlassen, und zurück nach Holland gegangen sei, um sich die Statthalterschaft über dieselbe nebst anderen Vollmachten auszubitten. Darneben wurde mir der jetzige Zustand der Insel so schön beschrieben, daß mein sehuliches Verlangen nach derselben von neuem in mir erwachte, zumal wenn ich mich meiner daselbst vergrabenen Schätze erinnerte. Indes ich wußte kein Mittel, wie ich, ohne meine Person und mein Vermögen in die größte Gefahr zu setzen, dem Gouverneur einen Vorschlag zu meiner Auslösung machen sollte, und so mußte ich denn noch zwei Jahr als Pferdeknecht in des Gouverneurs Diensten bleiben, ehe sich eine Gelegenheit, meine Freiheit wiederzuerhalten, zeigte.

Die Noth erweckt bisweilen im Menschen eine Ge-

müthsneigung, wozu er sonst von Natur keinen Hang hatte. Von mir z. B. kann ich in Wahrheit sagen, daß ich mich, selbst in meinen damaligen besten Jahren, um das Frauzimmer und die Liebe fast gar nicht bekümmerte; auch war ich ja nichts weniger als aus der Absicht nach Hispaniola gegangen, mir eine Frau von daher zu holen, sondern nur, um meinen Muth zu zeigen und Geld zu gewinnen. Doch jetzt, wo ich in der größten Noth schwebte, und kein sicheres Mittel sah, um zu meiner Freiheit zu gelangen, nahm ich meine Zuflucht endlich zu der Venus, da mir Apollo, Mars und Neptunus ihre Hilfe ganz zu verweigern schienen.

Eines Tages, da ich des Gouverneurs Tochter nebst ihrem Kammermädchen auf ein nahe gelegenes Landgut spazieren gefahren hatte und mich mit der Erstern ganz allein im Garten befand, setzte sich dieselbe auf eine grüne Bank nieder, und redete mich ganz unbefangen auf folgende Weise an: „Wolfgang, sagt mir doch, was Ihr für ein Landsmann seid, und warum man Euch niemals so lustig sieht als andere Stallbediente?“ Ich stugte anfangs über diese Anrede, antwortete ihr aber bald darauf mit einem tiefen Seufzer: „Gnädiges Fräulein, ich bin ein Teutscher von Geburt, zwar von mittelmäßigem Herkommen, habe mich aber in holländischen Diensten durch meine Herzhaftigkeit bis zu dem Posten eines Unterhauptmanns emporgeschwungen,

und zuletzt auf dieser Insel das Unglück gehabt, gefährlich verwundet und gefangen zu werden.“ Hierauf erwiderte sie mit einer niedergeschlagenen und etwas verächtlich scheinenden Miene: „Ich hätte Euch wegen Eurer guten Gesichtsbildung zum wenigsten von adeliger Abkunft gehalten.“ Mit diesen Worten stand sie auf, und gieng eine gute Weile ganz allein und in tiefen Gedanken spazieren. Ich dachte über ihre Reden hin und her, und es war mir fast leid, daß ich von meinem Stande nicht etwas mehr geprahlt hatte. Jedoch vielleicht — dachte ich bei mir selbst — geht es in Zukunft mit guter Manier noch besser an. Es geschah auch wirklich. Denn ehe wir noch zurückfuhren, nahm sie Gelegenheit, mir mit einer ungemein huldvollen Miene noch Folgendes zu sagen: „Wolfgang, wosern Euch an Eurer Freiheit, Glück und Vergnügen etwas gelegen ist, so scheuet Euch nicht, mir von Eurem Stande und Wesen nähere Nachricht zu geben, und seid versichert, daß ich Euer Bestes schnell befördern will und kann, besonders wenn Ihr einige Zärtlichkeit und Liebe für meine Person hegt.“ Sie wurde bei diesen letzten Worten feuerroth, sah sich nach ihrem Mädchen um, und sagte dann noch zu mir: „Ihr habt die Erlaubniß, mir in einem Briefe Euer ganzes Herz zu offenbaren, und könnt denselben morgen meinem Mädchen übergeben. Seid aber redlich und verschwiegen.“

Niemand wird mir verdenken, daß ich diese schöne Gelegenheit, meine Freiheit zu erlangen, mit beiden Händen ergriff. Donna Salome — so hieß das Fräulein — war eine überaus wohl gebildete Person von etwa siebzehn bis achtzehn Jahren, und sollte einen, zwar auch noch jungen und dabei wohlhabenden, aber überaus häßlichen und einäugigen Officier heirathen, welches zwar ihre Mutter selber nicht billigen wollte, aber doch von dem eigensinnigen Gouverneur erzwungen wurde. Ich konnte hier eine ziemlich weitläufige Liebesgeschichte von derselben und mir erzählen; allein das ist nicht meine Sache. Kurz, ich schrieb an Donna Salome, machte mich nach ihrem Wunsche selber zum Edelmann, entdeckte ihr meine zu ihr gefaßte heftige Liebe, und versprach alles, was sie verlangen konnte, wosfern sie mich in meine Freiheit zu setzen vermögte.

Wir wurden in wenigen Tagen über die Sache einig. Ich schwur ihr einen Eid, daß ich sie an einen sichern Ort und von da, so bald als möglich, nach Europa führen, mich mit ihr ordentlich verheirathen und sie Zeit Lebens als meine rechtmäßige Ehegemahlin ehren und lieben wolle; sie dagegen versprach, mir neben einem Brautschatze von 12000 Dukaten einen sicheren französischen Schiffer zu verschaffen, der uns gegen eine gute Bezahlung je eher je lieber nach der Insel Bon Air bringen sollte.

Unser Anschlag gieng glücklich von statten. Denn, als einst der Gouverneur in eigener Person jene Seite der Insel bereiste, packten wir des Nachts unsere Sachen auf leichte, dazu gekaufte Pferde, und jagten, von Niemandem als ihrem Mädchen begleitet, in wenigen Stunden an das Ufer, wo der bereits bestellte französische Schiffer mit einem leichten Jagdschiffe unser wartete, uns einnahm, und mit vollen Segeln nach Bon Air davoneilte. Dort landeten wir ohne die geringste Gefahr. Anfangs wollte man uns zwar nicht gestatten, ans Land zu steigen, allein, sobald ich mich melden ließ und erkannt wurde, bezeigten meine Freunde und Bekannten eine unbeschreibliche Freude über meine glückliche Wiederkunft, denn man hatte mich seit etlichen Jahren bereits für todt gehalten.

Der Herr von der Baar, mein ganz besonderer Freund und ehemaliger Schiffsquartiermeister, war Vice-Gouverneur daselbst, und ließ für mich und meine Geliebte sogleich ein fein erbautes Haus einräumen; nach einigen Tagen aber, sobald wir uns nur ein wenig eingerichtet, mußte uns einer von den beiden daselbst anwesenden holländischen Predigern ehelich zusammengeben. Ich ließ bei dieser Gelegenheit für mehr als funfzig Personen eine, nach Beschaffenheit der Umstände sehr kostbare Mahlzeit zurichten, unter die Uebrigen aber, selbst unter die indianischen Familien,

weiß Brot, Fleisch, Wein und andere starke Getränke austheilen, damit sich nebst mir Jedermann zu freuen Ursache haben möchte. Der Unter-Gouverneur ließ mir zu Ehren beim Gesundheitstrinken die Stücke auf den Festungswällen abfeuern, damit auch andere Insulaner hören möchten, daß in dieser Gegend etwas besonderes vorgienge, — kurz, wir lebten einige Tage auf meine Kosten sehr lustig. Meine nunmehrige Ehegattin, Donna Salome, war eben so herzlich vergnügt mit mir als ich mit ihr, indem ich nun erst in ihren süßen Umarmungen empfand, was wahre Liebe eigentlich sei. Mancher wird denken, daß ich zuerst nach meinen vergrabenen Schätzen hingeeilt sei; allein ich war hierin sehr gelassen, und suchte dieselben erst acht Tage nach unserer Hochzeit auf, fand sie auch glücklich wieder, und zeigte sie in der Stille meiner Frau. Diese erstaunte darüber, da sie mich niemals für so reich gehalten hatte, und da sie nun sah, daß sie sich an keinen Bettler verheirathet, war sie vollkommen zufrieden, ungeachtet ich ihr entdeckt hatte, daß ich kein Edelmann, sondern nur aus bürgerlichem Stande war.

Vier Monate nach unserer Verheirathung, nachdem wir unsere Haushaltung in vortrefflichen Stand gesetzt, hatte ich die Freude, meinen alten Kapitain zu umarmen, welcher so eben aus Holland wieder zurück kam, und nicht allein

seine Bestätigung als Statthalter, sondern auch noch weit wichtigere Vollmachten nebst andern nöthigen Sachen in drei Schiffen mitbrachte. Er erzählte mir, daß er auf die Nachricht von meinem Tode sofort mein zurückgelassenes Vermögen durch redliche Personen habe abschätzen lassen, und da es sich auf sechstausend Thaler belaufen, habe er hievon meinem jüngeren Bruder, den er von Amsterdam her zu sich kommen gelassen, für ihn und die übrigen Geschwister fünftausend Thaler ausgezahlt, eintausend aber für die meiner wegen gehabte Mühe als Erbtheil für sich behalten, welche er mir indeß jetzt, wo er mich wiederzufinden die Freude habe, doppelt zurückzahlen wolle. Allein ich hatte eine solche Freude über seine Redlichkeit, daß ich ihn beschwor, nichts davon zu erwähnen, indem ich mich reich genug schätzte, und wohl wußte, daß ich ihm noch weit mehr schuldig sei.

Wir lebten hierauf in der schönsten Eintracht beisammen. Da Herr von der Baar mit funfzig Mann und dem übrigen Zubehör eine andere kleine Insel in Besitz zu nehmen befehligt wurde, so wurde ich an dessen Stelle Vicesatthalter. Von nun an beschloß ich, in Zukunft nie mehr auf Freibeuterei auszugehen, sondern bei meiner lebenswürdigen Salome mein Leben hinfort in Ruhe hinzubringen, zumal da auch sie ihre Sehnsucht nach Europa allmählig aufgab, und nichts mehr wünschte, als in meiner Gesellschaft lebenslang

auf dieser Insel zu bleiben. Allein, o Jammer! mein inniges Vergnügen wahrte nicht lange. Denn nachdem meine geliebte Ehefrau im zehnten Monat nach unserer Verbindung durch eine schwere Geburt eine todte Tochter zur Welt geboren, fühlte sie die Vorzeichen ihres herannahenden Todes. Sie hatte schon seit etlichen Wochen sich mit unsern Predigern über Religionsfachen angelegentlich unterredet, und nun nahm sie kurz vor ihrem Ende die protestantische Religion an, und starb den Tag darauf sanft und selig.

Ich mag den Schmerz, den ich damals um sie empfunden, jetzt in Eurer Gegenwart nicht wieder erneuern, sondern nur so viel sagen, daß ich untröstlich war, und in meinem beständigen Tieffinn nirgends Ruhe zu suchen wußte, als auf dem Grabe meiner Geliebten, welches ich mit einem zierlich ausgearbeiteten Steine bedeckte, und folgende Zeilen darauf meißelte:

Hier liegt ein schöner Raub, den mir der Tod geraubt,
Nachdem der Freiheitsraub den Liebesraub erlaubt.
Es ist ein selig Weib. Wer raubt ihr diesen Orden?
Doch ich als Wittwer bin ein Raub des Kummres worden.

Unten darunter meißelte ich eine kurze Nachricht über ihre und meine Person nebst der Jahreszahl ein, um die Neugier der Nachkommen zu befriedigen. Ich aber hatte von nun an kein Vergnügen mehr auf der Welt, und beschloß daher, wieder

nach Europa zurück zu gehen, ob ich dort in der alten Welt vielleicht einige Gemüthsruhe finden und meine Schmerzen bei der begrabenen Urheberin derselben in der Neuen Welt zurücklassen könnte. Ich entdeckte dies Vorhaben dem Kapitain, als unserm Gouverneur, welcher mir ohne Schwierigkeit, ja mit vieler Freude erlaubte, mir nicht nur die dazu erforderlichen freiwilligen Leute, sondern auch eines der besten, mit allem Zubehör versehenen Schiffe auszulesen, gleichwohl mich daneben inständig bat, bald wieder zu kommen, zumal wenn ich meine Meublen und Baarschaften gut angelegt haben würde.

Ich versprach alles, was er von mir verlangte, und setzte, nachdem er mich mit wichtigen Aufträgen und guten Pässen versehen, im Namen des Himmels von der mir so lieb gewordenen Insel nach Europa ab, und kam ohne sonderliche Hindernisse zu gehöriger Zeit glücklich in Amsterdam an.

Binnen zwei Monaten hatte ich alle mir gegebenen Aufträge ausgerichtet, überließ dann das Schiff dem Compagnon meines Kapitains, mit dem Bemerkten, daß ich erst in mein Vaterland reisen und mich dort entschließen wolle, ob ich noch ferner zur See zu gehen Lust habe, oder nicht. Hierauf packte ich mein sämmtliches Vermögen zusammen, und gieng nach Lübeck zu meinem ehemaligen Prinzipal, der mich

mit großer Freude empfing, und mich so lange in sein Haus aufnahm, bis ich mich entschlossen hatte, wohin ich mich ferner wenden wollte. Da mir nur mein Patron erzählte, daß sein Sohn, mit dem ich ehemals in Greifswalde studirt, bereits vor einigen Jahren einen ansehnlichen Dienst in Danzig bekommen hätte, so machte ich mich auf die Reise, um ihn da zu besuchen, nachdem ich zuvor meinem jüngsten Bruder schriftlich zu wissen gethan, daß er mich in Danzig antreffen würde.

Dieser hatte nun nicht gesäumt, sondern war noch zwei Tage früher als ich bei dem genannten guten Freunde eingetroffen. Da nun auch ich noch dazu kam, so weiß ich nicht, ob mein Freund oder mein Bruder mir mehr Liebe und Güte erzeigt hat, denn beide waren gleich erfreut. Nachdem wir uns einige Tage mit einander belustigt hatten, schickte ich meinen Bruder mit einer ansehnlichen Geldsumme nach meinem Vaterlande ab, und gab ihm den Auftrag, durch einen geschickten Rechtsgelehrten bei der Obrigkeit einen Pardonbrief wegen des in Frankfurt erstochenen Studenten für mich auszuwirken. Da nun auf der Welt durch Geld fast alles auszurichten ist, so erhielt ich denn auch schon nach Ablauf weniger Wochen den verlangten Pardonbrief, und konnte nun, nachdem ich in Danzig die Zeit ungemein vergnügt zugebracht, und mit den vornehmsten Kaufleuten und anderen

Personen gute Freundschaft und Umgang gepflogen hatte, sicher in meine Geburtsstadt zurückreisen.

Meine Geschwister, so wie meine Blutsverwandten und Gemüthsfreunde, empfiengen mich mit vieler Freude, und ich konnte in den ersten vier Wochen fast nichts weiter thun, als Gastbesuche machen. Nachher ließ ich mich bereden, daselbst mich in Ruhe niederzulassen, zu welchem Ende ich mir ein schönes Gut kaufen und eine vortheilhafte Heirath treffen sollte. Allein es schien, als sollte dies nicht sein. Denn mir stieß unverhofft eine Verdrießlichkeit zu, die zwar an sich wenig zu bedeuten hatte, mich aber dennoch zu dem Entschlusse bewog, wieder auf die See zu gehen. Ich reiste daher, nachdem ich mich über ein Jahr zu Hause aufgehalten, und meine Verwandten und Freunde reichlich beschenkt hatte, ohne Zeitverlust nach Amsterdam.

Es hielt nicht schwer, einen neuen Freibrief für mich als Kapitain eines Freibeuterschiffs zu bekommen, zumal da ich mich selbst ausrüsten wollte. Ich warb nun Leute an, bekam aber, wie ich nachher zu meinem Unglück erfahren mußte, den Abschraum aller Schelme, Diebe und des allerlieblichsten Gefindels auf mein Schiff. Mit diesen wollte ich nun eine neue Reise nach Westindien unternehmen; sobald ich mich indeß auf dem weiten atlantischen Meere befand, kamen sie auf den Rath eines verruchten Bösewichts,

der sich Jean le Grand nannte, und den ich wegen seines guten Anscheins und verstellten Wesens zum nächsten Befehlshaber nach mir ernannt hatte, überein, mich zu zwingen, daß ich sie nach Ostindien führen sollte. Ihr ungestümes Wesen verdroß mich zwar; indeß ich mußte klüglich handeln und mich in die Zeit schicken. Da aber ihre Bosheit überhand nahm, und von einigen die tollsten und lieblichsten Streiche begangen wurden, ließ ich die Rädelshörer exemplarisch bestrafen, und glaubte dadurch alle Uebrigen in ziemliche Furcht gesetzt zu haben. Wir waren unterdeß bereits die Linie passirt, als uns ein heftiger Sturm von der Ostindischen Straße ab und nach dem brasilischen Meere hin trieb. Ich wandte alle meine Beredsamkeit an, um sie zu bewegen, diesen uns vom Glück gewiesenen Weg zu verfolgen, indem ich sie versicherte, daß wir in Amerika unsere Rechnung weit besser finden würden, als in Ostindien; allein meine Leute wollten fast alle anfangen zu rebelliren, und durchaus meinem Kopfe und Willen nicht folgen, weshalb ich ihnen denn zum andernmal nachgab, obwohl zu ihrem Schaden: denn bei wiederholten Stürmen kamen wir in Gefahr, das Leben und Alles zu verlieren. Endlich erhielten wir uns etwas auf einer Insel, und waren bereits wieder über den Wendekreis des Steinbocks hinausgefahren, als mir einige der unruhigsten Köpfe wiederum allerlei verruchte Handel auf dem Schiffe

machten. Ich wollte die vorige Schärfe anwenden, allein Jean le Grand trat nun öffentlich auf und sagte: Es sei keine Manier, Freibeuter also zu behandeln; ich sollte mich bescheidener aufführen, oder man würde mir etwas anderes zeigen.

Dies war hinreichend, um mich völlig in Harnisch zu bringen, und kaum konnte ich mich enthalten, ihn hinter die Ohren zu schlagen; dennoch ließ ich ihn bloß durch einige treue Leute verhaften und krumm zusammenschließen. Dadurch glaubte ich denn alle Streitigkeiten beigelegt zu haben, da sich auch wirklich kein einziger mehr regte; allein es war bloß eine verruchte List, um mich und diejenigen, welche es etwa noch mit mir hielten, recht einzuschläfern. Kurz, — in einer der folgenden Nächte machten die Aufrührer den Jean le Grand in der Stille von seinen Ketten los und erwählten ihn zu ihrem Kapitain; mich aber überfielen sie des Nachts im Schlafe, banden meine Hände und Füße mit Stricken, und legten mich auf den untersten Schiffsboden, wo ich bloß Wasser und Brod zu meinem Lebensunterhalt bekam. Die Leichtfertigesten unter ihnen hatten beschlossen, mich über Bord in die See zu werfen; doch diejenigen, welche etwa noch einen Blutstropfen von Treue und Redlichkeit in sich hatten, mochten diesem unmenslichen Verfahren sich eifrig widersetzt haben. Endlich aber, als nach einem abermaligen heftigen Sturme das Schiff dicht an einem ungeheuren Felsen

auf den Strand getrieben worden war und erst nach zwei Tagen wieder flott werden konnte, wurde ich vermittelst eines kleinen Boots an dem wüsten Felsen ausgesetzt, und mußte mit thranenden Augen die rebellischen Verräther mit meinem Schiff und meinen Sachen davon segeln, mich aber von aller menschlichen Gesellschaft und Hilfe an einem ganz wüsten Orte verlassen sehen. Ich ertrug gleichwohl mein unglückliches Schicksal mit ziemlicher Gelassenheit, ungeachtet ich keine Aussicht auf Erlösung, und überdies nicht mehr als etwa noch auf drei Tage Mundvorrath bei mir hatte, und ich stellte mir nichts gewisseres vor, als einen baldigen Tod. Nun sieng es mich freilich an zu gereuen, daß ich nicht auf der Insel Von Nir bei dem Grabe meiner geliebten Salome, oder doch im Vaterlande, das Ende meines Lebens erwartet hatte, wo ich doch versichert sein konnte, nicht so schmähtlich sterben zu dürfen, und im Falle meines Todes wenigstens ehrlich begraben zu werden; allein jezt blieb mir nichts übrig, als mit Geduld und christlicher Fassung dem Tode getrost entgegen zu gehen, dessen Vorboten sich nach Aufzehrung alles Mundvorraths und nach zweitägigem Fasten bereits in meinen Eingeweiden spüren ließen.

Die Sonnenhitze vermehrte meine Mattigkeit um ein großes, deßhalb kroch ich an einen schattigen Ort, wo ein klares Gewässer ungestüm aus dem Felsen hervorrauschte.

Hiermit und mit einigen halb verdorrten Kräutern und Wurzeln, die sehr spärlich an dem ringsum schroffen Felsen anzutreffen waren, konnte ich mich gleichsam zum Abschieds- schmause von der Welt noch etwas erquicken. Doch unversehens hörte die starke Wasserfluth auf einmal zu brausen auf, so daß bald kein Wassertropfen mehr herausgelaufen kam. Ich wußte vor Verwunderung und Schrecken nicht, was ich dazu denken sollte, brach indeß wehmüthig in folgende Worte aus: „So muß denn, armer Wolfgang, da der Himmel einmal deinen Untergang beschlossen hat, sogar die Natur den gewohnten Lauf des Wassers hemmen, was vielleicht an diesem Orte, so lange die Welt steht, nicht geschehen ist! ach, so bete denn, und stirb!“ Ich begann nun mit weinenden Augen den Himmel um Vergebung meiner Sünden zu bitten, und hatte den festen Vorsatz, in dieser heißen Andacht zu verharren, bis mir der Tod die Augen zudrücken würde.

Was kann man doch für ein andächtiger Mensch werden, wenn man erst aller menschlichen Hilfe beraubt und in seinem Innern überzeugt ist, daß man der göttlichen Barmherzigkeit nicht würdig sei! Ach, da heißt es recht: Noth lehrt beten. Auch ich bin ein lebendiger Zeuge, daß man die göttliche Hilfe dann erst recht erkennen lerne, wenn uns alle Hoffnung auf die menschliche entnommen worden. Doch

da mich Gott vielleicht zu seinem Werkzeuge außersuchen, andern Menschen zu helfen, so hat er mich in meiner größten Lebensgefahr auf folgende Weise wunderbar erhalten.

Als ich mich nach dem Ausbleiben der Wasserfluth in eine Felsenkluft hinein geschmiegt hatte, und unter lautem Seufzen und Beten eine baldige Endigung meiner Qual wünschte, hörte ich eine Menschenstimme in meiner Nähe folgende Worte in teutscher Sprache zu mir sprechen: „Guter Freund, wer seid Ihr? und warum gehabt Ihr Euch so übel?“ Sobald ich nun die Augen aufschlug, und sechs Männer in seltsamer Kleidung mit Schieß- und Seitengewehr vor mir stehen sah, kehrte mein schon auf dem Wege zur Ewigkeit begriffener Geist plötzlich wieder zurück; ich konnte aber, theils vor Schrecken, theils vor Freuden, auch nicht ein Wort hervorbringen. Sie redeten mir indeß weiter zu, erquickten mich mit einem besonders wohlschmeckenden Getränke und etwas Brot, worauf ich ihnen meine gehaltenen Unfälle kürzlich erzählte, sie sodann bat, mich vor dem Hungertode zu schützen, und zulezt mich erkundigte, wie es denn möglich sei, an diesem wüsten Orte Personen anzutreffen, die meine Muttersprache redeten? Sie bezeigten mir durch Mienen und Geberden ihre mitleidige Theilnahme, und sagten: „Guter Freund,orget für nichts; Ihr werdet an diesem wüsten und unfruchtbar scheinenden Orte alles finden, was

zu Eurer Lebensfristung nöthig sein wird. Gehet nur mit uns, und es soll Euch in dem, was Ihr zu wissen verlanget, vollkommene Genüge geleistet werden.“

Ich ließ mich nicht zweimal nöthigen, und wurde nun von ihnen in den Schlund des Wasserfalles hinein geführt, wo wir etliche Stufen in die Höhe stiegen, sodann wie in einem finstern Keller, zuweilen etwas gebückt, immer aufwärts giengen, so daß mir wegen verschiedener Gedanken, die mir einfielen, fast angst und bange werden wollte, indem ich in den sechs Männern bald Zauberer, bald böse, bald gute Engel zu erblicken glaubte. Endlich, da in diesem düstern Gewölbe von fern das Tageslicht wieder erschien, faßte ich wieder Muth, bemerkte, daß, je höher wir stiegen, desto heller es wurde, und zuletzt kamen wir an einer Stelle heraus, wo meine Augen eine der schönsten Gegenden von der Welt erblickten. An diesem Ausgange waren einige in Stein gehauene bequeme Sitze, auf deren einen ich mich hinzusetzen und auszurufen genöthigt wurde. Meine Führer setzten sich gleichfalls zu mir hin, und fragten mich: ob ich furchtsam oder müde geworden sei? Ich antwortete: „Nicht sonderlich;“ hatte aber meine Augen beständig nach der schönen Gegend hingewendet, die mir ein irdisches Paradies zu sein schien. Unterdeß stieß der eine von meinen Begleitern dreimal in ein ziemlich großes Horn, das er umhängen hatte; als nun hier-

auf sechsmal geantwortet wurde, ward ich mit Erstaunen gewahr, daß eine gewaltig starke Wasserfluth in dem leeren Wassergraben dahergeschossen kam, und sich mit gräßlichem Getöse und wider Wuth in die Oeffnung hineinstürzte, durch welche wir heraufgekommen waren.“

„Das war es, meine Herren,“ sagte hierauf der Kapitain Wolfgang, „was ich Euch für diesmal von meiner Lebensgeschichte erzählen wollte. Den übrigen Theil werdet Ihr bei guter Gelegenheit von mir erfahren; geduldet Euch aber nur, bis es Zeit dazu ist.“ Mit diesen Worten nahm er, da es bereits ziemlich spät geworden, Abschied von den Uebrigen, mich aber führte er mit in seine Kammer, und sagte: „Merket Ihr nun wohl, mein Sohn, Eberhard Julius, daß eben diese Gegend, welche ich jezt als ein irdisches Paradies rühmte, eben das gelobte Land ist, worüber Euer Vetter, Albert Julius, als ein souverainer Fürst regiert? Ach, betet fleißig, daß uns der Himmel glücklich dahin führt, und wir denselben noch am Leben antreffen; denn den weitesten Theil der Reise haben wir nun fast zurückgelegt, indem wir in wenigen Tagen die Linie passiren werden.“ Hierauf wurde noch eins und das andere zwischen uns verabredet, worauf wir uns beiderseits zur Ruhe legten.

Was der Kapitain gesagt hatte, traf wirklich ein. Denn
Eisenburg. I.

fünf Tage nachher kamen wir unter die Linie, wo indeß die sonstige Hitze nicht eben sonderlich zu spüren war, indem wir unsere gewöhnliche Kleidung ertrugen, und sie nicht erst mit Leinwandkitteln verwechseln durften. Unsere Matrosen dagegen vergaßen bei dieser Gelegenheit ihre wunderlichen Gebräuche in Hinsicht des sogenannten Laufens nicht, sondern nahmen mit allen denen, welche die Linie zum erstenmal passirten, und sich nicht mit Gelde lösen wollten, eine lächerliche Mascherade und eine arge Wäsche vor; ich nebst einigen andern blieb ungehubelt, weil wir jeder einen Speciesthaler erlegten, und dabei angelobten, Zeit Lebens, so oft wir an diesen Ort kämen, die Ceremonie der Taufe an den Neulingen vorzunehmen.

Die schöne Wittkrung, die damals herrschte, machte unsere Fahrt wegen der ungemainen Windstille zwar langsam, aber doch sehr angenehm. Unser größter Verdruß war der, daß das süße Wasser, welches wir auf dem Schiffe mit uns führten, ganz stinkend und mit ekelhaften Würmern angefüllt wurde, welches Ungemach wir so lange erdulden mußten, bis uns der Himmel an die Insel Sanct Helena führte. Diese Insel ist von sehr guten Leuten englischer Nation bewohnt, und wir konnten daselbst nicht bloß den Mangel des Wassers, sondern auch vieler andern Bedürfnisse ersetzen, welches uns von Herzen wohlgefiel, ungeachtet wir die zwölf

Tage hindurch, welche wir daselbst zubrachten, den Geldbeutel beständig in der Hand haben mußten.

Wenn der Kapitain unserem üppigen Schiffsvolk hätte zu Gefallen sein wollen, so lägen wir vielleicht noch jetzt bei dieser Insel vor Anker, da das Frauenzimmer auf derselben sehr artig und hübsch von Angesicht war; allein er fand für gut, bei guter Zeit abzusegeln, und so passirten wir denn am 15. October den Wendekreis des Steinbocks, wo die Matrosen zwar wieder eine neue Taufe anstellten, doch nicht so scharfe Lauge gebrauchten, als unter der Linie.

Wenige Tage darauf fiel sehr widerwärtiges Wetter ein; denn obwohl es nicht gerade beständig fort regnete, so verfinsterte doch ein anhaltender, gewaltig dichter Nebel fast die ganze Luft, und wir konnten selbst um Mittagszeit die Sonne nur sehr selten und trübe durch die Wolken schimmern sehen. Wenn uns der Wind eben so ungewogen als das Wetter gewesen wäre, so hätten wir das Schlimmste befürchten müssen; doch dieser hielt sich noch in Schranken, obgleich Regen und Nebel bis in die dritte Woche anhielt.

Endlich zertheilte sich zu unserem nicht geringen Vergnügen sowohl Regen als Nebel, indem sich die Sonne unsern Augen in ihrer schönsten Klarheit, der Himmel aber sich ohne alle Wolken wie ein blau gemaltes Gewölbe zeigte. Und gewiß diese Werke der Allmacht erweckten in uns desto

größere Betwunderung, da wir außer ihnen nichts weiter sahen als unser Schiff, die offene See, und dann und wann einige schwimmende Kräuter. Einige Tage nachher bekamen wir zwar noch verschiedene andere Merkwürdigkeiten, nämlich Seealgen, Seealgen, Seelilien, Delfine, seltene Vögel, und anderes dergleichen zu Gesicht, doch nichts überraschte mich angenehmer, als da eines Morgens früh bei aufgehender Sonne der Kapitain mir sein Fernrohr gab, und sagte: „Sehet, mein Sohn, dort von fern den Felsen, worauf nächst Gott Eure zeitliche Wohlfahrt gegründet ist!“ Ich wußte mich vor Freude kaum zu lassen, als ich diesen für mich so glücklichen Ort von fern erblickte, obwohl ich weiter nichts wahrnehmen konnte, als eine ungeheure aufgethürmte Steinmasse, die, je näher wir kamen, desto fürchterlicher erschien. Doch, da mir der Kapitain bereits eine sehr anziehende Beschreibung davon gemacht hatte, so wurden mir die Stunden fast zu Jahren, ehe wir diesem, den Winden und stürmenden Meereswellen trogenden Felsen gegenüber Anker geworfen hatten.

Es war am 12. November 1725 nach Sonnenuntergang, als wir in gehöriger Weite vor dem Felsen die Anker niedersenkten, weil sich der Kapitain vor den ihm sehr wohl bekannten Sandbänken hütete. Sobald dies geschehen war ließ er rasch nach einander drei Kanonenschüsse thun, und

nachher drei Raketeten aufsteigen. Nach einer Viertelstunde mußten abermals drei Kanonen abgefeuert und bei jedem Schuß zwei Raketeten angezündet werden; worauf sofort von dem Felsen her mit drei Kanonenschüssen geantwortet wurde, während zugleich drei Raketeten auf unser Schiff zu gestogen kamen, welches bei denen, die um die Sache nichts wußten, große Verwunderung verursachte. Der Kapitain aber ließ noch sechs Schüsse thun, und bis gegen Mitternacht alle Viertelstunden eine Rakete steigen, auch Luftkugeln und Wasserkegel in die See spielen, da denn unseren Raketeten jedesmal andere von dem Felsen entgegen kamen, um Mitternacht aber von beiden Schiffen durch drei Kanonenschüsse der Beschluß gemacht wurde.

Wir legten uns hierauf meistens zur Ruhe, bis auf Einige, welche des Kapitains Freigebigkeit benutzten, und sich theils bei einem Glase Brantwein, theils bei einer Schale Kaffee oder Kanarien=Seet noch wacker lustig machten, bis der helle Tag anbrach. Daher hatten wir schon ausgeschlafen, während diese lustigen Bechgefellen noch nicht einmal müde waren. Sobald die Sonne aufgegangen war, ließ der Kapitain Wolfgang den Lieutenant Horn nebst allen auf dem Schiffe befindlichen Personen zusammen rufen, trat auf den Oberlof und hielt an die Versammelten folgende Anrede:

„Meine Herren und besonders gute Freunde! Es kann

Euch nicht entfallen sein, was ich mit einem jeden insbesondere und sodann auch mit allen öffentlich verabredet habe, als ich Euch theils in meine Reisegesellschaft, theils in meine Dienste aufnahm. Die meisten von Euch haben mir über gewisse Punkte, die ich ihnen vorgelegt, einen freiwilligen Eid geschworen, und ich kann Euch zum Ruhme nachsagen, daß nicht einer von Euch, selbst nicht einmal mit einer Miene, dawider gehandelt hat, sondern daß sich jeder gegen mich so betragen, als ich es von redlichen und wackern Leuten nur irgend erwarten konnte. Nunmehr aber, lieben Kinder, ist der Ort und die Stunde da, wo ich nebst denen, die ich dazu mir ausersehen, von Euch scheiden will. Nehmet es mir nicht übel, denn es ist ganz unserer Abrede gemäß. Ich stelle Euch nun hier den Lieutenant Philipp Wilhelm Horn an meiner Statt als Kapitain vor. Ich kenne seine Erfahrungheit im Seewesen, seine trefflichen Eigenschaften und andere hiezu erforderlichen Verdienste. Folget meinem Rathe und seiner Führung in guter Eintracht, so dürft Ihr mit Gottes Hilfe an der glücklichen Ausführung Eures Vorhabens nicht zweifeln. Ich gehe nun an den von mir auserwählten Ort, wo ich die übrige Zeit meines Lebens, so Gott will, in stiller Ruhe hinzubringen gedenke. Gott sei mit Euch und mir! Ich wünsche Euch allen, und einem jeden insbesondere, tausendfaches Glück und Segen; gedenket meiner stets im Besten,

und seid versichert, daß ich Eure an mir bewiesene Redlichkeit und Treue allezeit dankbar zu erkennen suchen werde, denn wir können einander in Zukunft vielleicht noch ferner einmal dienen. Da ich mein Schiff nebst allem, was Ihr zur ostindischen Reise nöthig habt, in Folge eines billigen Contracts an den Kapitain Horn überlassen habe, so wird gewiß Niemand scheel sehen, wenn ich diejenigen Meubeln, die ich für mich allein mitgenommen, daraus hinwegnehme, sodann freundlichen Abschied von Euch nehme und Euch insgesamt dem göttlichen Schutz empfehle."

Man kann sich kaum vorstellen, wie sehr nach dieser kleinen Unrede des Kapitains alle und jede, selbst die rohsten Bootsknechte, niedergeschlagen waren. Jeder drängte sich zu ihm, um ihn mit thränenden Augen zu umarmen. Der eine fiel ihm um den Hals, ein anderer küßte ihm die Hände, und noch andere demüthigten sich noch tiefer vor ihm, so daß er selbst weinen und mit Manier Gelegenheit suchen mußte, von allen Liebkosungen loszukommen. Er hielt hierauf noch eine kleine Rede an den neuen Kapitain, stellte ihm das Nöthige nochmals vor, ließ allen, die sich auf dem Schiffe befanden, nochmals Wein und andere starke, auch mildere und liebliche Getränke reichen, und zugleich aus den Kanonen wacker feuern. Während dieser Zeit wurden unsere Sachen von dem Schiff auf Boote gepackt, und nach

und nach hinüber an den Felsen geschafft, womit wir zwei volle Tage zubrachten, ungeachtet von früh bis in die Nacht ohne Unterlaß gearbeitet wurde.

Am wunderbarsten kam es einem jeden vor, daß der Kapitain auf einem solchen Felsen bleiben wolle, wo weder Gras, Kraut noch Bäume, viel weniger Menschen zu sehen waren; weshalb sich auch einige nicht enthalten konnten, ihn darum zu befragen. Indeß er gab ihnen lächelnd zur Antwort; „Sorget nicht, lieben Kinder, um mich und die, so ich bei mir habe; denn ich weiß, daß uns Gott wohl erhalten kann und wird. Wer von Euch in des Kapitain Horn's Gesellschaft einst wieder mit zurückkehrt, soll uns, so Gott will, wieder zu sehen und zu sprechen bekommen.“

Nachdem also alle Personen und Sachen, die auf dem Felsen bleiben sollten, hinübergeschafft waren, lichtete der Kapitain Horn seine Anker, und nahm mit vier Kanonenschiffen von uns Abschied. Wir dankten ihm gleichfalls aus vier Kanonen, die Herr Kapitain Wolfgang mit auf den Felsen zu bringen befohlen hatte. Am vergnüglichsten war es aber für uns, daß die unsichtbaren Einwohner des Felsens ebenfalls kein Pulver sparten, um uns zu bewillkommen, und jenen Glück auf die Reise zu wünschen.

Kaum hatte sich das Schiff aus unsern Augen verloren, als die sämtlichen Zurückgebliebenen ihre Augen voll Er-

wartung auf den Kapitain Wolfgang wendeten, um von ihm zu erfahren, was er nun mit uns anfangen werde. Unsere ganze Gesellschaft bestand aber aus folgenden Personen:

Kapitain Leonhard Wolfgang; Magister Gottlieb Schmelzer; Friedrich Lyyberg, ein Gelehrter, der sich meist auf die Mathematik legte; Johann Ferdinand Kramer, ein erfahrener Barbier; Jeremias Heinrich Plager, ein Uhrmacher und sonst sehr künstlicher Arbeiter in Metall und anderer Arbeit; Philipp Hartert, ein Posamentier; Andreas Kleemann, ein Papiermacher; Wilhelm Hertlich, ein Drechsler; Peter Morgenthal, ein Kleinschmied, und zugleich ein sehr kunstreicher Eisenarbeiter; Lorenz Wetterling, ein Tuchmacher; Philipp Andreas Kräher, ein Müller; Jacob Bernhard Lademann, ein Tischler; Johann Melchior Grabe, ein Büttner; Nicolaus Schreiner, ein Töpfergeselle; sodann ich, Eberhard Julius.

Wir alle hatten ein großes Verlangen, das vor uns liegende gelobte Land und dessen Bewohner zu sehen. Kapitain Wolfgang merkte dies und sagte deshalb zu uns: wir möchten uns nur gefallen lassen, diese Nacht noch auf dieser Stätte zuzubringen, weil es ohnehin schon spät sei; der morgende Tag aber solle der Tag unseres fröhlichen Einzugs sein.

Die Unsrigen setzten sich demzufolge an ein Feuer nieder,

welches sie angemacht hatten, während der Kapitain mit Magister Schmelzer, mir und noch einigen andern am Fuße des Felsen spazieren gieng, um den herabstürzenden Wasserfall zu betrachten, der in dieser hellen Nacht einen besonders schönen Anblick gewährte. Wir hatten uns indeß kaum eine halbe Stunde daran ergötzt, als unsere zurüdgebliebenen Leute mit drei Fremden, welche große Fackeln trugen, uns nachge-eilt kamen.

Diese Fremden hatten bei den Unstigen nach dem Kapitain Wolfgang gefragt, und als sie seine Ankunft erfahren, sich aus Neugier zu uns führen lassen. Sobald sie nun den Kapitain erblickten, warfen sie sogleich ihre Fackeln aus den Händen, und liefen herzu, um ihn zu umarmen.

Der Kapitain, der die drei Angekommenen sehr wohl kannte, umarmte und küßte einen nach dem andern, und fragte sie sodann, nachdem er sie zuvor begrüßt: ob der Altvater noch lebe und gesund sei? Sie beantworteten dies mit Ja, und baten, er möchte doch sofort mit uns allen zu ihm hinauf kommen. Allein der Kapitain versetzte: „Meine liebsten Freunde! ich will die Leute, die ich bei mir habe, nicht zur Nachtzeit in diesen Lustgarten der Welt führen, sondern warten, bis morgen, so Gott will, die Sonne zu unserm frohen Einzuge leuchtet, und uns denselben in seiner natürlichen Schönheit zeigt. Erlaubt uns dies,“ fuhr er fort,

„und empfängt zuvörderst hier euern Blutsfreund Eberhard Julius, den ich aus Teutschland hierher gebracht habe.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sie vor Freuden auffsprangen und mich, einer nach dem andern, umfiengen und küßten. Nachdem auch die übrigen Reisegefährten bewillkommt waren, bat der Kapitain meine fremden Bettern, daß einer von ihnen hinaufgehen, dem Altvater seinen Gehorsam vermelden und um Erlaubniß bitten sollte, daß er morgen früh bei Sonnenaufgang mit vierzehn redlichen Leuten bei ihm einziehen dürfte. Sogleich lief einer von ihnen hurtig davon, um dies auszurichten, während die beiden andern sich mit uns ans Feuer setzten, um ein Glas Kanarien-Sect zu trinken und vom Kapitain zu vernehmen, wie es uns auf der Reise ergangen sei.

Ich für meine Person, da ich in den nächst verfloffenen zwei Nächten kein Auge zugethan hatte, konnte jetzt, da ich den Hafen meiner Sehnsucht erreicht, unmöglich länger wachen, sondern schief bald ein, und ward nicht eher wieder munter, als bis mich der Kapitain bei Sonnenaufgang weckte. Zu meiner Verwunderung erblickte ich da einige dreißig ansehnliche Männer in fremder, doch sehr stattlicher Tracht umher stehen, die mich nach einander umarmten und küßten, und alle so seines Hochteutsch redeten, als ob sie geborene Sachsen wären. Der Kapitain hatte unterdeß das Frühstück

beforgt, welches in Kaffee, Franzbranntwein, Zuckerbrot und anderen Confecturen bestand. Sobald dies verzehrt war, blieben etwa zwölf Mann bei unseren Sachen, die übrigen giengen mit uns nach der Gegend des Flusses, an welchem wir gestern Abend gewesen waren. Ich sah hier mit Verwunderung, daß derselbe jetzt ganz trocken war, und erinnerte mich sogleich an die frühere Erzählung unseres Kapitäns. Unterdeß stiegen wir ohne Umschweife die von dem Wasser sehr rein gewaschenen Felsenstufen hinauf, und giengen in einer langen, jedoch durch viele Fackeln erleuchteten Felsenhöhle immer aufwärts, bis wir endlich inGesamtheit wie aus einem tiefen Keller an das helle Tageslicht heraustraten.

Nun erst sahen wir, daß uns der Kapitain keine Unwahrheiten vorgesagt hatte, denn man sah hier in einem kleinen Raume das schönste Lustrevier von der Welt, so daß unsere Augen eine Zeitlang vor Verwunderung starr und offenstanden, während unser Mund ganz stumm blieb. Unserem Seelsorger, Herrn Magister Schmelzer, traten vor Freuden die Thränen in die Augen, und er fiel auf die Kniee, um dem Höchsten für unsere glückliche Hierherkunft den gebührenden Dank abzustatten. Da er uns eben so gestimmt sah, las er aus seiner Bibel zwei Psalmen vor, die sich besonders passend schickten, betete hierauf einige kräftige Gebete, und schloß sodann mit einem Dankliede. Unsere Be-

gleiter wußten übrigens eben so gut zu singen und zu beten als wir, woraus ich schloß, daß sie im Christenthum nicht unerfahren sein mußten. Sobald dies geschehen war, richteten wir unsere Schritte weiter, nach dem fast in der Mitte der Insel auf einem grünen Hügel liegenden Hause, worin Albert Julius, als Stammvater und Oberhaupt aller Einwohner, seinen Wohnsitz hatte.

Es ist unmöglich, dem Leser hier alle die Annehmlichkeiten zu beschreiben, die uns auf diesem Gange ringsumher in die Augen fielen; ich will hier bloß so viel sagen, daß wir fast eine Meile Weges lang, in einer Allee der ansehnlichsten und fruchtbarsten Bäume hingingen, die sich unten an dem Hügel erst endigte, auf welchem das Schloß Albert's stand. Doch etwa dreißig Schritt vor dem Ausgange der Allee waren die Bäume mit Sorgfalt dermaßen zusammengebogen, daß sie oben eine Art Kirchengewölbe bildeten und anstatt der schönsten Sommerlaube dienten. Unter diese ungemein prächtige und natürliche Bedachung hatte sich der alte Greis, Albert Julius, von seiner Behausung herab uns entgegen bringen lassen; denn er konnte wegen eines geschwellenen Fußes damals nicht wohl anders fortkommen. Ich erstaunte über sein ehrwürdiges Ansehen und seinen schönen weißen Bart, der ihm fast bis auf den Gürtel herab reichte. Neben ihm zu beiden Seiten standen noch fünf, ebenfalls sehr alt

scheinende Greise, nebst etlichen andern, die zwar etwas jünger, doch auch wohl an fünfzig bis sechzig Jahr alt zu sein schienen. Außerhalb der Sommerlaube aber war auf einem schönen grünen mit Palmen und anderen Bäumen umgebenen Plage eine ziemliche Anzahl erwachsener Personen und Kinder, die alle sehr ehrbar gekleidet waren, versammelt.

Ich wußte nicht Worte genug zu ersinnen, wenn ich die ärtliche Bewillkommung und das innige Vergnügen, welches Albert Julius und die Seinigen empfanden, beschreiben wollte. Der redliche Alte drückte mich in der Aufwallung seines Herzens fest an seine Brust, und ließ mich eine ganze Weile hindurch nicht aus seinen Armen los; hierauf stellte er mich wie ein Kind zwischen seine Kniee, und ließ alle Anwesenden herzurufen, welche auch sofort freudig herbeieilten, und mir den Bewillkommungsfuß auf Mund und Hand drückten. Alle andere Neuangekommene wurden mit nicht weniger Freude und Herzlichkeit empfangen, bis unterdeß der Mittag herankam, worauf wir mit Albert Julius und den fünf Greisen in dem auf dem Hügel liegenden Hause das Mittagsmahl einnahmen. Wir wurden hier zwar nicht fürstlich, doch in der That auch nicht schlecht bewirthet, indem außer vier schmackhaften Gerichten, die in Fleisch, Fischen, gebratenen Vögeln und einem seltenen Zugemüse bestanden, auch noch die delikatesten Weine, die auf dieser Insel gezogen und ge-

wachsen waren, aufgetragen wurden. Bei Tische wurde wenig gesprochen, mein alter Vetter Albert Julius aber, an dessen Seite ich sitzen mußte, legte mir stets die besten Stücke vor, und konnte, wie er mir sagte, vor Freude kaum den vierten Theil so viel, als sonst gewöhnlich, essen. Da es bei diesen Leuten nicht Sitte war, lange bei Tische zu sitzen, so standen wir, nachdem wir uns hinreichend gesättigt, bald wieder auf, der Altvater betete nach seiner Gewohnheit wie vor Tische, ich küßte ihm hierauf wie ein Kind die Hand, er mich aber auf den Mund, und dann spazierten wir um das ganze steinerne Haus auf dem Hügel herum, und genossen von da eine gute Aussicht auf das Innere der Insel. Von da ließ sich Albert Julius auf einem Tragsessel in seinen angelegten großen Garten tragen, wohin wir ihm sämmtlich folgten, und uns über die angenehme, nützliche und kunstreiche Anlage desselben nicht wenig wunderten. Dieser Garten war nämlich etwa eine Viertelmeile lang und eben so breit, und durch einen Kreuzweg in vier gleiche Theile geschieden. In dem ersten Vierteltheile, das gegen Osten lag, befanden sich die ausserlesenslen Fruchtbäume von mehr als hundert Arten; das zweite gegen Süden enthielt vielerlei schöne Weinstöcke, welche rothe, grüne, blaue, weiße und anders farbige große Trauben und Beeren trugen; das dritte gen Norden zeigte unzählige Arten von Blumen gewächsen, und in dem vierten,

das nach Westen hin lag, waren die nuzbarsten und wohl-
schmeckendsten Küchenkräuter und Wurzeln zu finden.

Wir brachten in diesem kleinen Paradiese die Nachmit-
tagstunden ungemein vergnügt zu, und kehrten etwa eine
halbe Stunde vor Sonnenuntergang nach der Albertsburg
zurück, speiseten daselbst wie Mittagß, und setzten uns nach-
her vor dem Hause auf zierlich angelegte grüne Rasenbänke,
wo Kapitain Wolfgang dem ehrwürdigen Altvater Einiges
von unserer leyten Reise erzählte, bis uns die hereinkommende
Nacht erinnerte, Betstunde zu halten und die Ruhe zu
suchen.

Ich mußte in einer schönen Kammer neben Albert's
Zimmer schlafen, die ungemein sauber ausgeziert war, und
ich kann gesehen, daß ich Zeit meines Lebens noch nicht bes-
ser geruht hatte, als auf dieser Stelle.

Den folgenden Morgen wurden durch einen Kanonen-
schuß alle Einwohner der Insel zum Gottesdienst berufen,
da denn Herr M. Schmelzer eine Predigt über den 122 Psalm
hielt, und die Kirchengebräuche nach lutherischer Weise ver-
richtete. Nicht bloß Albert Julius, sondern auch die übrige
Versammelten waren dermaßen andächtig, daß ich mich
nicht erinnern kann, dergleichen jemals in Europa gesehen zu
haben.

Nach vollbrachtem Gottesdienst, da die Auswärtigen

alle nach Hause gegangen, und wir die Mittagsmahlzeit eingenommen hatten, behielt Albert den Herrn M. Schmelzer bei sich, um sich mit ihm über die künftige Anordnung der kirchlichen Angelegenheiten zu besprechen. Herr Welfgang — der jetzt durchaus nicht mehr Kapitain heißen wollte — ich und die übrigen Neuangekommenen wollten nun unser Gepäck und unsere übrigen Sachen auf die Insel heraufschaffen, welches wir schon im voraus als ein höchst beschwerliches Stück Arbeit betrachteten; allein zu unserer großen Freude und Verwunderung fanden wir alle unsere Güter in der großen Sommerlaube beisammen stehen, wo uns Albert zuerst bewillkommt hatte. Wir hatten bereits gezeifelt, daß wir binnen vier bis fünf Tagen alle unsere Sachen heraufzubringen im Stande sein würden, und besonders stellten wir uns das Heraufziehen der großen Päckte und Schlagfässer sehr mühsam vor, wußten aber nicht, daß die Einwohner der Insel an einem verborgenen Orte in den hohen Felsen zwei sehr starke Winden hatten, durch deren Hülfe wohl ein ganzer Frachtwagen auf einmal hätte hinaufgezogen werden können. Herr Litzberg hatte während dieser Zeit sich die Mühe genommen, unser mitgebrachtes Vieh zu besorgen, welches aus jungen Pferden, Rindern, Schweinen, Schafen, Böcken, Eseln, welschen Hühnern, gewöhnlichen Hühnern, Hähnen, Gänsen, Enten, Tauben, Hunden, Kagen, Kaninchen, Kanarienz-

anderen artigen Vögeln bestand. Er war damit in die nächste Wohnstätte, Albertsraum genannt, gezogen und hatte bereits die dort wohnenden Leute unterwiesen, was diesem oder jenem Vieh für Futter gegeben werden müsse. Andere, da sie merkten, daß wir unsere Sachen gern vollends hinauf in Albert's Wohnhaus geschafft haben möchten, brachten sofort ganz bequeme Rollwagen herbei, luden auf, was wir zeigten, spannten zahm gemachte Affen und Hirsche vor, die es mit Lust den Hügel hinaufzogen, und ließen nicht eher ab, bis Alles unter Albert's Dach gebracht war.

Unterdeß hatte Herr Wolfgang noch vor der Abendmahlzeit das Schlagfaß, worin die Bibeln und andere Bücher waren, aufgemacht, und überreichte dem alten Albert eine in schwarzen Sammet eingebundene Bibel, die an allen Ecken stark mit Silber beschlagen und auf dem Schnitt vergoldet war. Albert küßte dieselbe, drückte sie an seine Brust, und vergoß unzählige Freudenthränen; darauf wurden ihm und den Greisen noch viele andere köstliche Sachen eingehändigt, die sowohl zur Zierde als zur Bequemlichkeit gereichten. Den folgenden Tag mußte ich auf Herrn Wolfgang's Ersuchen in einem bequemen Gemache einen völligen Kram sowohl von nützlichen als von Kinderspielsachen anlegen, weil er dieselben unter die Einwohner der Insel vom Größten bis zum Kleinsten auszuthellen Willens war. Herr Wolfgang aber ließ

unterdeß die übrigen Dinge, als Viktualien, Instrumente, Tücher, Leinwand, Kleider, Geräthe und dergleichen an solche Dörfer hinschaffen, wo ein jedes vor Verderbniß sicher sein konnte.

Am dem folgenden Sonntage ward bei Sonnenaufgang früh den sämtlichen Inselbewohnern die sonntägliche Feier durch zwei Kanonenschüsse angekündigt. Darauf versammelten sie sich unter der Albertsburg auf dem mit Bäumen umpflanzten grünen Plage, und wohnten dem Gottesdienste bei, welchen Herr M. Schmelzer unter freiem Himmel hielt. Nachmittags besprach sich Albert mit den Ältesten und Vorstehern der neun auf der Insel wohnenden Stämme, und zeigte ihnen einen Platz, auf welchem er eine Kirche zu erbauen gesonnen war. Dieser wurde nun auch sogleich unten am Fuße des Hügel von Lijberg, Lademann und anderen Bauverständigen ordentlich abgesteckt; worauf Albert mit eigenen Händen ein Loch in die Erde grub, und den ersten Grundstein an den Ort legte, wo der Altar zu stehen kommen sollte. Die Ältesten und Vorsteher gelobten, schon am folgenden Tage Anstalten zu machen, daß die nöthigen Baumaterialien herbeigeschafft würden und kein Mangel an Arbeitern wäre, und hierauf begab sich jeder nach seiner Wohnung. Albert, der sich seit kurzem ganz zu verjüngen schien, war diesen Abend besonders aufgeräumt, und ließ sich den von

uns mitgebrachten Kanarien = Sect wohl schmecken. Sodann sagte er: „Da mich der Himmel so viel Frohes erleben lassen, habe ich mir vorgenommen, die übrige Zeit meines Lebens bloß darauf zu verwenden, um das Glück meiner Nachkommen und dieser Insel zu begründen. Ich gedenke demnach von morgen an, mit Herrn Wolfgang und allen Neuangekommenen eine Reise durch die ganze Insel anzutreten, alles zu besehen, und uns über die etwa möglichen Verbesserungen zu berathen. Nach unserer Zurückkunft aber will ich alle Abende nach der Mahlzeit ein Stück von meiner Lebensgeschichte erzählen, ehe ich mich zur Ruhe lege.

Herr Wolfgang nahm, so wie wir, diesen Vorschlag mit vielem Vergnügen an, und gleich am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang ward die Reise angetreten. Albert, Herr M. Schmelzer, Herr Wolfgang und ich, saßen beisammen auf einem artigen Wagen, welcher von vier zahmen Hirschen gezogen wurde, unsere übrige Gesellschaft aber folgte zu Fuß nach. Der erste und nächste Ort, den wir besuchten, war der Wohnort Albertsraum. Er lag dicht unter der Albertsburg, nach Norden zu, und bestand aus 21 Feuerstätten, wohlgebauten Scheunen, Ställen und Gärten, doch hatten die guten Leute weiter kein Vieh als eine seltsame Art von Böcken, Ziegen und zahmen Hirschen. Wir trafen die Haushaltungen daselbst in der besten Ordnung an, indem

die Alten ihre Arbeit auf dem Felde verrichteten, die jungen Kinder aber von den mittleren gehütet und gepflegt wurden. Nachdem wir die Wohnungen in Augenschein genommen, bewog uns die Neugier, das Feld und die Arbeiter auf demselben zu besuchen. Wir fanden alles wohlbestellt, und um Mittagzeit führten uns die Arbeitenden in ihre Wohnungen, reichten uns daselbst Speise und Trank, und begleiteten uns sodann bis nach Hause zurück, nachdem sie von Herrn Wolfgang mit Bibeln, Gebet- und Gesangbüchern, und mit Spielsachen für die Kinder beschenkt worden waren.

Nachdem uns diese Begleiter wieder verlassen, und wir bei Albert zu Abend gegessen hatten, ließ dieser Altvater Niemanden außer Herr M. Schmelzer, Herrn Wolfgang und mir in seinem Zimmer zurückbleiben, und begann sodann die Geschichte seines Lebens in folgenden Worten zu erzählen.

G e s c h i c h t e
d e s A l b e r t J u l i u s .

„Ich wurde am 28. Januar des Jahres 1628 von meiner Mutter Maria Elisabeth Schlüterin zur Welt geboren. Mein Vater, Stephan Julius, stand in den Diensten eines teutschen Fürsten, hatte aber das Unglück, bei den damaligen Kriegsunruhen den Feinden seines Herrn in die Hände zu fallen. Da er nun weder seinem Fürsten noch seinem Gott untreu werden wollte, so wurde er unter dem Vorwande, als habe er in seinen Briefen an seinen Fürsten den Respect gegen andere gekrönte Häupter aus den Augen gesetzt, ungeschädiget seiner Unschuld heimlich enthauptet, und dadurch meine Mutter zu einer armen Wittwe, wir zwei Kinder aber zu verlassenen Waisen gemacht. Ich gieng damals in mein sechstes, mein Bruder Johann Balthasar aber in sein viertes Jahr; da wir indeß unseren Vater, der beständig mit dem Prinzen im Felde gewesen, nur sehr selten bei uns zu Hause gesehen hatten, so war unser Leidwesen bei unserer damaligen Kindheit nicht gar so groß, als es der gewaltige Verlust,

den wir erst später recht einschen lernten, wohl erfordert hätte; ob schon unsere Mutter Tag und Nacht Thränen vergoß.

Meines Vaters Herr, welcher wohl wußte, daß mein Vater nur ein sehr geringes Vermögen hinterlassen haben könne, schickte zwar an meine Mutter achthundert Thaler rückständige Besoldung nebst der Versicherung seiner fortwährenden Gnade; allein der Krieg entbrannte in Deutschland immer heftiger, der wohlthätige Fürst wurde weit von uns entfernt, der Tod nahm uns unsere Mutter, der Feind das noch übrige wenige Vermögen, alle unsere Freunde wurden zerstreut, und so blieb denn mir und meinem Bruder nichts weiter übrig, als den Bettelstab zu ergreifen.

Wir mußten von nun an fast anderthalb Jahr lang unser Brot vor fremder Menschen Thüren suchen und, von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt wandernd, zuletzt beinahe halb nackt einher gehen. Da kamen wir endlich einst unweit Naumburg auf ein Dorf, wo sich die Priesterfrau unserer erbarmte, ihren Kindern die alten Kleider vom Leibe zog, und uns damit bekleidete, ehe sie noch gefragt hatte, woher und wess Standes wir wären. Der Priester kam dazu, lobte seiner Frauen Mitleid und Wohlthätigkeit, und erhielt auf sein Befragen von mir hinlängliche Auskunft über unser Herkommen, weil ich damals schon zehn Jahr alt war, und

die traurige Geschichte meiner Eltern ziemlich gut zu erzählen wußte.

Der redliche Geistliche, der vielleicht nun schon seit vielen Jahren unter den Seligen in des Himmels Glanz leuchtet, mochte vielleicht von den damaligen Zeitläuften und von meines Vaters Begebenheiten mehr wissen als wir selber; denn er hob seine Augen und Hände zum Himmel empor, führte uns arme Waisen in sein Haus, und hielt uns so gut, wie seine drei Kinder. Wir waren bereits zwei Jahre bei ihm gewesen, und hatten binnen der Zeit im Christenthum, Lesen, Schreiben und anderen Studien für unser Alter ziemlich viel gelernt, worüber er nebst seiner Ehefrau eine außerordentliche Freude hatte und oft sagte, daß ihn unsere Aufnahme nie gereuen werde, weil er augenscheinlich wahrgenommen, daß ihn Gott seit der Zeit an zeitlichen Gütern weit mehr als sonst gesegnet habe. Da indeß wenige Wochen nachher einer von seinen Verwandten, ein Amtmann aus dem Braunschweigischen, meinen Pflegevater besuchte, und, da er an meinem stillen Wesen Gefallen fand, mich zwölfjährigen Knaben von seinem Vetter ausbat und zugleich versicherte, daß er mich nebst seinen Söhnen studiren lassen und somit den mitleidigen Predigerleuten die Hälfte der Last abnehmen wollte, so ließen sich diese dazu bereden, und so mußte ich denn unter vielen Thränen von ihnen und meinem

lieben Bruder Abschied nehmen, und mit dem Amtmann in's Braunschweigische abreisen. Hier hatte ich die ersten zwei Jahre hindurch gute Zeit, und war des Amtmanns Söhnen, obwohl beide älter als ich und mir im Studiren weit voraus waren, binnen kurzer Zeit, wo nicht vor, doch wenigstens gleich gekommen. Dennoch vertrugen sich beide sehr wohl mit mir. Da indeß ihre Mutter starb, und statt derselben eine junge Stiefmutter in's Haus kam, zog zugleich der Geist der Uneinigkeit mit ein. Denn diese Unholdin wollte nicht einmal ihre Stiefkinder, viel weniger mich, den sie nur den Bastard und Fündling nannte, gern um sich sehen, und stifete daher fortwährend Zank und Streit unter uns an, wobei ich stets das meiste leiden mußte, ungeachtet ich mich vor ihr wie vor den andern auf alle nur ersinnliche Weise demüthigte. Der bisherige Informator, der es so herzlich gut mit mir meinte, mußte fort, und an seine Stelle schaffte die regierende Frau einen ihr besser gefallenden Studenten herbei. Dieser gute Mensch war kaum zwei Wochen da, als wir Schüler auch schon merkten, daß er im Lateinischen, Griechischen, in Geschichte, Erdbeschreibung und andern Wissenschaften auch nicht das mindeste mehr wußte, als wir, die wir von ihm lernen sollten; deshalb wollte denn auch der Respekt, den er doch im höchsten Grade von uns verlangte, sich nicht recht einfinden. Ungeachtet aber der gute Herr

Präceptor und keinen Autor recht zu erklären verstand, so mochte er doch der Frau Amtmännin desto besser des Dividius Buch „von der Kunst zu lieben“ zu erklären wissen, indem beide ihre Privatsunden so öffentlich hielten, daß ihre freie Aufführung dem Amtmann endlich selber Verdacht erwecken mußte.

Der gute Mann erwähnte daher mich zu seinem Vertrauten, gab eine Reise vor, kam aber in der Nacht wieder zurück unter das Kammerfenster, wo unser Lehrer mit seinen Schülern zu schlafen pflegte. Dieser verliebte Venusprofessor stand um Mitternacht auf, um der Frau Amtmännin seinen Besuch abzustatten. Ich, der noch kein Auge zugehan hatte, war kaum dieser verbotenen Zusammenkunft versichert, als ich dem unter dem Fenster stehenden Amtmanne das verabredete Zeichen durch Husten und Hinunterwerfen meiner Schlafmütze gab, welcher hierauf nicht lange gezögert, sondern sich in aller Stille ins Haus hinein geschlichen, Licht angezündet, und die beiden verliebten Seelen, ich weiß nicht in was für einer Positur, angetroffen hatte.

In der Kammer der Frau entstand nun ein so klägliches Geschrei, daß fast alles Hausgesinde herbeigelaufen kam. Da indeß meine Mitschüler fest schliefen, wollte ich mich ebenfalls nicht melden, konnte aber doch nicht unterlassen, durch das Schlüsselloch zu gucken, wo ich denn mit Erstau-

nen sah, wie die Bedienten den Herrn Präzeptor halb todt aus der nächtlichen Privatschule herausschleppten. Hierauf wurde alles still. Der Amtmann gieng in seine Schreibstube, die Frau Amtmännin dagegen erschien mit blutigem Gesicht, verwirrten Haaren, hinkenden Füßen, ein großes Messer in der Hand haltend auf dem Saale, und schrie: „Wo ist der Schlüssel? Albert muß sterben! dem verruchten Albert will ich dies Messer in die Eingeweide stoßen!“

Mir wurde grün und gelb vor den Augen, als ich die Furie so reden hörte; indeß der Amtmann kam, einen tüchtigen Prügel in der rechten, einen bloßen Degen aber in der linken Hand haltend, und jagte das teuflische Weib in ihre Kammer zurück. Dennoch schrie sie ohne Unterlaß: „Albert muß sterben, ja, der Bastard Albert muß sterben! ich will ihn entweder selbst ermorden, oder demjenigen hundert Thaler geben, der diesem Hunde Gift eingiebt.“

Sie war mir dies genug. Ich kleidete mich so hurtig an, als Zeit Lebens noch nicht geschehen war, und schlich in aller Stille zum Hause hinaus.

Der Zufall führte mich blindlings auf eine große Heerstraße, und ich schritt so schnell vorwärts, daß ich am folgenden Morgen früh um acht Uhr schon die Stadt Braunschweig vor mir liegen sah. Wegen der bedeutenden Fußreise, die ich gemacht, plagten mich Hunger und Durst un-

gemein, doch da ich auf keinem Dorfe, sondern erst in Braunschweig einzukehren Willens war, so tröstete ich meinen Magen immer mit dem 24 Mariengroschenstück, welches mir der Amtmann vor zwei Tagen geschenkt, als ich mit ihm aus Braunschweig gefahren und dies für mich so unglückliche Spiel mit ihm verabredet hatte.

Allein, wie erschreckt ich, als mir das anbrechende Tageslicht zeigte, daß ich in der Angst unrechte Beinkleider, statt der meinigen die des Herrn Präceptors, ergriffen hatte. Es war mir nun zwar nicht so sehr um die Hosen, als um das schöne Stück Geld zu thun, welches ich darin stecken hatte. Doch ich fand eben nicht Ursache, den unvorsichtigen Tausch zu bereuen, da ich in des Präceptors Beinkleidern gegen sechs Thaler Silbergeld und überdies noch einen Beutel mit dreißig Dukaten fand. Daher beklagte ich bei meiner plötzlichen Flucht nichts so sehr, als daß mir nicht vergönnt gewesen, von dem redlichen Amtmann, der an mir als ein treuer Vater gehandelt, mündlich dankbaren Abschied zu nehmen. Doch ich that es schriftlich desto nachdrücklicher, entschuldigte mein Versehen wegen der vertauschten Hosen aufs beste, kaufte mir in Braunschweig die nöthigsten Sachen ein, dung mich auf die geschwinde Post, und fuhr nach Bremen, wo ich von der beschwerlichen und ungewöhnlich weiten Reise hinlänglich auszuruhen Willens war.

Warum ich gerade nach Bremen gereist war, wußte ich mir selbst nicht zu sagen, außer so viel, daß dieß gerade die erste Post war, die von Braunschweig abgieng, und daß ich sie um deswillen nahm, um nur recht weit hinwegzukommen, wohin es auch immer sein möchte. Ich dünkte mich weit reicher als der Groß-Mogul, und ließ mir deshalb an Speise und Trank nichts abgehen, schaffte mir ein ziemlich sauberes Kleid nebst guter Wäsche und anderem Zubehör an, behielt aber doch noch etliche vierzig Thaler Geld zur Behrung übrig, wovon ich so lange zu leben gedachte, bis mir das Glück wieder eine gute Gelegenheit zeigen würde. Ich wußte mich nämlich gar nicht zu entschließen, was ich in Zukunft für eine Profession oder Lebensweise erwählen wollte, da wegen der noch fortbauernenden Kriegsläufe eine böse Zeit in der Welt war, zumal für einen von allen Menschen verlassenem jungen Burschen, der erst in sein siebenzehntes Jahr gieng und vor dem Soldatenleben den größten Ekel hatte.

Eines Tages gieng ich zum Zeitvertreib vor die Stadt spazieren, und gerieth unter vier ansehnliche junge Leute, die vermuthlich in Rücksicht auf meine gute Kleidung, zierlichen Krausen und Hosenträger, auch wohl des Degens, den ich an der Seite trug, mir sehr viel Achtung bezeugten, und nach langem Umhergehen mich zu sich in ein Weinhaus nöthigten.

Ich schätzte mir es für eine besondere Ehre, mit so wackern Leuten ein Glas Wein zu trinken, gieng daher mit ihnen, und that ihnen redlich Bescheid. Sobald indeß der Wein meine Lebensgeister rege gemacht hatte, redete ich nicht allein von meinem Thun und Wesen mehr als nützlich war, sondern begieng auch die entsetzliche Thorheit, mein ganzes Geld, das ich nur irgend besaß, ihnen zu zeigen. Einer von den vier Leuten gab sich hierauf für den Sohn eines reichen Kaufmanns aus, und versprach, unter dem Vorgeben, als habe er eine große Zuneigung zu mir, mir die beste Condition bei einem seiner Unverwandten zu verschaffen, indem derselbe einen Sohn habe, dem ich meine Kenntnisse beibringen, und sodann mit ihm auf die Universität nach Leiden reisen könne, wo wir beide zugleich, ohne daß es mich einen Heller kosten würde, die gelehrtesten Leute werden könnten. Er trank mir hierauf Brüderschaft zu, und malte meinen vom Weingeist umnebelten Augen herrliche Luftschlösser vor, bis ich mich dergestalt berauscht hatte, daß ich bewußtlos zu Boden sank.

Am nächstfolgenden Morgen kam ich wieder zur Besinnung, und fand mich ganz allein auf einer Streu liegend. Nachdem ich aufgestanden war, und mich einigermaßen wieder in Ordnung gebracht hatte, fand ich meine Taschen ganz ausgelert, worüber ich nicht wenig erschraek. Ich rief den

Wirth, und fragte nach meinem Gelde so wie nach meinen übrigen Sachen; allein dieser wollte von nichts wissen. Kurz, nach genauer Untersuchung ergab sich, daß ich unter vier Spitzbuben gerathen war, welche zwar gestern Abend die Beche bezahlt und wieder zu kommen versprochen, doch bis jezt ihr Wort nicht gehalten und mich also allem Anschein nach betrogen hatten.

So war nun der Schatz, den ich so unverhofft gefunden, eben so unverhofft wieder verschwunden, indem ich außer den Sachen, die noch in meinem Quartier lagen, auch nicht einen Heller mehr im Vermögen hatte. Ich blieb zwar noch einige Stunden bei dem Weinschenken sitzen, und hoffte auf der vier Bechegefellen fröhliche Wiederkehr, allein mein Warten war vergebens, und da der Wirth gehört, daß ich kein Geld mehr zu vertrinken hatte, machte er mir noch dazu scheele Mienen, weshalb ich mich so eben zum Weggehen anschicken wollte, als ein ansehnlicher Kavalier in die Stube trat, und ein Glas Wein forderte. Mit einer freundlichen Miene, doch in schlechtem Deutsch, sagte dieser zu mir: „Mein Freund, gehet meinetwegen nicht hinweg, denn ich sitze nicht gern allein, sondern spreche lieber mit Leuten.“ — „Mein Herr,“ gab ich zur Antwort, „ich werde an diesem für mich so unglücklichen Orte nicht länger bleiben können; denn man hat mich gestern Abend

hier verführt, mir einen Kausch zu trinken, und nachdem ich darüber eingeschlafen, ist mir alles mein Geld, das ich bei mir hatte, gestohlen worden.“ — „Bleibet nur hier,“ versetzte er, „ich will für Euch bezahlen. Doch erweist mir den Gefallen, und erzählet umständlicher, was Euch begegnet ist.“ Da ich nun einen heftigen Durst empfand, ließ ich mich nicht zweimal nöthigen, sondern blieb da und erzählte dem Cavalier meine ganze Lebensgeschichte von Jugend an bis auf dieselbige Stunde. Er hörte alles mit Vergnügen an, und belachte nichts so sehr, als des Präzeptors Liebesbegebenheiten nebst dem wohlgetroffenen Hosentausche. Darauf ließ er Wein und Confect in Ueberflus bringen; da er aber sah, daß ich nicht viel trinken wollte, weil der gestrige Kausch mich für alle Zukunft gewöhigt hatte, so sagte er: „Mein Freund, habt Ihr Lust in meine Dienste zu treten, so will ich Euch jährlich dreißig Dukaten an Gelde, gute Kleidung und auch Essen und Trinken zur Genüge geben, nebst der Versicherung, daß, wosern Ihr Holländisch und Englisch reden und schreiben lernet, Eure Dienste bloß in Schreiben bestehen sollen.“

Ich hatte bereits so viel Höflichkeit und Verstand gewonnen, daß ich ihm augenblicklich die Hand küßte, und mich mit Vergnügen ihm zu seinen Diensten anbot, wosern er nur die Gnade haben und mich ehrlich versorgen wollte,

damit ich nicht betteln gehen dürfte. Hierauf nahm er mich sogleich mit in sein Quartier, ließ meine Sachen aus dem Gasthose holen, und behielt mich in seinen Diensten, ohne daß ich das Geringste weiter thun durfte, als mit ihm herumspazieren; denn er hatte außer mir noch vier Bedienten.

Ich konnte nicht erfahren, wer mein Herr wohl sein möchte, bis wir von Bremen abgereist und in Aütwerpen angelangt waren. Da erst merkte ich, daß er eines reichen Edelmanns jüngster Sohn sei, der sich bereits etliche Jahre in England aufgehalten habe. Meine Verrichtungen bestanden anfangs in nichts als in gutem Essen und Trinken; nachdem ich indesß binnen sechs Monaten recht gut Englisch und Holländisch reden und schreiben gelernt, mußte ich alle die Briefe abfassen und schreiben, welche mein Herr in seines Herrn Waters Verrichtungen oft selber schreiben sollte. Um meiner Fähigkeit und Dienstbälligkeit willen faste er allmählig eine ungemeine Zuneigung zu mir, und wählte daher auch, als er zu Anfang des Jahres 1646 abermals nach England reisen mußte, mich zu seinem alleinigen Begleiter dahin aus. Was mir indesß das Bedenklichste war, — ich mußte, noch ehe wir den englischen Boden betraten, Frauenkleider anziehen, und mich stellen, als ob ich meines Herrn Ehegemahlin wäre. Wir giengen nach London, und lehrten daselbst in einem Gasthose ein, der das Kastell von Felsenburg. I.

Antwerpen genannt wurde. Hier durfte ich wenig aus dem Hause gehen; dagegen brachte mein Herr fast täglich fremde Mannspersonen mit sich in sein Logis, wobei ich meine Rolle so gut zu spielen wußte, daß jeder nicht anders vermeinte, als ich sei meines Herrn junge Ehefrau. Zu seiner und meiner Aufwartung aber hatte er zwei englische Mädchen und vier Lakaien angenommen, die uns nach Wunsch bedienten.

Nachdem ich nun binnen einigen Wochen aus dem Grunde gelernt hatte, die Rolle eines Frauenzimmers zu spielen, sagte mein Herr eines Tages zu mir: „Liebster Julius, ich werde Euch morgen Nachmittag unter dem Titel meiner Ehegemahlin in eine gewisse Gesellschaft führen. Ich bitte Euch nun aber gar sehr, studiret mit allem Fleiß darauf, wie Ihr mit alle nur ersinnliche Liebkosungen erzeigen wollet; denn mein ganzes Glück beruhet auf der Comödie, die ich jetzt zu spielen genöthigt bin. Nehmet einmal die Gestalt Eurer Antmannsrau an, und liebkoset mich so, wie jene ihren Mann vor den Leuten, den Präzeptor aber mit verstohlenen Blicken geliebkoset hat. Seid übrigens nochmals versichert, daß an dieser lächerlich scheinenden Sache mein ganzes Glück und Vermögen haftet, welches ich Euch alles reichlich mit genießen lassen will, sobald nur unsere Sachen erst zu Ende sind. Ich wollte Euch von Herzen gern

das ganze Geheimniß offenbaren, allein verzeihet mir, daß ich es bis auf eine andere Zeit verspare, weil mein Kopf jetzt gar zu unruhig ist. Macht aber Eure Sache zu unserer beider Vergnügen morgen nur recht gut.“

Ich brachte die ganze darauf folgende Nacht unter tiefem Nachdenken darüber zu, was wohl mein Herr durch dergleichen Poffen ausrichten wolle; doch da ich seinen Zweck nicht auszufinden im Stande war, ihm aber versprochen hatte, allen möglichen Fleiß anzuwenden, um ihm nach Gefallen zu leben, so schlug ich mir endlich die Sache aus dem Sinn und schlief ruhig ein.

Nachdem ich den folgenden ganzen Vormittag unter den Händen zweier alter Weiber, die mich auf englische Art kleideten, zugebracht hatte, wurde mein Herr und ich auf einem neumodischen Wagen abgeholt, und drei Meilen von der Stadt nach einem prächtigen Gartenhause gefahren. Dasselbst war eine treffliche Gesellschaft versammelt, welche nichts so sehr beklagte, als daß unseres Gastgebers Tochter, Jungfrau Concordia Plüß, durch ein schmerzliches Kopfwich bei uns zu sein verhindert würde. Dagegen war ihr Vater, als unser Wirth, mit seiner Frau, den drei übrigen Töchtern und zwei Söhnen zugegen, und machten sich ein großes Vergnügen daraus, die ankommenden Gäste zu bewirthen. Ich will die Lustbarkeiten, welche an diesem

und dem folgenden Tage für uns angestellt wurden, nicht weitläufig beschreiben, sondern nur so viel sagen, daß wir durch allerlei Speisen und Getränke, Tanzen, Springen, Spazierengehen und Fahren, auch andere Zeitvertreibe vielerlei Abwechslung hatten. Ich merkte, daß die drei anwesenden schönen Töchter unseres Wirths von vielen Liebhabern umgeben waren; mein Herr indeß bekümmerte sich um keine, sondern hatte mich als seine Scheinfrau mehrentheils an der Seite, auch liebloseten wir einander also, daß jeder glauben mußte, wir hielten einander als rechte Eheleute von Herzen werth. Einst aber, als mich mein Herr im Tanze vor allen Zuschauern recht herzlich geküßt, und nach geendigtem Tanze an ein Fenster geführt hatte, trat ein junger artiger Kaufmann herzu und sagte zu meinem Herrn: „Mein Herr von Leuven, ich merke nunmehr, daß Ihr mir die Concordia Plüts mit gutem Recht gönnen könnt, da Ihr an dieser Eurer Gemahlin einen solchen Schatz gefunden, den Euch vielleicht viele andere Mannspersonen mißgönnen werden.“ — „Mein liebster Freund,“ antwortete mein Herr, „ich kann nicht leugnen, daß ich Eure Geliebte, die Concordia, von Grund der Seele geliebt habe, und sie noch vor kurzem ungemein gern zur Gemahlin gehabt hätte. Da indeß unsere beiden Väter und vielleicht der Himmel selbst nicht in unsere Vermählung einwilligen wollten, so

habe ich vor einigen Monaten meinen Sinn geändert, und mich mit dieser Dame verheirathet, an welcher ich alle die Vorzüge gefunden habe, die Ihr als Bräutigam vielleicht in wenigen Tagen bei Concordien finden werdet. Ich für meine Person wünsche Euch zu Eurer Vermählung tausendfaches Vergnügen und zwar ein solches, als ich mit dieser meiner Frau beständig genieße, und ich beklage nichts so sehr, als daß mich meine Angelegenheiten so eilig wieder nach Hause treiben, und mich mithin verhindern, Eurer Hochzeit als ein fröhlicher Gast beizuwohnen.“

Der junge Kaufmann stuzte, und wollte nicht glauben, daß der Herr von Leuven so bald nach Antwerpen zurückkehren müsse; da er indeß dessen Ernst sah, und seinen künftigen Schwiegervater Plürs, unsern Wirth, herbeirief, gieng es an ein gewaltiges Nöthigen. Doch der Herr von Leuven blieb nach vielen vorgebrachten Entschuldigungen bei seinem Vorsatz, morgen Mittag abzureisen, und nahm daher schon im voraus von der ganzen Gesellschaft Abschied.

Die ganze Landlust war auf acht Tage berechnet; da wir indeß bloß den dritten Tag abgewartet hatten und fort wollten, so erboten sich die Meisten, uns das Geleit zu geben. Doch Herr von Leuven nebst den Schwiegersöhnen des Herrn Plürs brachten es durch vieles Bitten dahin, daß wir am folgenden Morgen früh abreisen durften, ohne Je-

mandes Geleit anzunehmen, so daß die ganze Gesellschaft ungestört beisammen blieb.

Sobald wir wieder zu London in unserem Quartier angelangt waren, ließ mein Herr einen schnellen Postwagen holen, unsere Sachen in aller Eile auspacken, und Tag und Nacht auf Dover losjagen, wo wir schon am andern Abend eintrafen, unsere Sachen auf ein bereit liegendes Schiff schafften, und mit gutem Winde nach Calais abfuhrten. Vor diesem Hafen wartete bereits ein anderes Schiff, in welches wir uns nebst allen unseren Sachen begaben, das vorige Schiff zurückgehen ließen, und den Weg nach Ostindien erwählten.

Es war bereits Nacht, als ich in das neue Schiff einstieg, woselbst mich Herr von Leuven bei der Hand faßte, und in ein Gemach führte, worin ich ein ungemein schönes Frauenzimmer neben einer jungen Mannsperson von etwa vier und zwanzig Jahren sitzen sah.

„Mein liebster Albert Julius,“ sagte jetzt Herr von Leuven zu mir, „nun ist der Hauptact unserer gespielten Comödie zu Ende. Sehet, dies ist Concordia Plürs, das schöne Frauenzimmer, dessen Ihr gestern so oft habt erwähnen hören. Kurz, es ist mein liebster Schatz; dieser neben ihr sitzende Herr aber ist ihr Bruder. Wir reisen nach Ceylon, und hoffen daselbst unsere völlige Befriedigung

zu finden. Ihr aber, mein lieber Albert Julius, werdet Euch gefallen lassen, an allen unseren Glücks- und Unfällen gleichen Theil zu nehmen; denn wir wollen Euch nicht verlassen, sondern Euch, so Gott will, in Ostindien reich und glücklich machen.“ Ich küßte dem Herrn von Leuwen die Hand, grüßte die beiden Fremden, wünschte ihnen Glück zu ihrem Vorhaben, und versprach, als ihr treuer Diener zu leben und zu sterben.

Wenige Tage nachher ward Herr von Leuwen gegen mich noch vertraulicher, und aus seinen Erzählungen erfuhr ich dann, daß seine Angelegenheiten also beschaffen waren:

Der alte Herr von Leuwen hatte seit vielen Jahren unter den Kriegsheeren der Vereinigten Niederlande als ein hoher Officier in Diensten gestanden, und in einem blutigen Gefecht den rechten Arm eingebüßt; daher hatte er denn den Soldatenstand aufgegeben, um hinfort in Antwerpen ein ruhiges Leben zu führen, da er ein sehr bemittelter Mann war. Seine drei ältesten Söhne suchten dessen ungeachtet ihr Glück unter den Fahnen und auf den Kriegsschiffen der Niederländer. Der jüngste indeß, mein gütiger Herr, Carl Franz von Leuwen, blieb bei dem Vater, und sollte ein Staatsmann werden, weshalb er in seinen besten Jahren nach England hinüber geschickt wurde, wo er nicht nur in allen adeligen Kenntnissen große Fortschritte machte, sondern

auch seines Vaters Geschäfte in England mit ungemeiner Klugheit führte. Hier verliebte er sich aber sehr heftig in die Tochter eines englischen Kaufmanns, Namens Plürs, erweckte durch sein angenehmes Wesen in ihr eine gleiche Liebe, kurz, sie wurden eins, schwuren sich ewige Treue zu, und Herr von Leuwen zweifelte nicht im geringsten, daß er sowohl seinen als Concordiens Vater zur Einwilligung in ihre baldige Eheverbindung bewegen würde. Allein so leicht ihnen anfangs alles schien, so schwer wurde ihnen der fernere Fortgang der Sache. Der alte Herr von Leuwen hatte nämlich bereits ein reiches adeliges Fräulein für seinen jüngsten Sohn ausersehen, und wollte denselben überhaupt nicht aus dem Ritterstande heirathen lassen; der Kaufmann Plürs aber entschuldigte seine abschlägige Antwort damit, daß er seine jüngste Tochter Concordia bereits in der Wiege an eines reichen Wechslers Sohn versprochen. Da aber Herr von Leuwen dennoch von seiner herzlich geliebten Concordia nicht ablassen wollte, so ward er von seinem Vater zurück nach Antwerpen berufen. Er gehorchte nun zwar, nahm aber zuvor Verabredung mit Concordien, wie sie künftig ihre Angelegenheiten anstellen und sich einander oft schriftliche Nachricht geben wollten.

Sobald er nun zu Hause angekommen war und seinem Herrn Vater die Hand geküßt hatte, gab ihm dieser wegen

seiner unanständigen Liebe einen starken Verweis, nebst der Versicherung, daß er ihn nimmer mehr für seinen Sohn erkennen wolle, wenn sich sein Herz nicht der gemeinen Kaufmannstochter entschläge und dagegen das ihm vorgeschlagene adelige Fräulein erwählte. Der Herr von Leuven wollte seinen Vater nicht durch zu große Hartnäckigkeit betrüben, er bequimte sich daher zum Scheine in allen Stücken nach dessen Willen, that aber im Herzen einen Schwur, von Concordien nimmer mehr abzulassen.

Dadurch wurde denn der alte Vater ganz arglos gemacht. Er setzte in des Sohnes scheinbaren Gehorsam völliges Vertrauen, und ließ ihn in allerlei wichtigen Verrichtungen mehrere Reisen nach verschiedenen Orten in Deutschland machen, wo es sich denn traf, daß er mich in Bremen zu sich und mit nach Antwerpen nahm. Einige Zeit nachher mußte sich der gute Herr von Leuven mit dem widerwärtigen Fräulein, die zwar sehr reich, aber von Gesicht und Leibesgestalt sehr häßlich war, verloben. Die Vollziehung dieser Verbindung konnte indeß nicht sogleich geschehen, da sich der Vater veranlaßt sah, den jungen Herrn von Leuven vorher nochmals in wichtigen Aufträgen nach England zu schicken. Zwar gab er ihm die ernstlichsten Ermahnungen mit, daß er sich von Concordien nicht etwa wieder aufs neue fesseln, auch den Umgang mit ihren An-

verwandten möglichst vermeiden sollte, doch Herr von Leuven konnte der heftigen Liebe nicht widerstehen, sondern beschloß, seine Concordia heimlich zu entführen. Um nun in England keinen Verdacht zu erwecken, hatte ich mich als ein Frauenzimmer kleiden und mich für seine Gemahlin ausgeben müssen.

Sobald wir in London angelangt waren, begab er sich zu einigen treuen Freunden, in deren Behausung er Concordien öfters, doch immer nur heimlich, sprechen konnte. Mit ihrem mittleren Bruder hatte Herr von Leuven unterdeß eine so feste Freundschaft geschlossen, daß es schien, als wären sie beide ein Herz und eine Seele. Eben dieser Bruder hatte geschworen, alles mögliche anzuwenden, daß kein anderer Mann als Carl Franz von Leuven seine Schwester Concordia heimführen solle; zugleich hatte derselbe einen Priester zu gewinnen gewußt, der eines Abends, nämlich am 9. März 1646 das Liebespaar ordentlich und ehelich zusammengab, und zwar im Hause ihrer Base, im Beisein etlicher Zeugen. Hierauf hielten sie im Hause eben dieser Base ihr förmliches Beilager, und machten alle Anstalten zu einer baldigen Flucht, zu welcher sie bloß eine bequeme Gelegenheit abwarteten. Der alte Plüß wußte von dieser geheimen Vermählung eben so wenig, als meines Herrn eigener

Vater und ich selber, der ich mich doch rühmen durfte, sein vertrautester Diener zu sein.

Unterdeß hatte sich der Herr von Leuven doch nicht ganz heimlich in London aufgehalten, sondern sich sowohl auf der Börse als an andern öffentlichen Orten fast täglich sehen lassen, dabei aber alle Gelegenheit vermieden, mit dem Kaufmann Plücs ins Gespräch zu kommen. Diesem dagegen sieng es allmählig an sehr nahe zu gehen, daß ihm ein so guter Bekannter, von dessen Vater er so manchen Vortheil gezogen, so ganz entgehen sollte, und er gieng daher einst an ihn heran und redete ihn also an:

„Mein Herr von Leuven, ich bin sehr unglücklich, daß ich so unvermuthet an Euch einen meiner besten Freunde und Gönner habe verlieren müssen. Allein bedenket selbst: meine Tochter hatte ich damals, als Ihr um sie anhieltet, bereits versprochen, und da ich nun jederzeit lieber sterben, als mein Wort brechen will, so sagt mir doch nur, wie ich Euch, meiner Tochter und mir hätte helfen sollen, zumal, da Euer Herr Vater selbst nicht in diese Heirath willigen wollte. Lasset doch das Vergangene vergessen sein, und bleibet mein Freund; der Himmel wird Euch schon mit einer weit schöneren und reicheren Gemahlin zu versorgen wissen.“
Der Herr von Leuven hatte darauf zur Antwort gegeben:

„Mein werthester Herr Plüß, gedenket an nichts Vergangenes; ich bin Euer treuer Freund und Diener. Für Eure Tochter, die schöne Concordia, habe ich zwar noch die größte Achtung, doch nichts von der früheren heftigen Liebe, da ich von dem Glück bereits mit einer andern, nicht weniger angenehmen Gemahlin versorgt bin, die ich auch jetzt bei mir in London habe.“

Plüß hatte vor Verwirrung fast nicht reden können; nachdem ihn indeß Herr von Leuwen sowohl seiner Freundschaft, als auch, daß er in vollem Ernst gesprochen, versichert hatte, umarmte er denselben vor Freuden, und bat ihn, daß er doch seinem Hause die Ehre gönnen und nebst seiner Gemahlin bei ihm logiren wolle. Allein Herr von Leuwen dankte für das gütige Erbieten, mit dem Bemerkten, daß er sich nicht lange in London aufhalten, mithin sein Logis nicht erst ändern könne; doch wolle er dem Herrn Plüß ehster Tages, sobald er seine Sachen erst ein wenig in Ordnung gebracht haben würde, in Gesellschaft seiner Gemahlin, die jetzt etwas unpäßlich wäre, einen Besuch abstatten.

Dabei blieb es. Plüß aber, der sich bei des Herrn von Leuwen guten Freunden weiter erkundigt und die Bestätigung dessen, was er von ihm gehört, mit vielem Vergnügen vernommen hatte, machte Anstalten, um uns auf's

Befte zu bewirthen, während Herr von Leuven nebst seiner Geliebten und ihrem Bruder, Anton Plürs, ebenfalls Anstalten zu einer schleunigen Flucht und mit einem Ostindienfahrer die Abkunft trafen, daß er sie auf die Insel Ceylon schaffen solle, woselbst des Herrn von Leuven Oheim Gouverneur oder Consul war.

Der 25. Mai war der erwünschte Tag gewesen, wo Herr von Leuven nebst mir, seiner angeblichen Gemahlin, auf des Herrn Plürs Vorwerk, drei Meilen von London gelegen, abfuhr, wo wir acht Tage zu Gaste bleiben sollten. Eben denselben Abend wollten auch Anton Plürs und Concordia über Dover nach Calais gehen. Concordia hatte nämlich, um diese Landlust zu vermeiden, nicht allein heftige Kopfschmerzen vorgegeben, sondern auch ihren Eltern ins Gesicht gesagt: sie könne den von Leuven unmöglich vor Augen sehen, sondern bäte, man möchte sich nur binnen der Zeit um sie unbekümmert lassen, weil sie, so lange der Besuch währete, bei ihrer Base in der Stille verbleiben wolle; — welches ihr denn endlich auch zugestanden wurde.

Wie wir nun unsere Zeit auf dem Vorwerk zugebracht, desgleichen wie wir alle Leute von unserer Eheverbindung überredet, und wie ich mit meinem Herrn, der zuvor schon alle seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, ohne allen Verdacht abgereiset, und wie wir beide glücklich bei dem vor

Galais wartenden Ostindienfahrer angelangt, daß alles habe ich bereits erwähnt. Daher will ich bloß noch hinzufügen, daß Herr Anton Plüß am Abend desselben 25. Mai seine Schwester Concordia, mit Vorwissen ihrer Base und andern vier Verwandten, entführt und in Mannskleidern glücklich aus dem Lande gebracht hatte. Die guten Freunde standen zwar in der Meinung, als solle Concordia nach Antwerpen geführt werden, allein die Sache war ganz anders; denn von Leuven, Anton und Concordia hatten eine weit genauere Abrede mit einander genommen. Was man nach der Zeit in London und Antwerpen von uns gedacht und gesprochen hat, kann ich wohl muthmaßen, aber nicht erzählen. Indes, sobald wir an den Kanarischen Inseln und den Inseln des grünen Vorgebirges vorbeigesehelt waren, und keine so heftige Furcht mehr vor den spanischen Kriegsschiffen hegen durften, bekümmerten sich unsere erfreuten Herzen weiter um nichts, waren lustig und guter Dinge, und hofften in Ceylon den Hafen unserer völligen Befriedigung zu finden.“ —

„Allein, meine Lieben,“ schloß jezt Albert Julius, „es ist nunmehr Zeit, für diesmal abzubrechen. Wir wollen daher beten, zu Bette gehen, und, so Gott will, morgen die Einwohner in Davidstraum besuchen.“ Wir folgten

dem Befehl unseres lieben Vaters, legten uns zur Ruhe, und waren am andern Morgen mit Sonnenaufgang wieder beisammen. Nach eingenommenem Frühstück reisten wir dann auf die gestrige Weise den anmuthigsten Weg längs einer Allee bis nach Davidstraum. Dies war eine von den mittelmäßigen Pflanzstädten, von etwa zwölf Wohnhäusern, die alle ziemlich geräumig gebaut, und mit schönen Gärten, Scheuern und Ställen versehen waren. Alle Winkel zeigten, daß die Einwohner keine Müßiggänger sein könnten, auch trafen wir sie alle auf dem wohlbestellten Felde arbeitend. Doch kann ich nicht unterlassen anzuführen, daß wir daselbst besondere Schuhmacher in der Arbeit antrafen, welche für die andern Inselbewohner gewöhnliche Schuhe aus den Häuten der Meerthiere, sodann auch Staatschuhe von Hirsch- und Rehlleder machten, und dieselben gegen andere Sachen wieder vertauschten. Im dasigen Gebiet befand sich ein sehr reichhaltiges Kalk-, Thon- und Lehmgebirge, worüber unser mitgebrachter Töpfer, Nicolaus Schreiner, eine außerordentliche Freude bezeugte, und sogleich um Erlaubniß bat, morgenden Tages den Anfang zu Anlegung einer Werkstatt zu machen. Die Gränze dieser Einwohner gegen Westen bildete der Fluß, der sich durch den Felsen ins Meer stürzte; sonst aber hatten sie ihre Waldung mit ihren Nachbarn in Albertstraum zu gleichem Theil, daneben

mußten sie aber auch mit diesen ihren Gränznachbarn die Bewachung der Küste und Bucht nach Norden hin übernehmen. Zu diesem Zweck war unten am Felsen ein bequemes Wachtthaus gebaut, worin sie im Winter Feuer unterhalten und schlafen konnten. Herr Wolfgang, ich und noch einige andere waren so neugierig, den schmalen Steg zum Felsen hinauf zu klettern, und fanden auf der Höhe vier ziemlich metallene Stücke aufgezplant, daneben ein artiges Schilderhäuschen für ein paar Personen in den Felsen gehauen, worin man ebenfalls Feuer unterhalten und im Winter ganz wohl bleiben konnte, nächstdem eine ordentliche Zugbrücke nach der verborgenen Treppe zu, von welcher man nach der Sandbank und See herab steigen konnte, und zur Seite derselben zwei vortreffliche Kloben und Winden, vermittelst deren man in einem Tage mehr als tausend Zentner Waaren auf und nieder lassen konnte. Die Aussicht auf die Sandbank, in die offene See hinaus, und dann linker Hand in die schöne Bucht, welche aber einen sehr gefährlichen Eingang hatte, war ungemein schön, zumal da man von hier aus auch noch die ganze Insel, wie ein kleines Paradies, übersehen konnte.

Nachdem wir über eine gute Stunde auf dieser Höhe verweilet, und glücklich wieder herunter gekommen waren, verrichtete Herr M. Schmelzer einen Taufact an einem

neugeborenen Kinde, wobei Herr Wolfgang, ich und die nächste Nachbarin Taufpathen waren, und vom Kindtaufenvater mit Wein, weißem Brod und wohlschmeckenden Früchten bewirthet wurden. Um Sonnenuntergang reisten wir vergnügt nach Albertsburg zurück. Sobald wir hier unsere Abendmahlzeit eingenommen hatten, setzte unser Advater die Erzählung seiner Lebensgeschichte in folgenden Worten weiter fort:

„Wir hatten eine so glückliche Fahrt, als sich wohl nur wenige Seefahrer zu jener Zeit rühmen konnten, indem wir, ohne das Geringste von Regen, Sturm oder Ungewitter erfahren zu haben, bereits das Vorgebirge der guten Hoffnung von fern erblickten. Der Kapitain des Schiffs machte uns Hoffnung, daß wir spätestens in drei oder vier Tagen daselbst anlanden und etliche Tage auf dem Lande ausrufen würden; allein diesmal war die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und das Verhängniß hatte etwas ganz anderes über uns beschloffen. Den folgenden Morgen schon umzog sich der Himmel überall mit schwarzen Wolken, die Luft wurde dick und finster, endlich schoß der Regen nicht etwa in Tropfen, sondern in Strömen auf uns herab, und hielt bis um Mitternacht ohne Unterlaß an. Als aber die sehr tief herabhängenden Wolken ihrer schwersten Last kaum

etwas entledigt zu sein schienen, erhob sich ein so gewaltiger Sturmwind, daß man vor dessen entsetzlichem Brausen, wie ich glaube, den Knall einer Kanone nicht gehört haben würde. Diese unsichtbare Gewalt mußte meines Erachtens unser Schiff bisweilen in einer Stunde viele Meilen weit fortführen, zuweilen aber schien es auf einer Stelle zu bleiben, und wurde wie ein Kreisel in der See herum gedreht, nachher aber von den ungeheuern Wellen bald bis an die Wolkcn hinan, bald wieder hinunter in den gähnenden Abgrund der Meeresstiefe geworfen. Um unser Etend zu vermehren, vereinigte sich mit diesem Sturmwinde noch ein frischer und noch viel heftigerer Regen, als der vorige; kurz, es hatte das Ansehn, als ob alle Feinde und Verfolger der Seefahrenden unsern Untergang auf die schrecklichste Art herbeizuführen beschloffen hätten.

Man sagt sonst wohl: je länger das Unglück oder widerwärtige Schicksal anhält, desto besser lernt man sich dar- ein schicken; ich kann mich indeß nicht erinnern, daß dies damals bei uns eingetroffen, sondern im Gegentheil muß ich bekennen, daß unsere Herzhaftigkeit, nachdem wir zwei Nächte und drittehalb Tage in solcher Angst zugebracht, uns vollends vergieng, da die mit Donner und Miß hereinbrechende Nacht schlechten Trost und Hoffnung versprach. Con- cordia und ich waren vielleicht die elendesten unter allen, da

wir während des Sturms nicht allein keinen Augenblick geschlafen hatten, sondern auch noch dermaßen matt und taumelnd waren, daß wir den Kopf gar nicht mehr in die Höhe halten konnten, und fast das Eingeweide aus dem Leibe brechen mußten. Herr von Leuven und Anton Mürs konnten sich, von der fauern und zuletzt doch vergeblichen Arbeit auf dem Schiffe kaum so viel abmüßigen, daß sie uns zuweilen auf eine Minute besuchten, wiewohl ohnehin nichts im Stande war, uns einige Linderung zu verschaffen, als etliche Stunden Ruhe. Wir hörten auf dem Schiffe, so oft nur der Sturm ein wenig inne hielt, ein entsetzliches Lärmen, kehrten uns aber an nichts mehr, da sich unser Gemüth schon vorbereitet hatte, das jämmerliche Ende unseres Lebens mit Geduld zu erwarten. Als aber die kläglichen Worte ausgerufen wurden: Gott sei uns gnädig, nun sind wir alle des Todes! da vergieng sowohl mir als Concordien die Besinnung, so daß wir als Ohnmächtige dalagen. Doch habe ich in meiner Schwäche noch so viel gespürt, daß das Schiff vermuthlich an einem harten Felsen zertheilte, indem es ein entsetzliches Krachen und Prasseln verursachte, das Hintertheil aber, worin wir lagen, mochte sehr tief unter Wasser gekommen sein, weil dies unsere Kammer über die Hälfte anfüllte, jedoch sogleich wieder zurückließ, wor-auf alles in ganz verkehrtem Zustande blieb, indem der

Fußboden zu einer Seitenwand geworden und wir beiden Kranken uns in einen Winkel der Kammer hingeworfen befanden. Weiter weiß ich nicht, wie mir geschehen ist, indem mich entweder eine Dohnmacht oder ein starker Schlaf überfiel, aus welchem ich mich erst des andern Tages zu ermuntern vermochte, wo sich mein schwacher Körper auf einer Sandbank an der Sonne liegend befand.

Es kam mir recht ungewöhnlich vor, als ich am aufgekärten Himmel die Sonne erblickte, und von den erwärmenden Strahlen derselben die angenehmste Erquickung in meinen Gliedern empfand. Ich richtete mich auf, sah mich um, und entsetzte mich gewaltig, da ich sonst Niemanden als Concordien, den Herrn von Leuven und den Schiffskapitain Lemelie nicht weit von mir rückwärts an einem schreiffen Felsen schlafend, seitwärts das Hintertheil vom zerscheiterten Schiffe, sonst aber nichts als Sandbänke, Himmel und Wasser erblickte. Da indeß die Seite, auf welcher ich gelegen, nebst den Kleidern noch sehr kalt und naß war, drehte ich diese gegen die Sonne um, und versiel aufs neue in einen tiefen Schlaf, aus welchem mich gegen Sonnenuntergang Herr von Leuven weckte. Er gab mir einen mäßigen Topf voll Wein und eine gute Handvoll Confect, welches ich noch halb schläfrig annahm, und mit großer Begierde hinunterschluckte, indem ich nunmehr fast seit vier Tagen weder ge-

gessen noch getrunken hatte. Hierauf empfing ich noch einen halben Topf Wein nebst einem Stück Zwieback, mit der Erinnerung, daß ich mich damit bis morgen behelfen müßte, weil ein mehreres meiner Gesundheit schädlich sein möchte.

Nachdem ich auch dies verzehet, und mich durchaus erwärmt hatte, auch meine Kleider ganz trocken fand, kam ich auf einmal wieder zu Verstande, und bedünkte mich so stark als ein Löwe zu sein. Meine erste Frage war nach unsern übrigen Reisegefährten, weil ich außer uns vier erwähnten Niemanden weiter sah; indeß zu meinem größten Leidwesen mußte ich hören, daß sie vermuthlich insgesammt ertrunken sein würden, wofern sie nicht etwa Gott auf eine eben so wunderbare Art als uns errettet hätte. Denn vor menschlichen Augen war es vergeblich, an eines einzigen Rettung zu denken, weil die Zerschmetterung des Schiffs noch vor Mitternacht geschehen, der Sturm dagegen sich erst zwei Stunden vor Sonnenaufgang gelegt hatte, das Hintertheil des Schiffs aber, worauf wir vier Personen allein geblieben, mit aller Gewalt auf die Sandbank getrieben war. Ich beklagte besonders den wackern Herrn Anton Plürk, der sich bei uns nicht für sicher geschätzt, sondern nebst allzuvielen andern Menschen sich einen leichten Rachen erwählt, doch mit allen diesen sein Grab in der Tiefe gefunden. Außerdem erzählte Herr von Leuven, daß er sowohl mich als Concordien mit

größter Mühe auf die Sandbank getragen, weil ihm der eigensinnige und verzweiflungsvolle Kapitain nicht die geringste Handleistung thun wollen.

Dieser wunderliche Kapitain Lemelie saß dort von ferne, mit untergestüttem Haupt, und anstatt dem Allmächtigen für die Fristung seines Lebers zu danken, stieß er bloß schändliche und ruchlose Flüche gegen das ihm so feindselige Verhängniß aus, wollte sich auch durch nichts trösten lassen, da er nurmehr sowohl seine Ehre als sein ganzes Vermögen verloren zu haben vorgab. Herr von Leuwen und ich verließen den närrischen Kopf, wünschten, daß er sich eines Besseren besinnen möchte, und giengen zu Concordien, welche ihr Ehemann in viele von der Sonne erwärmte Kleider und Tücher eingehüllt hatte. Allein wir fanden sie dessen ungeachtet in sehr traurigem Zustande, weil sie sich bis auf diesen Augenblick noch nicht erwärmen, auch weder Speise noch Getränk bei sich behalten konnte, sondern vom starken Frost beständig mit den Zähnen klapperte. Ich zog meine Kleider aus, watete durchs Wasser bis an das zerbrochene Schiff, und nahm mir von demselben etliche Stücke Holz, die ich mit einem darauf gefundenen breiten Degen zerplüßterte, und sodann auf dem Kopfe hinüber trug, um auf unserer Sandbank ein Feuer anzumachen, wobei sich Concordia erwärmen konnte. Allein zum Unglück hatte weder der Kapitain Lemelie

noch Herr von Leuven ein Feuerzeug bei sich. Ich fragte den Kapitain, auf was für eine Weise wir wohl Feuer bekommen könnten; doch er gab zur Antwort: „Was Feuer? es ist für Euch Ehre genug, wenn Ihr alle drei mit mir umkommt.“ — „Mein Herr,“ erwiderte ich, „ich für meine Person bin so hochmüthig nicht.“ Bald indeß besann ich mich, daß ich in unserer Kajüte ehemals eine Rolle Schwefel hangen gesehen; ich watete daher nochmals hinüber in das Schiff, und fand nicht allein diese, sondern auch ein paar wohl eingewickelte Pistolen, welche mir nebst den Schwefel zum schußten Feuerzeuge dienten, statt des Strohes aber gebrauchte ich meinen schönen baumwollenen, in lauter Streifen zerrissenen Brust'ay, machte Feuer an, und blies so lange, bis das ziemlich klein gesplitterte Holz in volle Flamme gerieth.

Herr von Leuven war über meinen glücklichen Einfall herzlich erfreut, und watete noch zweimal mit mir hinüber, um so viel Holz aus dem Schiffslück *) loszubringen, daß wir uns die ganze Nacht dabei gemächlich wärmen konnten. Die Witterung war zwar die ganze Nacht hindurch so angenehm, als sie in Sachsen während der besten Sommernächte zu sein pflegt, allein es war uns nur um unsere frostige Pa-

*) Brad.

tientin zu thun, welche wir der Länge lang an das Feuer legten und aufs Beste besorgten. Der tolle Kapitain kam endlich auch zu uns, um sich eine Pfeife Taback anzuzünden, da ich ihn aber mit seinem Tabackrauchen zum Besten hatte, weil er ja unzukommen Willens wäre, gieng er stillschweigend und mit einer scheelen Miene an seinen vorigen Ort zurück.

Concordia war unterdeß in einen tiefen Schlaf gefallen, und forderte, als sie gegen Morgen erwachte, einen Trunk frisches Wasser; doch da es unmöglich war, ihr solches zu verschaffen, berebete Herr von Leuwen dieselbe, ein wenig Wein zu trinken. Sie nahm denselben, weil er sehr frisch war, begierig zu sich, befand sich aber bald sehr übel darauf, indem sie wie eine Kohle glühte und der Wein ihr, wie sie meinte, das Herz abbrennen wollte. Ihr Eheherr erzeigte ihr die größten Liebkosungen, allein sie schien sich wenig darum zu kümmern, und sieng unverhofft also zu reden an: „Carl Franz, geht mir aus den Augen, damit ich ruhig sterben kann. Meine übermäßige Liebe zu Euch hat mich angetrieben, das vierte Gebot zu übertreten, und meine Eltern bis in den Tod zu betrüben, und es ist eine gerechte Strafe des Himmels, daß ich auf dieser elenden Stelle mit meinem Leben dafür büßen muß. Gott sei meiner und Eurer Seele gnädig!“

Kein Donnerschlag hätte dem Herrn von Leuwen schreck-

licher in die Ohren schmettern können, als diese zentnerschweren Worte. Er konnte nichts darauf antworten, stand aber in völliger Verzweiflung auf, lief nach dem Meere zu, und hätte sich ganz gewiß eräuft, wenn ich ihm nicht nachgelaufen, und durch die kräftigen Reden, die mir Gottes Geist eingab, damals seinen Leib und seine Seele gerettet hätte.

Sobald er wieder zurück auf die trockene Sandbank gebracht war, legte ich ihm bloß die Frage vor: ob er denn sein Leben, welches ihm Gott unter so Vielen wunderbarer Weise erhalten, nun aus Uebereilung sammt seiner Seele dem Teufel hingeben wolle? Dazu sagte ich ihm, daß Concordia wegen übermäßiger Hitze nicht alle Worte so geschickt wie sonst vorbringen könne, auch vielleicht in wenigen Stunden ganz anders reden würde. Worauf er sich eines andern besann, und mir hoch und theuer zuschwur, daß er sich mit christlicher Geduld in alles ergeben wolle, was der Himmel über ihn verhängen werde. Er bat mich zugleich, daß ich allein zu Concordien hingehen und dieselbe bei Gelegenheit auf andere Gedanken bringen möchte. Nachdem ich ihn nochmals ermahnt, seine Seele und Himmel und Hölle zu bedenken, begab ich mich zu Concordien, welche mich bat, daß ich doch aus jenem Mantel etwas Regenwasser ausdrücken und ihr solches zu trinken geben solle. Ich versicherte sie,

dass ich es thun würde, und begehrte bloß etwas Gebuld von ihr, weil diese Arbeit nicht so hurtig von Statten gehen würde. Sie versprach, obwohl in wirklicher Phantasie, eine halbe Stunde zu warten; allein, mein Gott, da war weder ein Mantel noch irgend etwas zu finden, woraus auch nur ein Tropfen Wasser zu drücken gewesen wäre. Deshalb lief ich, ohne mich erst auszukleiden, durch die See nach dem Schiffe zu, und fand da zu meiner großen Freude ein zugedichtetes Faß mit süßem Wasser, wovon ich ein ziemlich großes Lägel anfüllte, aus unserer Kajüte etwas Thee, Zucker und Zimmt zu mir nahm, und dann so schnell als möglich wieder zurückeilte. Ungeachtet ich nun kaum eine halbe Stunde ausgeblieben war, sagte doch Concordia, als ich ihr einen Becher voll frischen Wassers reichte: „Ihr hättet binnen fünf Stunden keine Tonne Wasser ausdrücken dürfen, wenn Ihr mich nur mit einem Löffel voll hättet erquicken wollen. Aber Ihr wollt mir nur das Herz mit Weine brechen; Gott vergebe es Euch!“ Doch da sie den Becher mit frischem Wasser ausgetrunken hatte, sagte ihr lechzender Mund: „Habt Dank, mein lieber Albert-Julius, für Eure Mühe. Nun bin ich vollkommen erquickt, deckt mich zu und laßt mich schlafen.“ Ich gehorchte ihrem Verlangen, und machte hinter ihrem Rücken ein gelindes Feuer an, welches ich nicht eher ausgehen ließ, bis die Sonne mit ihren kräftigen Strah-

len hoch genug zu stehen kam. Sobald sie nun wieder in einen ordentlichen Schlaf verfallen war, rief ich ihren Ehemann, der gegen dreihundert Schritt entfernt saß, herzu, und versicherte ihn, daß seiner Frauen Zustand hoffen ließe, sie werde sich, wenn sie wieder erwacht sein würde, ungleich mein besser befinden.

Damals war ich zufällig ein sehr glücklicher Prophet; denn zwei Stunden nach Mittage wachte Concordia von selbst auf, forderte ein wenig Wein, und fragte zugleich, wo ihr Carl Franz wäre? Dieser trat augenblicklich hervor, und küßte sie knieend und mit weinenden Augen. Sie trocknete seine Thränen mit ihrem Halstuche ab, und sagte mit munterer Stimme: „Weinet nicht, mein Geliebter; denn ich befinde mich jetzt weit besser, und Gott wird weiter helfen.“

Ich hatte unterdeß in zwei Töpfen Thee gekocht, und da keine Schalen vorhanden waren, reichte ich ihr diesen Trank statt des geforderten Weins in dem Weinbecher hin. Ihr ledzendes Herz fand ein großes Labfal daran, der Herr von Leuven aber und ich, tranken aus dem einen irdenen Topfe ebenfalls mit, und wir wußten vor Freude nicht, was wir thun sollten, da wir die halb todt gewesene Concordia nunmehr wieder außer Gefahr und bei völligem Verstande sahen.

Kemelle hatte sich während dieser Zeit nach dem zerschei-

terten Schiffe aufgemacht. Wir hofften, er werde vor Abend wieder zurückkommen, sahen und hörten aber nichts von ihm, weshalb auch Herr von Leuwen Willens war, hin zu waten, um nach ihm zu sehen und etwas Holz mit zu bringen; da ich ihn aber versicherte, daß wir für diese Nacht noch Holz zur Genüge hätten, so ließ er es sein, pflegte und lieblosete seine Concordia bis sie einschlief, worauf wir uns verabredeten, wechselsweise bei ihr zu wachen.

Diese Nacht brachten wir übrigens schon weit vergnügter als die vorige hin. Bei aufgehender Sonne wurde ich gewahr, daß die See allerlei Ballen und Kisten auf die nahegelegenen Sandbänke und an das große Felsenufer, auch an unsere Sandbank außer verschiedenen Waaren auch einen mittelmäßigen Nachen gespült hatte. Dies kleine Fahrzeug war mit Recht ein vom Himmel zugesandtes Glücksschiff zu nennen; denn mit diesem konnten wir doch, wie ich sogleich bedachte, an den nahegelegenen Felsen fahren, aus welchem wir einen Strom des schönsten und klarsten Wassers hervorschießen sahen.

Sobald daher Herr von Leuwen aufwachte, zeigte ich ihm die Anzeichen der wunderbaren Fügung Gottes, worüber er mit mir die größte Freude bezeugte. Wie dankten Gott bei unserem Morgengebet auf den Knien dafür, und sobald Concordia erwacht, und mit etwas Wein und Confect

gestärkt worden war, giengen wir nach dem Orte hin, wo das kleine Fahrzeug ganz auf den Sand geschoben lag. Der Herr von Leuwen erkannte an gewissen Zeichen, daß es eben dasselbe sei, mit welchem sein Schwager Anton Plürs untergegangen sei, und konnte sich nebst mir des Weinens hierüber nicht enthalten; allein wir mußten uns über dessen Unglück nothgedrungen trösten, und die Hand an das Werk unserer eigenen ferneren Rettung legen, weil wir zur Zeit eines Sturmes auf dieser niedrigen Sandbank bei weitem nicht so viel Sicherheit als am Felsen hoffen durften.

Es kostete nicht wenig Mühe, den so tief im Sande steckenden Nachen heraus ins Wasser zu bringen. Da es endlich aber doch bewerkstelligt worden war, banden wir denselben an eine tief in den Sand gesteckte Stange, machten aus Brettern ein paar Kluder, fuhren, da alles wohl eingerichtet war, nach dem Stücke des zerscheiterten Schiffes, und fanden den Lemelie, der sich unterdeß so im Weine berauscht, daß er alles, was er im Magen gehabt, von sich geben mußte, im tiefsten Schlafe liegen.

Herr von Leuwen wollte ihn nicht aufwecken, sondern suchte nebst mir alles, was wir an Lebensmitteln finden konnten, zusammen, packten so viel, als der Nachen zu tragen vermochte, hinein, und machten schnell und glücklich unsere erste Reise nach dem Ufer des Felsen, fanden auch, daß

hier weit bequemer und sicherer zu bleiben wäre, als auf der feuchten Sandbank. Sobald der Nachen ausgeladen war, fuhren wir eilig wieder zurück, um unsere kostbarste Waare, nämlich Concordien, dahin zu führen, wiewohl wir für rathsam befanden, noch eine Ladung von den nothdürftigsten Sachen aus dem Schiffe mitzunehmen. Diese zweite Fahrt gieng nicht weniger glücklich von statten; deshalb wurde am Felsen eine bequeme Kluff ausgesucht, worin auch zur Zeit des Regens wohl sechs Personen oben bedeckt ganz geräumig sitzen konnten. Hier mußte Concordia bei einem kleinen Feuer sitzen bleiben, wir aber machten noch zwei Fahrten, und holten immer so viel, als auf dem Nachen fortzubringen war, herüber. Bei der fünften Ladung, welche ganz spät gegen Abend gemacht wurde, ermunterte sich erst Lemelie, und machte große Klagen, als er so viele Sachen und Lebensmittel mangeln, uns aber im völligen Ausräumen begriffen sah. Er fragte, was das bedeuten sollte? warum wir uns solcher Sachen bemächtigten, die doch nicht bloß unser wären, und ob wir etwa als Seeräuber verfahren wollten? Zugleich befahl er uns, bei Androhung seines Hornes, diese Verwegenheit einzustellen. „Herr Lemelie,“ versetzte hierauf Herr von Leuven, „ich kann nicht anders glauben, als daß Ihr Euren Verstand verloren habt, weil Ihr Euch weder unseres guten Raths noch unserer Hilfe bedienen wollt. Allein, ich

bitte Euch sehr, höret auf, Euch übermüthig zu betragen, denn die Zeiten haben sich leider! geändert. Euer Kommando ist nun zu Ende; unter uns dreien gilt jetzt einer so viel als der andere, und die meisten Stimmen gelten. Die Lebensmittel und anderen Sachen gehören uns gemeinschaftlich, und will der Dritte nicht, was die zwei Andern haben wollen, so mag er elend umkommen. Schweigt mir auch ja von den Seeräubern still, sonst werde ich mich genöthigt sehen, Euch zu zeigen, daß ich ein Kavalier bin, der das Herz hat, Euch zurecht zu weisen." Lemelie wollte über diese Reden rasend werden und augenblicklich den Degen ziehen, doch Herr von Leuwen ließ es nicht dazu kommen, sondern riß den Großprahler wie ein Kind zu Boden, und versetzte ihm einen Schlag ins Gesicht, daß das Blut aus Mund und Nase strömte. Nun schien es, als ob dem Lemelie bloß ein solcher Ueberlaß gefehlt hätte, weil er in wenigen Minuten wieder zu seinem völligen Verstande kam, sich dem Scheine nach mit uns recht brüderlich vertrug, und seine Hände mit uns Werk legte, so daß wir noch vor Nacht wohlbeladen bei Concordien in der neuen Felsenwohnung anlangten. Wir bereiteten uns eine gute Abendmahlzeit und rechneten aus, daß wenigstens auf vierzehn Tage Mundvorrath für uns vier Personen vorhanden sei, binnen welcher Zeit uns die Hoffnung trösten mußte, daß der Himmel doch noch ein

Schiff in diese Gegend senden würde, um uns abzuholen.

Concordia hatte sich diesen ganzen Tag wie auch die darauf folgende Nacht sehr wohl besunden. Den folgenden Tag aber wurde sie abermals von starkem Frost und darauf folgender Hitze befallen, wobei sie stark phantasirte, doch gegen Abend ward es wieder gut. Daraus schlossen wir denn, daß ihre ganze Krankheit in einem gewöhnlichen kalten Fieber bestände; welche Muthmaßung auch in so weit zutraf, daß sie dieses Fieber wohl noch dreimal, immer über den dritten Tag hatte, und sich nachher mit acht und vierzig stündigem Fasten selbst kurirte. Während dieser Zeit schien Lemelie ein aufrichtiges Mitleiden mit dieser Patientin zu haben, und suchte bei jeder Gelegenheit sich uns und ihr gefällig zu erzeigen. In den Tagen, wo Concordia sich wohl befand, fuhrten wir drei Mannspersonen abwechselnd an die Sandbänke, holten die dort angelandeten Päckc und Fässer ab, und schafften dieselben nach unserer Felsenherberge. Wir wollten auch das zerstückte Schiff nach und nach ausladen, doch ein nächtlicher mäßiger Sturm war uns so günstig, daß er uns dieser Mühe überhob, indem er dies ganze Stück nebst vielen Waaren ganz nahe an unsere Wohnung auf die Sandbank schob. Daher brauchten wir für jetzt unsern Machen nicht mehr so nöthig, sondern führten denselben in eine Bucht, wo er vor Winden und Wellen sicher liegen konnte

So verstrichen vierzehn Tage und Nächte, ohne daß sich ein Schiff zu unserer Rettung einfand; obwohl wir alle Tage fleißig Schildwache hielten und überdies ein großes weißes Tuch an einer hoch aufgerichteten Stange befestigt hatten. Concordia war unterdeß wieder völlig gesund geworden, doch fand sich nicht mehr als etwa noch auf drei oder vier Tage Mundvorrath, weshalb wir alle Fässer, Ballen und Kisten ausräumten und durchsuchten. Allein, obwohl sich ungemein kostbare Sachen darin befanden, so war doch sehr wenig dabei, welches die bevorstehende Hungersnoth abzuwehren im Stande war.

Wir Menschen sind so wunderbar geartet, daß wir bisweilen aus bloßem Muthwillen Dinge unternehmen, von denen wir im voraus wissen, daß sie mit tausendfachen Gefährlichkeiten verknüpft sind; dagegen wieder ein andermal, wenn unser Gemüth nur eine einfache Gefahr ahnet, die noch nicht einmal da ist, so stellen wir uns an, als ob wir schon längst darin schwebten. Ich will nun zwar nicht sagen, daß alle Menschen so wären; bei uns vieren aber war es wirklich der Fall. Denn wir hatten, wiewohl nicht aus eigener Erfahrung, doch wenigstens von Hören und Lesen gewußt, daß man auf der Schifffahrt nach Ostindien die Gefährlichkeiten von Donner, Blitz, Sturm, Regen, Hitze, Frost, Sclaverei, Schiffbruch, Hunger, Durst, Krankheit und Tod, zu

befürchten habe; doch nichts von Allem konnte uns von unserm Vorsatz, nach Ostindien zu reisen, abbringen. - Nun aber, da wir doch schon so vieles überstanden, noch nicht den geringsten Hunger gelitten, und diesen einzigen Feind erst binnen etlichen Tagen zu befürchten hatten, so ängsteten wir uns doch allerseits dermaßen vor dem Hunger, daß schon das bloße Darandenken unsere Körper abzuhärten vermögend war.

Lemelle that nichts als essen und trinken, Taback rauchen, und dann und wann am Felsen herum spazieren, wobei er sich meist auf eine sehr närrische Art mit Pfeifen und Singen hören ließ; für seine künftige Lebenserhaltung aber trug er auch nicht die geringste Sorge. Herr von Leuwen saß stets in tiefen Gedanken bei seiner Ehegемahlin, und wenn es nur auf sein Nachsinnen angekommen wäre, so hätten wir, glaub' ich, in einem Tage mehr Brod, Fleisch, Wein und andere Lebensmittel bekommen, als hundert Mann in einem Jahre kaum aufessen könnten, oder es würde uns unfehlbar ein Luft- oder Seeschiff in einem Augenblick nach Ceylon geführt haben. Zwar sah ich wohl, daß die guten Leute auf diese Weise nichts ausrichten würden, doch wollte ich, als der jüngste unter ihnen, sie weiter nicht tadeln. Um indeß nicht so verdüstert bei ihnen sitzen zu bleiben, kletterte ich an den Felsen, so hoch ich nur konnte, empor, in der

Hoffnung, etwas neues und gutes anzutreffen. Und diese Hoffnung betrog mich nicht. Als ich nämlich eine ziemlich hohe Klippe, worauf ich mich weit umsehen konnte, erklettert hatte, erblickte ich jenseit des Flusses, der sich westwärts aus dem Felsen ins Meer ergoß, auf dem Sande viele Thiere, welche halb einem Hunde und halb einem Fische ähnlich sahen. Ich säumte nicht, eiligst die Klippe wieder herunter zu klettern, lief zu dem Herrn von Leuven hin, und sagte: „Mein Herr, wenn wir nicht ekel sein wollen, so werden wir hier eben nicht verhungern dürfen; denn ich habe eine große Menge von Seethieren entdeckt, welche bequem zu schießen sind, sobald wir nur mit unserem Nachen über den Fluß gesetzt sind. Der Herr von Leuven sprang hurtig auf, nahm zwei wohlgeladene Flinten für mich und sich, und eilte nebst mir zum Nachen, welchen wir los machten, um die Klippe herum zu führen, und geradezu, quer durch den Fluß hindurchgehen wollten. Allein hier hätte das gemeine Sprichwort: Eilen thut nicht gut! besser beobachtet werden sollen. Denn als wir mitten in den Strom kamen, und außer zwei kleinen Rudern nichts hatten, womit wir uns helfen konnten, führte die Schnelligkeit desselben den Nachen zu unserer größten Lebensgefahr so weit in die offene See hinein, daß alle Hoffnung verschwand, den geliebten Felsen jemals wieder zu erreichen.

Doch die Barmherzigkeit des Höchsten hielt alle Macht des Windes und der Wellen gänzlich zurück, daher wir endlich nach Anbruch der Nacht jenseit des Flusses an dem Orte anlandeten, wo ich die Seethiere gesehen hatte. Wiewohl nun jetzt nichts mehr daselbst zu sehen war, so waren wir doch froh genug, daß wir unser Leben gerettet hatten, setzten uns bei hellem Mondschein auf eine kleine Klippe, und berathschlagten, auf was für eine Weise wir wieder zu den Unstrigen gelangen könnten. Indes, da kein anderer Weg war, als durch den Fluß, oder durch den vorigen Umweg, so wurde die Wahl bis auf den folgenden Tag verschoben.

Unterdes, da unsere Augen beständig nach der See zu gerichtet waren, bemerkten wir etwa um Mitternachtszeit, daß etwas Lebendiges aus dem Wasser kam und auf dem Sande herum wühlte, während uns zugleich ein oft wiederholtes Bülken überzeugte, daß es eine Art von Seethieren sein müsse. Wir begaben uns daher von der Klippe herab, und giengen ihnen bis auf etwa dreißig Schritt entgegen. Da wir sahen, daß sie uns Staud hielten, so giengen wir, um sie desto gewisser zu fassen, ihnen noch näher auf den Leib, gaben dann zugleich Feuer, und erlegten zwei davon, worauf die übrigen groß und klein ganz langsam wieder in die See giengen.

Früh Morgens besahen wir mit anbrechendem Tage unser Wildpret, und fanden dasselbe ungemein niedlich, trugen hierauf beide Stücke in unsern Nachen, getrauten uns aber doch nicht, ohne stärkere und bessere Ruder abzufahren. Doch des Herrn von Leuwen Liebe zu Concordien überwand alle Schwierigkeiten, und da wir ohnehin alle Stunden, die vorbeistrichen, für verloren achteten, beschloß wir uns der Barmherzigkeit des Allmächtigen, setzten beherzt in den Strom, und kamen nach Verlauf dreier Stunden unbeschädigt wieder vor unserer Felsenherberge glücklich an.

Concordia hatte die gestrigen Stunden in der größten Bekümmerniß zugebracht, besonders als sie wahrgenommen, daß uns die starke Flut so weit in die See getrieben. Doch war sie um Mitternacht durch den Knall unserer beiden Flinten wieder ziemlich getröstet worden, und hatte die ganze Nacht in eifrigem Gebet um unsere glückliche Zurückkunft zugebracht.

Lemelle erkannte das mitgebrachte Wildpret sogleich für ein paar Seeälber, und versicherte, daß deren Fleisch besonders wohlschmeckend wäre, welches wir denn auch, nachdem wir die besten Stücke ausgeschnitten, gebraten, gekocht, und gekostet hatten, bestätigt fanden. Dieser bisher so träge Mensch ließ sich nun ebenfalls einfallen, für Lebensmittel zu sorgen, indem er aus einigen Stäbchen zwei An-

gelruthen verfertigte, eine davon Concordien schenkte, und dieselbe zur Lust und zum Zeitvertreibe bei der Bucht das Fischen lehrte. Herr von Leuwen und ich thaten dasselbe. Da ich aber sah, daß Concordie allein in einem Tage so viele Fische fieng, als wir in etlichen Tagen nicht verzehren konnten, so ließ ich diese vergebliche Arbeit bleiben, und kletterte lieber mit der Flinte an den Klippen herum, und schoß etliche Vögel mit ungewöhnlich großen Kröpfen herunter, welche zwar Fleisch genug hatten, jedoch, als wir sie zugerichtet, sehr übel schmeckten. Dagegen fand ich Abends bei Mondschein auf dem Sande einige Schildkröten, vor deren erstaunlicher Größe ich mich anfangs scheute, und deshalb Herrn von Leuwen und Lemelie herbeirief. Doch der letztere rief sogleich: „Übermals ein schönes Wildpret gefunden! Herr Albert, Ihr seid recht glücklich!“

Wir hatten alle drei vollauf zu thun, ehe wir nach des Lemelie Anweisung diese wunderbaren Geschöpfe umwenden und auf den Rücken legen konnten. Mit anbrechendem Morgen wurde eine mittelmäßige geschlachtet, Lemelie richtete dieselbe seiner Weise nach appetitlich zu, und wir fanden hieran eine außerordentlich angenehme Speise, an welcher sich besonders Concordia fast nicht satt essen konnte. Doch da dieselbe nachher besondere Lust bezeigte, ein Federwildpret zu essen, welches besser als die Kropfvögel schmeckte, gaben

wir uns alle drei die größte Mühe, auf andere Arten von Vögeln zu lauern und sie zu schießen.

Im Klettern war mir so leicht Niemand überlegen, weil ich von Natur gar nicht zum Schwindel geneigt bin. Da ich nun bemerkte, daß sich oben auf den höchsten Spizen der Felsen andere Gattungen Vögel sehen ließen, war meine Verwegenheit so groß, daß ich durch allerlei Umwege immer höher von einer Spitze zur andern kletterte, und nicht eher nachließ, als bis ich auf den höchsten Gipfel gelangt war, wo alle meine Sinne auf einmal mit dem größten Vergnügen von der Welt erfüllt wurden. Denn beim ersten Blick fiel mir die anmuthige Gegend dieser Felseninsel in die Augen, welche ringsum von der Natur mit dergleichen starken Pfeilern und Mauern umgeben, und gleichsam verborgen gehalten wird. Ich weiß gewiß, daß ich länger als eine Stunde in dem größten Entzücken da gestanden habe; denn wir war nicht anders, als wenn ich die schönsten blühenden Bäume, das herumspazierende Wild und andere Unnehmlichkeiten dieser Gegend nur im bloßen Traume sähe. Doch als ich mich endlich überzeugt hatte, daß meine Augen und Gedanken sich nicht täuschten, suchte und fand ich einen ziemlich bequemen Weg, der in dieses angenehme Thal hinab führte, mit der einzigen Ausnahme, daß ich an einem Orte von einem Felsen zum andern springen mußte, zwischen wel-

chen beiden eine entseßliche Kluff und ein tiefer Abgrund war. Ich erstaunte, als ich mich mitten in diesem Paradiese befand, noch mehr aber, als ich das Wildpret, nämlich Hirsche, Rehe, Affen, Ziegen und andere mir unbekannte Thiere weit zahmer fand, als bei uns in Europa fast das andere Vieh zu sein pflegt. Ich sah zwei oder dreierlei Arten von Geflügel, welches unseren Rebhühnern gleich, nebst anderem, etwas größerem Federvieh, welches ich damals zwar nicht kannte, wovon ich aber nachher erfuhr, daß es Birkhühner wären. Da indeß der letzteren nur wenige waren, so schonte ich ihrer, und gab nur unter die Rebhühner Feuer, wovon fünf auf dem Plage liegen blieben. Auf den erfolgten Flintenschuß stuyten alle diese Thiere gewaltig, giengen und flohen, jedoch sehr bedächtig, von dannen, und verbargen sich in die Wälder, weshalb es mich fast gereuen wollte, daß ich mich dieser angenehmen Gesellschaft beraubt hatte. Zwar kam ich auf die Gedanken, es würden sich anstatt ihrer vielleicht Menschen einsfinden, allein, nachdem ich binnen sechs Stunden die ganze Gegend ziemlich durchstreift und sehr wenige und zweifelhafte Merkmale gefunden hatte, daß hier Menschen anzutreffen oder sonst dagewesen wären, vergieng mir diese Hoffnung, woran mir übrigens, wenn ich die Wahrheit sagen soll, gar nicht viel gelegen war. Dagegen hatte ich allerlei, theils blühende, theils schon frucht-

tragende Bäume, Weinstöcke, Gartengewächse von vielerlei Arten und andere zur Nahrung dienliche Sachen bemerkt, obschon mir die meisten ganz fremd und unbekannt vorkamen.

Unterdeß war mir der Tag unter den Händen verschwunden, indem ich bei meinen mancherlei Gedanken den Stand der Sonne gar nicht in Acht genommen, bis mich der alles bedeckende Schatten überzeugte, daß sie untergegangen sein müsse. Da ich aber nicht für rathsam hielt, bei anbrechender Nacht die gefährlichen Wege hinunter zu klettern, entschloß ich mich, in diesem irdischen Paradiese die Nacht über zu bleiben. Zu diesem Ende suchte ich mir auf einem mit dichten Gesträuchen bewachsenen Hügel eine bequeme Lagerstatt aus, langte aus meinen Taschen etliche kleine Stückchen Zwieback, pflückte von einem Baume etliche ziemlich reife Früchte, welche röthlich ausfahen, und im Geschmack den Morellen gleich kamen, hielt damit meine Abendmahlzeit, trank aus dem vorbeirauschenden klaren Bächlein einen süßen Trunk Wasser dazu, befahl mich hierauf Gott, und schloß in dessen Namen hurtig ein, da ich mich durch das hohe Klettern und viele Herumschweifen diesen Tag ungemein müde gemacht hatte.“

„Hiebei“ — fügte der Altvater, da es schon ziemlich spät

war, hinzu — „mag es für diesmal sein Verwenden haben. Morgen wollen wir, so Gott will und es Euch gefällig ist, die Einwohner in Stephansraum besuchen, und Abends dann wieder da anfangen, wo ich jetzt aufgehört habe.“ Hiermit legten wir uns allerseits nach gehaltener Betstunde zur Ruhe, den folgenden Morgen aber gieng die Reise auf Stephansraum zu.

Dieselbst waren funfzehn Wohnhäuser nebst guten Scheuern und Ställen aufgebaut, aber damals nur elf bewohnt. Durch diese Pflanzstadt, welche mit den schönsten Gärten umgeben war, lief ein schöner kleiner Bach, der aus dem Erzgebirge seinen Ursprung nahm, und in welchem zu gewissen Zeiten eine große Menge Goldkörner gesammelt werden konnten, wie uns denn die Einwohner fast mit einem ganzen Hute voll dergleichen, deren die größten in der Form eines Weizenkorns waren, beschenkten, weil sie es als etwas Hübsches und Augenfälliges zwar einzusammeln pflegten, aber lange nicht so viel Werth darauf legten, als wir Neuangekommenen. Herr Plager, der es nachher auf den Probierstein nahm, versicherte, daß es so fein, ja fast noch feiner wäre, als in Europa das ungarische Gold. Gegen Westen stiegen wir dann auf die Klippen, wo uns der Altvater den Ort zeigte, wo vordem auf beiden Seiten des Flusses ein ordentlicher und bequemer Eingang zur Insel

gewesen; doch habe nunmehr vor langen Jahren ein unbändig großes Felsenstück den Felsen verschüttet, indem es zerborsten und plötzlich hinabgerollt sei, wie er uns denn in dem Verfolg seiner Geschichtserzählung ausführlich mitzutheilen versprach. Unterdeß war zu verwundern und lustig anzusehen, wie dessen ungeachtet der starke Arm des Flusses seinen Ausgang hier behalten, indem das Wasser mit größter Gewalt und an vielen Orten etliche Ellen hoch zwischen dem Gesteine heraus stürzte. Nicht weit vom Flusse betrachteten wir das vortreffliche und so höchst nuzbare Salzgebirge, in dessen Gruben das schönste Steinsalz sich befand, und etwa hundert Schritt von demselben zeigte man uns vier Lachen oder Pfützen, worin sich die schärfste Sole zum Salzfieden befand, welche diejenigen Einwohner, die schönes Salz haben wollten, in Gefäßen an die Sonne setzten, das Wasser abrauchen ließen, und nachher das schönste, reinste Salz aus dem Gefäß herausschabten; gewöhnlich aber gebräuchten alle nur das feinste vom Steinsalz. Sonst fand sich in den dasigen Feldern ein Weingebirge von sehr guter Art, wie sie uns denn neben andern Speisen auch etwas von dem gewonnenen Weine zur Probe vorsetzten. Durch den Wald war eine breite Straße gehauen, wodurch man von der Albertsburg her auf das unten am Berge stehende Wachthaus gegen Westen sehen konnte. Auch oben in die

Felsenecke war ein Silberhaus gehauen. Weil aber der Weg hinauf gar zu unbequem war, stiegen wir diesmal nicht hinauf, zumal da auch sonst nichts gegen Westen zu sehen war, als ein steiler, bis in die offene See hinunter sich senkender Felsen.

Nachdem wir nun auf diese Weise zwei Drittel des Tages hingbracht, und bei guter Zeit zurückgekehrt waren, besichtigten wir die Arbeit am Kirchenbau, und fanden da selbst so gute Anstalten getroffen, als wir nimmer gehofft hatten; denn es war nicht bloß eine ziemliche Menge Steine, Kalk und Lehm herbeigeschafft, sondern auch der Grund bereits sehr weit ausgegraben. Unterdeß war die Zeit der Abendmahlzeit herbeigekommen, nach deren Genuß der Urtwater in seiner Erzählung folgendermaßen fortfuhr:

„Ich hatte mich,“ wie ich gestern schon sagte,“ auf dieser meiner Insel zur Ruhe gelegt, und zwar auf einem kleinen Hügel, der zwischen Alberts- und Davidstraum liegt, jetzt aber ein ganz anderes Ansehen hat, da die Einwohner nicht bloß die Gesträuche auf demselben abgehauen, sondern auch den größten Theil bearbeitet haben. Ich ruhte so sanft, daß ich mich nicht eher als am andern Morgen, etwa zwei Stunden nach Sonnenaufgang ermuntern konnte. Ich schämte mich vor mir selbst, so lange geschlafen zu ha-

ben, stand aber hurtig auf, nahm meine fünf gestern geschossenen Rebhühner, schoß unter Wegeß noch ein junges Reh, und eilte dem Wege zu, welcher mich zu meiner verlassenen Gesellschaft führen sollte.

Meinen Rückweg fand ich durch unverdroffenes Suchen weit leichter und sicherer als den gestrigen Weg, den ich mit Leibes und Lebens Gefahr hinauf gestiegen war; deshalb machte ich mir bei jeder Wendung desselben ein Merkzeichen, weil die vielen natürlichen Abfälle der Felsen einen wirklichen Irrgang vorstellten. Mein junges Reh wurde ziemlich bestäubt, indem ich dasselbe wegen seiner Schwere immer hinter mir her schleppte: die Rebhühner aber hatte ich mit einem Bande mir an den Hals gehängt, weil ich die Flinte statt eines Wanderstabs gebrauchte. Endlich kam ich ohne allen Schaden herunter, und traf meine zurückgelassene Gesellschaft eben bei der Mittagmahlzeit vor der Felsenherberge an. Herr von Leuben und Concordia sprangen, sobald sie mich nur von fern erblickten, sogleich auf, und kamen mir entgegen gelaufen. Der erste umarmte und küßte mich, und sagte: „Herr Albert, wir haben jetzt seit Eurer Abwesenheit den ersten Bissen zu uns genommen, weil ich und meine Ehefrau die ganze Zeit mit Fasten und Betrübniß zugebracht haben. Fragt sie selbst, ob sie nicht seit Mitternacht viele Thränen Curretwegen ver-

gossen hat?" — „Gnädige Frau,“ erwiderte ich lächelnd, „ich will Eure kostbaren Thränen in Abschlag mit fünf delikaten Rebhühnern und einem jungen Reh bezahlen. Aber, mein Herr von Leuwen, wißt Ihr auch, daß ich das schöne Paradies entdeckt habe, woraus vermuthlich Adam und Eva durch den Cherub verjagt worden?“ — „Herr Albert,“ rief von Leuwen, „habt Ihr etwa das Fieber bekommen, oder schwärmt Ihr auf andre Art?“ — „Nein, mein Herr,“ versetzte ich, „bei mir ist weder Fieber, noch irgend eine andere Phantasie; sondern laßt mich nur eine gute Mahlzeit nebst einem Glase Wein finden, so sollt Ihr keine Phantasie, sondern eine wahrhafte Erzählung von allem, was mir Gott und das Glück gewiesen hat, aus meinem Munde hören.“

Beide ergriffen meine Arme, und führten mich zu dem sich für krank ausgebenden Lemelic, der aber doch von der zubereiteten Schildkröte und dem Seekalbe ziemlich wohl essen konnte, auch dem Weinbecher keinen Zug schuldig blieb. Ich meines Theils sättigte mich nach Nothdurft, und stattete hierauf den sämmtlichen Anwesenden von meiner Reise einen umständlichen Bericht ab, der meine Gefährten in ebenso große Freude als Verwunderung setzte. Herr von Leuwen wollte sogleich mit mir gehen und das schöne Paradies besuchen; allein meine Müdigkeit, Concordiens gute Worte und

die Trägheit des Lemelie bewirkten so viel, daß wir es bis auf den folgenden Tag verschoben. Unterdeß gaben wir desto sehnlicher auf ein vorbeisegelndes Schiff Acht, welches zwar immer in unserem Gesicht blieb, aber gar nicht näher zum Vorschein kommen wollte.

Sobald nun das angenehme Sonnenlicht wieder aus der See emporstieg, steckte ein jeder an Lebensmitteln, Pulver, Blei und anderen Bedürfnissen so viel in seine Taschen, als er sich fortzubringen getraute. Concordia durfte auch nicht lebig gehen, sondern mußte vor allen andern in der Hand eine scharfe Hacke mitschleppen. Ich führte außer meiner Flinte und meinem Ranzen eine Holzart, und suchte noch lange Zeit nach einem kleinen Handbeile, womit man dann und wann die hinderlichen dünnen Sträuche abhauen könnte. Da indeß die Handbeile, ich weiß nicht wohin, verlegt waren, und meine drei Gefährten über den langen Verzug ungeduldig werden wollten, beschenkte mich Lemelie, um nur desto eher fortzukommen, u. t einem hübschen, zwei Finger breiten, zweischneidigen und wohlgeschliffenen Stilet, welches man ganz wohl statt eines Handbeils gebrauchen, und nachher zur Gegenwehr wider die wilden Thiere mit dem Griffe in die Mündung des Flintenlaufs stecken konnte. Ich hatte eine besondere Freude über dies artige Instrument, und dankte dem Lemelie höflichst dafür; er aber wußte nicht,

daß er hiemit ein Eisen von sich gab, daß ihm nach Verlauf weniger Wochen den Lebensfaden abkürzen würde. Da wir uns nunmehr völlig ausgerüstet hatten, um die Reise nach dem Paradiese anzutreten, gieng ich voraus, Lemelie folgte mir, Concordie hinter ihm, und Herr von Leuwen schloß den ganzen Zug. Sie konnten sich allerseits nicht genug über meinen klugen Einfall wundern, daß ich die Abfänge der Felsen, welche uns auf die ungefährlichsten Stege führten, so wohl gezeichnet hatte; denn sonst hätte man wohl acht Tage suchen, wo nicht gar Hals und Weine brechen können. Es gieng zwar immer, je höher wir kamen, desto beschwerlicher, besonders weil uns Concordiens Furchtsamkeit und Schwindel sehr viel zu schaffen machte, indem wir ihretwegen hier und da Stufen einhauen mußten; glücklich erreichten wir endlich jedoch die oberste Höhe. Da jetzt aber ein Sprung über die Felsenklust gemacht werden sollte, war aufs neue Noth vorhanden; denn Concordia konnte sich aus Furcht, zu kurz zu springen, unmöglich dazu entschließen, ungeachtet der Platz breit genug zum Aussetzen war. Wir mußten daher dieselbe sitzen lassen, und unten im nächsten Gehölz einige Bäume abhauen, welche wir mit größter Mühe den Felsen hinaufschleppten, Querkölzer darauf nagelten und banden, und also eine ordentliche Brücke über diesen Abgrund schlugen, auf welcher nachher Concor-

dia, wiewohl immer noch mit Furcht und Bittern, sich herüberführen ließ.

Ich will die ungemeine Freude meiner Gefährten, welche sie beim Anblick dieser schönen Gegend empfanden, mit Stillschweigen übergehen, und nur ganz kurz bemerken, daß wir nun sämmtlich ansetzten, das ganze Land zu durchstreichen, wobei Herr von Leuven glücklicher war als ich, gewisse Merkmale zu entdecken, woraus sich schließen ließ, daß sich unsehtbar vernünftige Wesen hier aufgehalten hätten, oder vielleicht noch hier vorhanden wären. Es fand sich nämlich jenseit des Flusses an dem Orte, wo jetzt Christiansraum angelegt ist, ein mit spitzen Pfählen umgebener Gartenplatz, in welchem sich noch die schönsten Gartengewächse, wiewohl mit vielem Unkraut untermischt, befanden, so wie auch nicht weniger schöne seltene Blumen und etliche Stauden von Hülsenfrüchten, Weizen, Reis und anderes Getreide. Weiterhin lagen einige Scherben von zerbrochenen Gefäßen im Grase, und südwärts auf dem Weingebirge, welches jetzt zu Christophs- und Robertraum gehört, fanden sich einige an Pfähle festgebundene Weinreben; doch schien es, als ob das Anbinden schon vor mehreren Jahren geschehen sein müsse. Hierauf besahen wir die See, aus welcher der sich in zwei Arme theilende Fluß entspringt, der, wie wir sahen, ganz von Fischen wimmelte,kehrten aber,

Felsenburg. 1.

da die Sonne untergehen wollte, und Concordia sehr ermüdet war, auf das eben erwähnte hohe Weingebirge zurück, und beschlossen, weil es eine angenehme Witterung war, dasselbst über Nacht auszuruhen. Nachdem wir zu Abend gespeist hatten, und das schöne Bild so häufig auf der Ebene herumspazieren sahen, besprachen wir alles, was uns an dem Tage zu Gesicht gekommen war, und waren darin einig, daß schwerlich eine schönere Gegend in der Welt anzutreffen sei; nur wurde beklagt, daß nicht noch einige Familien zugegen seien, um mit uns diese fruchtbare Insel in Besitz zu nehmen. Lemelie sagte: „Ich schwöre bei allen Heiligen, daß ich Zeit Lebens hier ruhig zu wohnen Lust habe. Es fehlt uns also nichts als zwei Frauen, für mich und für Herrn Albert. Jedoch — sagte er zu dem von Leuwen — was sollte wohl hindern, wenn wir uns unter solchen Umständen alle drei mit einer Frau behülften, mit ihr Kinder zeugten, und diese sodann unter einander verheiratheten.“ Herr von Leuwen schüttelte den Kopf, worauf Lemelie sagte: „Ha, mein Herr, in solchen Fällen muß man die Eifersucht, den Eigensinn und den Ekel bei Seite setzen. Da wir hier keiner weltlichen Obrigkeit unterworfen sind, auch nicht leicht von Jemandem unruhiget zu werden fürchten dürfen, so können wir uns Geseze nach eigenem Gefallen machen, dem Himmel aber wird es nicht zuwider

sein, wenn wir ihm zur Dankbarkeit dafür, daß er uns von allen Menschen abgefondert, eine ganz neue Kolonie zeugen.

Herr von Leuven schüttelte den Kopf hiebei noch stärker als vorher, und gab zur Antwort: „Herr Lemelie, Ihr erzürnt den Himmel mit dergleichen sündlichen Reden. Gesezt aber auch, daß dies, was Ihr vorgebracht, nach göttlichem und weltlichem Recht wohl erlaubt wäre, so kann ich Euch doch versichern, daß ich, so lange noch adeliges Blut in meinen Adern rinnt, meine Concordia mit keinem Menschen auf der Welt theilen werde, da sie mir und ich ihr allein auf Lebenszeit beständige Treue und Liebe zugeschworen.“

Concordia vergoß unterdeß die bittersten Thränen, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: „Ach, grausames Verhängniß, so hast du mich denn aus dem Tode nur darum gerettet, um mich an einen Ort zu führen, wo ich eines jeden Begier preisgegeben sein soll? O Himmel, erbarme dich!“ Ich für meine Person hätte vor Jammer fast mit geweint, warf mich aber vor ihr auf die Kniee und sagte: „Gnädige Frau, ich bitte Euch um Gottes Willen, redet nicht von allen, da Ihr Euch bloß über eine Person zu beschweren Ursache habt. Denn ich rufe Gott und alle seine heiligen Engel zu Zeugen an, daß mir niemals dergleichen frevelhafte und höchst sündliche Ge-

danken ins Herz oder Haupt gekommen sind; ja ich schwöre für jetzt und für künftig, daß ich eher dieses Stilett in meinen Leib stoßen, als Euch den geringsten Verdruß erregen wollte.“ — „Verzeiht mir, guter Albert,“ war ihre Antwort, „daß ich unbesonnener Weise mehr als einen Menschen angeklagt habe. Gott weiß, daß ich Euch für redlich, tugendhaft und züchtig halte; doch ich weiß auch gewiß, daß der Himmel alle unzüchtigen Frevler strafen wird.“ Bei diesen Worten ergoß sich aus ihren schönen Augen ein neuer Thränenstrom, der den Lemelie so bewegte, daß er mit verstellter Aufrichtigkeit sich zu ihren Füßen warf, und Folgendes sagte: „Gnädige Frau, laßt Euch um aller Heiliger willen bitten, Eure Betrübniß und Thränen zu hemmen, und glaubt mir sicherlich, daß alle meine Reden ein bloßer Scherz gewesen. Von mir soll Eure Ehre gewiß nie befleckt werden, und wenn wir auch hundert Jahre auf dieser Insel allein beisammen bleiben müßten. Herr von Leuven, Euer Gemahl, wird die Güte haben, mich wieder mit Euch auszuföhnen; denn ich bin von Natur etwas frei im Reden, hätte indeß nimmermehr geglaubt, Euch so empfindlich zu sehen.“ Eben so entschuldigte er seinen übel gerathenen Scherz bei dem Herrn von Leuven, und nach einigen gewechselten Worten ward zwischen uns allen ein vollkommener Friede gestiftet, wiewohl Concordia ihre tiefe Schwer-

muth selbst nach mehreren Tagen noch nicht einmal ablegen konnte.

Wir brachten die auf diesen streitvollen Abend folgende Nacht in süßer Ruhe hin, und spazierten dann nach eingenommenem Frühstück um den See herum, wo wir abermals die schönsten Weinberge und metallhaltigen Steine, so wie auch die Salzlachen und Berge antrafen, die Ihr heute mit mir auf dem Stephansraumer Gebiete besichtigt habt. Hier konnten wir damals nicht durch den Arm des Flusses kommen, da derselbe zwar eben nicht breiter, doch viel tiefer war als der andere, durch welchen wir vorigen Tages ganz gemächlich hindurchwaten konnten. Daher mußten wir unseren Weg wieder zurück, um den See herum, nach dem Ruheplage nehmen, wo wir in der verfloffenen Nacht so sanft geschlafen hatten. Da es indeß noch hoch am Tage war, so beliebten wir, etwas weiter zu gehen, setzten also an einem seichten Orte durch den Fluß, und gelangten auf diesen Hügel, der jetzt meine sogenannte Albertsburg trägt.

Dieser mitten auf der Insel liegende Hügel war damals mit dem dichtesten, wiewohl nicht eben hohen Gebüsch bewachsen. Während wir uns nun bemühten, eine bequeme Ruhestätte daselbst auszufuchen, geriethen Herr von Leuven und Concordia von ungefähr auf einen schmalen, durchs Gesträuch gehauenen Weg, welcher dieselben in eine der an-

genehmigten Sommerlauben führte. Sie riefen uns Zurückgebliebene zu sich hin, um dieses angenehme Werk nebst dessen Bequemlichkeit mit ihnen zu theilen, wo wir denn sogleich einstimmig bekennen mußten, daß dies kein von Natur, sondern von Menschenhänden gemachtes Werk sein müsse. Die Backen waren nämlich oben so künstlich wie ein Gewölbe zusammengelodhten, so daß wegen des dicht auf einander liegenden Laubes kein Tropfen Wasser durchdringen konnte. Ueberdies gab der Augenschein, daß der Baumeister anfangs an drei Seiten förmliche Fensterlöcher gelassen, die aber nunmehr ganz wild verwachsen waren; zu beiden Seiten des Eingangs dagegen standen zwei oben abgesägte Bäume, deren im Bogen verschlungene Zweige ein ordentliches Thürgewölbe bildeten.

Es war in diesem grünen Luftgewölbe mehr Raum, als vier Personen zur Noth bedurften, weshalb Herr von Leuven vorschlug, daß wir sämmtlich darin schlafen sollten. Doch Lemelie war so unerwartet höflich, daß er sogleich einfiel: „Herr von Leuven, der Himmel hat Euch mit Eurer Ehegemahlin aus besonderer Rücksicht zuerst in dies angenehme Quartier geführt; daher brauchet Eure Bequemlichkeit ganz allein darin. Herr Albert wird Euch so wenig als ich darin zu stören Willens sein, sondern sich nebst mir eine andere gute Schlafstelle suchen. Wie sehr nun auch

der von Leuwen und seine Gemahlin sich dessen weigerten, so mußten sie doch endlich uns nachgeben und bewilligen, daß dieses artige Quartier des Nachts für sie allein, am Tage aber zu unser Aller Bequemlichkeit dienen sollte.

Also ließen wir die beiden allein, und bauten, etwa dreißig Schritte davon, eine andere ziemlich bequeme Schlafhütte für Lemelie und mich, die wir aber erst in den folgenden Tagen völlig zu Stande brachten. Von nun an waren wir eifrigst bemüht, unsere nöthigsten Sachen von der Sandbank über das Felsengebirge hinüber nach der Insel zu schaffen. Diese Arbeit kostete uns indeß gar manchen Schweißtropfen, indem wir erst viele Stufen hineinarbeiten mußten, um mit der Last, die wir trugen, recht fußen und fortkommen zu können. Da aber dieses sehr langsam von statten gieng, und die Felsen in einem Tage nicht wohl öfter als zweimal zu besteigen waren, fiel uns eine etwas leichtere Art ein, wobei zugleich auch weit mehr hinaufgebracht werden konnte. Wir machten nämlich die noch übrigen Tauen und Stricke von dem Schiffstück völlig los, banden die Sachen in mäßige Ballen, legten von einem Absatz zum andern Stangen, und zogen so die Ballen mit leichter Mühe hinauf, wobei Lemelie ganz besonderen Fleiß zeigte. Unterdeß war Concordia ganz allein auf der Insel, übte sich fleißig im Schießen, denn wir hatten eine gute Menge unver-

derbenes Pulver vorrätzig, fieng daneben so viel Fische, als wir nur essen konnten, und ließ uns also an gekochten und gebratenen Speisen niemals Mangel leiden, obschon unser Zwirwad völlig verzehrt war. Diesen Mangel hofften wir indefs mit der Zeit zu ersetzen, da wir die wenigen Weizen- und anderen Getreideähren wohl unzdunt und vor dem Wilde verwahrt hatten, deren Körner wir im Nothfall zu Samen aufzuheben und zu vervielfältigen gedachten.

Der erste Sonntag, den wir laut Anweisung unseres Kalenders auf dieser Insel erlebten, war für uns ein höchst angenehmer und erfreulicher Ruhetag, an welchem wir alle gewöhnliche Werkeltagsarbeit liegen ließen, und den ganzen Tag mit Beten, Singen und Bibellesen zubrachten; denn Concordia hatte eine englische und ich eine hochteutsche Bibel nebst einem Gesang- und Gebetbuche mit gerettet, welches beides ich auch noch bis diesen Tag als ein besonderes Heiligthum aufbewahrt habe. Das merkwürdigste war, daß damals auf dieser Insel unter uns vier Personen die drei Hauptparteien des christlichen Glaubens anzutreffen waren, da Herr von Leuwen und seine Frau der reformirten, ich Albert Julius aber, als ein geborener Sachse, der lutherischen, und Lemelie, als ein Franzose, der römisch-katholischen Religion zugethan war. Die beiden Eheleute und ich konnten uns im Beten und Singen sehr schön vereinigen,

indem sie beide ziemlich gut teutsch verstanden und redeten. Lemelie, der doch fast alle Sprachen, außer den gelehrten, verstehen und ziemlich wohl reden konnte, hielt seinen Gottesdienst von uns abgeseondert in selbsterwählter Einsamkeit; worin derselbe bestanden, weiß ich nicht, denn so lange wir mit ihm umgegangen, hat er wenig Gottgefälliges an sich bemerken lassen.

Am gedachten Sonntage gegen Abend gieng ich unten an der Seite des Hügelts nach dem großen See zu, um zu lustwandeln, glitt von ungeschätz auf dem glatten Grase aus, und fiel in einen mit dünnen Gesträuchen verdeckten Graben wohl vier Ellen tief hinunter. Anfangs erschrak ich heftig darüber und glaubte in einen Abgrund gerathen zu sein; doch da ich wieder zur Besinnung kam, und nicht den geringsten Schaden an meinem Leibe bemerkte, raffte ich meine zitternden Glieder eilig auf. Im Umkehren aber wurden meine Augen eine finstere Höhle gewahr, die mit großem Fleiße in den Hügel hinein gearbeitet zu sein schien.

Ich gieng getrost bis an den Eingang derselben, da aber nichts als eine dichte Finsterniß zu sehen war, überdies ein übertriebender Dunst mir einen großen Ekel darin verursachte, so sieng mir meine Haut an zu schauern, und meine Haare begannen sich zu sträuben; weeshalb ich eiligst umwandte, und mit fliehenden Schritten den Rückweg

suchte, auch gar bald wieder bei dem Herrn von Leuwen und Concordien ankam. Beide bemerkten sogleich meine blasse Farbe und heftige Veränderung, weshalb ich auf ihr Befragen alles erzählte, was mir begegnet war. Doch Herr von Leuwen sagte: „Mein Freund, Ihr seid bisweilen ein wenig zu neugierig. Wir haben nunmehr, Gott Lob, genug gefunden, um unser Leben so lange zu erhalten, bis uns der Himmel Gelegenheit zuschickt, an unsern erwählten Ort zu gelangen; daher lasset das unnütze Forschen, denn wer weiß, ob sich nicht in dieser Höhle giftige Thiere aufhalten, welche Euch augenblicklich um's Leben bringen können.“ — „Ihr habt recht, mein Herr,“ gab ich zur Antwort, „doch diesmal ist mein Vorwitz nicht so viel schuld, als das unverhoffte Hinunterfallen. Damit nun dergleichen hinfort Niemandem mehr begegnen möge, will ich die Sträucher rings herum abhauen und täglich eine gute Menge Erde losarbeiten, bis diese ekle Gruft völlig ausgefüllt ist.“ Herr von Leuwen versprach zu helfen, Concordia reichte mir ein Gläschen von dem kleinen Borrathe Weines, nebst zwei Stückchen herzsärkenden Confects, welches beides mich so erquickte, daß ich noch denselben Abend eine starke Mahlzeit halten und nach verrichtetem Abendgebet mich ganz aufgeheitert neben Lemelie schlafen legen konnte.

Allein ich habe in meinem Leben keine ängstlichere

Nacht, als diese war, zugebracht. Denn etwa um Mitternacht, da ich selbst nicht wußte, ob ich schlief oder wachte, erschien mir ein langer Mann, dessen weißer Bart fast bis auf die Kniee reichte, und der, mit einem langen Kleide von Thierhäuten angethan, auch eine dergleichen Mütze auf dem Haupte, in der Hand aber eine große Lampe mit vier Dochten hatte, dergleichen zuweilen in den Schiffslaternen zu brennen pflegen. Dieses Schreckenbild trat gleich zu meinen Füßen hin, und hielt an mich folgende Anrede, von welcher ich noch bis diese Stunde, wie ich glaube, nichts vergessen habe:

„Verwegener Jüngling, warum willst Du Dich unterstehen, die Wohnung zu verschütten, woran ich so viele Jahre gearbeitet, ehe sie zu meiner Bequemlichkeit gut genug war. Meinst Du etwa, das Verhängniß habe Dich von ungefähr in den Graben gestoßen und vor die Thür meiner Höhle geführt? Nein, keinesweges! sondern, weil ich mit meinen Händen acht Personen auf dieser Insel aus christlicher Liebe begraben habe, so bist du auserkoren, meinem vermoderten Körper einen gleichen Liebesdienst zu erweisen. Schreite deshalb schon morgen ohne alle Bekümmerniß aus Werk, und durchsuche die Höhle ohne Scheu, die Du gestern mit Grausen verlassen hast, wofern Dir anders. Deine zeitliche Glückseligkeit lieb ist. Wisse auch, daß

der Himmel etwas besonderes mit Dir vorhat. Deine Glückseligkeit aber wird nicht eher anfangen, bis Du zwei besondere Unglücksfälle erlitten, und diesem deinem Schlafgesellen zur bestimmten Zeit den Lohn seiner Sünden gegeben hast. Merke wohl, was ich Dir gesagt habe, erfülle mein Begehre, und empfangе dies Zeichen, um zu wissen, daß Du nicht geträumet hast."

Bei diesen letzten Worten drückte er mir, der ich im größten Schweiß lag, mit einem seiner Finger dermaßen auf meine rechte Hand, daß ich laut zu schreien anfieng, wobei zugleich alles verschwand, so daß ich nun weiter nicht mehr als den sternhellen Himmel durch die Laubhütte blicken sah.

Remelie, der bei meinem Geschrei auffuhr, war übel zufrieden, daß ich ihn gestört; da ich aber aus seinen Reden merkte, daß er weder etwas gesehen noch gehört hatte, ließ ich ihn bei dem Gedanken, daß ich einen schweren Traum gehabt, und stellte mich, als ob ich wieder schlafen wollte, wiewohl ich die folgenden Stunden bis an den hellen Morgen ohne Ruhe, in Betrachtungen über das, was mir so eben begegnet war, zubrachte, und zugleich an meiner Hand einen stark mit Blut unterlaufenen Fleck sah.

Sobald ich muthmaßen konnte, daß Herr von Leuwen aufgestanden, verließ ich ganz leise meine Lagerstatt, ver-

fügte mich zu ihm und erzählte, nachdem ich ihn etwas abseits von der Hütte weggeführt, ganz aufrichtig, wie es mir in der vorigen Nacht gegangen. Er umarmte mich freundlich und sagte: „Herr Albert, ich lerne immer mehr erkennen, daß Ihr zwar das Glück, selbiges aber noch weit mehr Euch suchet. Deshalb biete ich mich Euch zu Eurem Bruder an, und ich hoffe, Ihr werdet mich nicht verschmähen. Für jetzt wollen wir ein gutes Präservativ gegen die bösen Dünste einnehmen, und die Höhle in Gottes Namen durchsuchen; denn das Zeichen auf Eurer Hand hat mich zu dem Glauben gebracht, daß jeder Verzug schädlich sei. Aber Lemelie, Lemelie,“ sagte er weiter, „macht mir das Herz schwer, so oft ich an seine übeln Gemütheregungen denke; wir haben gewiß nicht Ursache, uns seiner Gesellschaft zu freuen, Gott steure seiner Bosheit! Wir wollen ihn zwar mit zu diesem Werk ziehen, allein, mein Bruder, verschweigt ihm ja Euer nächtliches Gesicht, und saget, Ihr hättet einen schweren Traum gehabt, welcher Euch schon wieder entfallen sei.“

Dieser Verabredung kamen wir genau in allem nach. Wir beredeten Concordien, an den Fluß fischen zu gehen, eröffneten dem Lemelie von unserem Vorhaben so viel, als er wissen sollte, und giengen dann alle drei gerades Weges auf die unterirdische Höhle zu, nachdem ich in eine mit zer-

lassenem Seelalbsfett angefüllte eiserne Pfanne etliche angebrannte Dochte gelegt, und dieselbe anstatt einer Fackel mitgenommen hatte.

Ich gieng voran, Lemelle folgte mir, und der Herr von Leuven ihm nach. Sobald wir nun in die fürchterliche Höhle, welche von meiner Lampe ganz erleuchtet wurde, eingetreten waren, zeigte sich uns ein bedeutender Vorrath allerlei Hausgeräths von Kupfer, Zinn und Eisenwerk, nebst vielen Packfässern und zusammengebundenen Ballen, welches alles ich indeß nur obenhin betrachtete, und mich rechter Hand nach einer halb offen stehenden Seitenthür wendete. Nachdem ich dieselbe geöffnet hatte, und gerade vor mich hingieng, that der mir folgende Lemelle einen lauten Schrei, und sank unversehens in Ohnmacht. Wollte Gott, seine Seele wäre damals aus seinem Körper entwichen! so aber riß ihn von Leuven sogleich zurück an die frische Luft, und rieb ihm die Nase und das Gesicht so lange, bis er sich wieder etwas ermunterte, worauf wir ihn da liegen ließen, und das Gewölbe rechter Hand auf's neue betraten. Hier erblickten wir nun sehr bald das, wovor sich Lemelle so sehr entsetzt hatte. In dem Winkel linker Hand saß nämlich ein solcher Mann, wie mir vergangene Nacht erschienen, auf einem in Stein gehauenen Sessel, als ob er schlief, indem er sein Haupt mit dem einen Arme auf den daneben

stehenden Tisch gestützt, die andere Hand aber auf dem Tische ausgestreckt liegen hatte. Ueber dem Tische an der Wand hing eine viereckige Lampe, und auf demselben lagen, außer einigen Speise- und Trinkgeschirren, zwei große und eine etwas kleinere Tafel mit Inschriften. Die drei letzteren Stücke trugen wir heraus ans Licht, und fanden auf der ersten Tafel, die dem Anschein nach aus einem zinnernen Teller geschlagen und sehr sauber abgeschabt war, folgende Zeilen in lateinischer Sprache eingegraben.“

Mit diesen Worten stand unser Onkel Albert Julius auf, und langte aus einem Kasten verschiedene Brieffschaften und zugleich die erwähnten drei zinnernen Tafeln, welche er bisher sorgfältig aufgehoben hatte. Eine von den größeren nebst der kleinen überreichte er Herrn M. Schmelzer, und sagte: „Mein Herr, Ihr möget das Original selber ansehen, und es uns vorlesen.“ Diesem machte dies Alterthum große Freude, und er las uns die Inschrift in teutsche Sprache übersetzt vor, wie folget:

Ankommender Freund,
wer Du auch bist!

Wenn Dich vielleicht das wunderliche Schicksal in diese
wunderbare Behausung wunderbarer

Weise führen sollte,
 so erstaune nicht allzu sehr über den unvermutheten
 Anblick meines Gerippes,
 sondern bedenke,
 daß Du nach dem Fall der ersten Eltern eben dem
 Schicksal und eben der Sterblichkeit
 unterworfen bist.

Im übrigen
 laß die Überbleibsel meines Leibes nicht
 unbegraben liegen.
 Da ich nämlich starb, so konnte ich mich Verstorbenen
 nicht selber begraben.

Einem Christen,
 wo Du anders ein Christ oder wenigstens ein Mensch bist,
 stehet es zu,

einen Christen ehrlich zur Erde zu bestatten;
 da ich mich in meinem ganzen Leben bestrebt,
 an Christum zu glauben, Christo zu leben,
 und endlich Christo zu sterben.

Du wirst für Deine geringe Arbeit eine
 große Belohnung erhalten.
 Denn wenn Dir das Glück dasjenige, was es mir
 seit vielen Jahren verweigert hat,
 widerfahren läßt,

daß Du nämlich Dich wieder zu der Gesellschaft
 der Menschen gesellen kannst,
 so wirst Du eine kostbare Belohnung zu hoffen
 und aus dieser Höhle mit hinweg
 zu nehmen haben.

Wenn Du aber, so wie ich, gezwungen bist,
 in dieser Einsamkeit einsam dem Lobe
 entgegen zu gehen,

so werden doch einige merkwürdige Schriften,
 die in meinem in Stein gehauenen Sessel
 verborgen liegen,

Dir vielleicht erfreulich und nützlich sein.

Wohlan,

nimm dieselben mit dankbarem Herzen an,
 der gütige Himmel mache Dich beglückt,
 und zwar glücklicher als mich,
 wiewohl ich mich niemals recht unglücklich
 geschätzt habe.

Lebe wohl, ankommender Freund, lebe wohl!

höre meine Bitte, begrabe mich,
 und glaube, daß Gott, dem ich gedienet,
 geben wird,
 daß Du wohl lebest.

Die Zeilen auf der kleinen Tafel lauteten auf teutsch also:

Ich bin geboren, den 9. August 1475.,
 Auf diese Insel gekommen, den 14. November 1514.
 Ich fühle, daß ich Alters halber in kurzer Zeit
 sterben werde, ungeachtet ich weder Krankheit
 noch Schmerzen empfinde. Dies habe ich ge-
 schrieben am 27. Junius 1606. —
 Ich lebe zwar noch, bin aber dem Tode sehr nahe,
 den 28. 29. und 30. Junius, und noch den
 1. Julius, 2., 3., 4., —

Nachdem wir über dies merkwürdige Alterthum und die sinnreiche Schrift, die gewiß aus keinem ungelehrten Kopfe geflossen war, noch Einiges gesprochen hatten, gab mir der Altvater Albert die drei zinnernen Tafeln — wovon die eine in spanischer Sprache eben das enthielt, was wir auf der großen lateinisch gelesen — nebst den übrigen schriftlichen Urkunden in Verwahrung, mit dem Befehl, daß ich alles, was lateinisch wäre, bei müßigen Stunden in's Hochteutsche übersetzen sollte, was ich denn auch ehestens zu thun versprach. Worauf er uns beurlaubte, und sich zur Ruhe legte.

Ich hingegen war nebst Herrn M. Schmetzer viel zu neugierig, zu wissen, was die alten Brieffschaften wohl enthielten.

So fanden wir denn unter andern die Lebensbeschreibung eines spanischen Edelmanns, Don Cyrillo de Balara — welches eben der hundert und ein und dreißig jährige Greis war, dessen Körper wir damals in der Höhle unter dem Albertshügel gefunden hatten — in lateinischer Sprache geschrieben, die wir größtentheils bis tief in die Nacht mit einander durchlasen. Ich habe dieselbe nachher so gut als möglich in's Hochteutsche übersetzt, und will sie hier, ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, sogleich im Anhange folgen lassen.

G e s c h i c h t e

d e s D o n C y r i l l o d e B a l a r o .

Ich Don Cyrillo de Balaro wurde am 9. August des Jahres 1475 von meiner Mutter Blanca de Cordua im Feldlager unter einem Gezelt zur Welt geboren. Mein Vater, Don Dionysio de Balaro, welcher in die Dienste des neuen kastilianischen Königs Ferdinand als Obrister über ein Regiment Fußvolk getreten war, hatte nämlich, als er gegen den König Alphons von Portugal in's Feld ziehen mußte, meine Mutter mit sich genommen. Dieser Alphons hatte sich mit Johanna, Heinrichs des Vierten von Kastilien Tochter, die indeß von Jedermann für einen Bastard gehalten wurde, verlobt, und deshalb nicht nur den Titel und das Wappen von Kastilien angenommen, und dadurch unserm Ferdinand die Krone streitig gemacht, sondern auch bereits sich vieler Städte bemächtigt, da ihm sowohl König Ludwig der Erste von Frankreich als auch viele Große von Kastilien ansehnliche Hilfe versprochen. Nachdem indeß die Portugiesen im folgenden

Jahre bei Toro geschlagen worden waren, und mein Vater einsah, daß es wegen des vielen Hin- und Hermarschirens nicht wohl gethan sei, uns länger bei sich zu behalten, schaffte er mich und meine Mutter nach Madrid zurück. Er selbst kam indeß nicht eher wieder zu uns, bis die Portugiesen im Jahre 1479 bei Albusera aufs Haupt geschlagen und zum Frieden gezwungen worden waren, wobei Alphons sich nicht allein seiner Ansprüche auf Kastilien, sondern auch auf seine Braut begab. Johanna aber, obwohl man ihr unseren kastilianischen Prinzen Johannes, der noch ein Kind war, zum Ehegemahl versprach, gieng aus Verdruß in ein Kloster, weil sie vielleicht geglaubt, daß man sie bloß hintergehen wolle.

Ich weiß mich noch, obschon nur wie im Traume, der Freude und des Vergnügens zu erinnern, welches ich als ein vierjähriger Knabe über die glückliche Zurückkunft meines lieben Vaters gehabt; allein wir konnten dessen erfreuliche Gegenwart nur kurze Zeit genießen. Er mußte nämlich schon nach wenigen Wochen dem Könige, der ihn nicht nur zum General in der Armee, sondern auch zu seinem geheimen Staatsminister ernannte, nach Aragonien folgen, weil der König nach Absterben seines Herrn Vaters in diesem seinem Erbreiche die Regierung antrat. Doch im folgenden Jahr kam mein Vater nebst dem Könige abermals glücklich wieder zurück, und erfreute dadurch mich und meine Mutter aufs

neuc, die ihm unterdeß noch einen jungen Sohn geboren hatte.

Er fieng damals an, seine Haushaltung nach der schönsten Bequemlichkeit einzurichten, und, da ihm nicht sowohl der Krieg als des Königs Gnade zu ansehnlichem Vermögen verschaffen, verschiedene Landgüter an sich zu kaufen, auf denen er vergnügt zu leben gedachte. Allein, während so eben mein Vater in der besten Ruhe zu sitzen vermeinte, nahm der König im Jahre 1481 einen Zug wider die Mauren in Granada vor, und mein Vater mußte im folgenden Jahre ihm mit zehntausend neugeworbenen Leuten folgen. So verließ er uns denn zu unserem größten Bedauern, nachdem er zuvor meiner Mutter Einkünfte und das, was zu seiner Kinder standesmäßigen Erziehung erforderlich war, aufs Beste besorgt hatte. Im Jahre 1483 kam es zwischen den Kastilianern und Mohren bei Malaga zu einem scharfen Treffen, wobei die ersteren gedrängt und mein Vater fast tödtlich verwundet wurde; doch erholte er sich bald wieder einigermaßen, und kam bald darauf nach Hause, um sich völlig ausheilen zu lassen.

Der König und die Königin beehrten ihn beiderseits mit ihrem hohen Besuche, beschenkten ihn auch mit einer ansehnlichen Summe Geldes und einem vortrefflichen Landgute,

mich aber nahm der König als Wagen und Spielgefährten für seinen jungen Prinzen Johannes, der noch drei Jahre jünger war als ich, mit nach Hofe, und versprach, mich auf Lebenslang zu versorgen. Ob ich nun gleich erst in mein zehntes Jahr gieng, so hatte mich meine Mutter dermaßen gut erzogen und durch geschickte Männer unterweisen lassen, daß ich mich gleich von der ersten Stunde an nicht allein bei den königlichen Kindern, sondern auch bei dem Könige und der Königin selber, ungemein beliebt machte. Und da ich eine besondere natürliche Fähigkeit zeigte, so ertheilte der König allen Sprach- und Exercitienmeistern ausdrücklichen Befehl, auf mich wie auf seinen eigenen Sohn die größte Sorgfalt zu wenden, was denn bei meiner eigenthümlichen Lust und Liebe so viel bewirkte, daß mich jeder für den Geschicktesten unter allen meinen Kameraden hielt.

Unterdeß war mein Vater abermals wieder zu Felde gegangen, und hatte nicht nur für seine Wunde an den Mohren in etlichen Gefechten Rache genommen, sondern auch für den König viele Städte und Plätze eingenommen, bei welcher Gelegenheit er auch für seine Person viele Schätze erobert und nach Hause geschickt hatte. Allein im Jahre 1491, als die Stadt Granada mit 50,000 Mann zu Fuß und 12,000 zu Ross angegriffen, und der König Boabdiles

zur Uebergabe gezwungen wurde, verlor mein treuer und heldenmüthiger Vater sein edles Leben dabei, und zwar im letzten Sturme auf den erstiegenen Mauern.

Der König erhielt die Briefe von dieser glücklichen Begebenheit über Tafel, las sie und rief voll Freuden aus: „Gott und allen Heiligen sei gedankt! nun ist die Herrschaft der Mauren, die über siebenhundert Jahr in Spanien gewährt, glücklich zu Grunde gerichtet.“ Darüber entstand dann unter allen, sowohl hohen als niederen Hofbedienten ein allgemeiner Jubel. Als er indeß die Liste der getödteten und verwundeten Officiere in die Hand nahm, und las, daß Don Dionysio de Balazo als ein Held mit dem Degen in der Faust auf der eroberten Mauer gefallen sei, — da vergingen mir auf einmal alle meine Sinne, so daß ich hinter dem Kronprinzen ohnmächtig zur Erde sank.

Den mitleidigen König gereuete es sehr, daß er sich nicht zuvor nach mir umgesehen, ehe er diese traurige Zeitung, die ihm selbst sehr zu Herzen gieng, laut vorgelesen. Indes sobald mich die andren Bedienten hinweg und in mein Bette getragen, auch mich wieder etwas erfrischt hatten, besuchte mich nicht nur der Kronprinz mit seiner dreizehnjährigen Schwester Johanna, sondern auch die Königin selber mit ihrem vornehmsten Frauenzimmer. Dessen ungeachtet konnte sich mein Gemüth wegen des traurigen Verlustes, den ich

erlitten, nicht sogleich beruhigen, sondern ich vergoß etliche Tage nach einander die bittersten Thränen, bis mich endlich der König vor sich kommen ließ und mich also anredete:

„Mein Sohn Cyrillo de Balaro, willst Du meiner Gnade ferner theilhaftig bleiben, so hemme wenigstens äußerlich Deine Betrübniß, und bedenke, daß ich an Don Dionysio de Balaro, wo nicht mehr, doch eben so viel als Du verloren; denn er ist mein treuer Diener gewesen, der keinem seines Gleichen den Vorzug gelassen. Ich aber will selber, was Dich betrifft, in seine Stelle treten und Dein Versorger sein. Es sei Dir hiemit sein erledigtes Regiment geschenkt, und ich will Dich jetzt sogleich zum Obristen darüber bestellen und zum Ritter schlagen; doch sollst Du nicht eher zu Felde gehen, und so lange bei meinem Kronprinzen bleiben, bis ich Euch beide selber mitnehme.“ Ich that hierauf dem Könige aus Dankbarkeit einen Fußfall, und empfahl mich seiner beständigen Gnade. Er reichte mir seine Hand, die ich in Unterthänigkeit küßte, und ward hierauf von ihm selbst zum Ritter geschlagen, wobei ich die besondere Gnade erfuhr, daß mir die Prinzessin Johanna das Schwert umgürtete, und der Kronprinz mir den rechten Sporn anlegte.

So wurde denn mein Schmerz durch die besondere Gnade des Königs und durch vernünftige Vorstellungen nach und nach etwas gelindert. Meine Mutter aber nebst meinem

einzigem Bruder und zwei Schwestern konnte sich nicht so bald beruhigen, und da sie durchaus nicht wieder heirathen wollte, so begab sie sich mit meinen Geschwistern aus der Residenzstadt hinweg auf das beste unserer Landgüter, um daselbst ruhig zu leben und ihre Kinder mit aller Sorgfalt zu erziehen.

Unterdeß ließ ich mir die Uebung in den Waffen, so wie auch in Kriegs- und anderen nützlichen Künsten, so sehr angelegen sein, daß sich in meinem achtzehnten Jahre kein Ritter am spanischen Hofe schämen durfte, mit mir umzugehen, und da bei den damaligen, ziemlich ruhigen Zeiten der König mancherlei Ritter- und Lustspiele anstellte, fand ich mich sehr eifrig und fleißig dabei ein, und kam fast niemals ohne ansehnlichen Gewinn davon.

Am Geburtstage der Prinzessin Johanna wurde bei Hofe ein prächtiges Fest gegeben, und fast die halbe Zeit mit Tänzen zugebracht. Nachdem die Uebrigen alle sich entfernt hatten, und ich mich ebenfalls auf mein Zimmer begeben wollte, fand ich auf der Treppe ein Päcklein, welches in ein seidenes Lüchlein eingewickelt und mit Goldfaden umwunden war. Ich machte mir kein Bedenken, das schlecht verwahrte Päckchen zu eröffnen, und fand darin etliche Ellen grünes, mit Gold durchwirktes Band nebst dem Bildniß einer artigen Schäferinn, deren Gesicht zur Hälfte mit einem grünen Schleier verhüllt war, weil sie vielleicht nicht von Jedermann

erkannt sein wollte. Außerdem lag ein kleiner Zettel dabei, welcher folgende Zeilen enthielt:

Beliebter Ritter!

Ihr verlangt von mir mein Bildniß nebst einer Liberei, welches ich Euch beides hiemit aus geneigtem Herzen übersende. Seid damit bei dem morgenden Turnier glücklicher als das vorige Mal, damit ich Euretwegen von andern Damen keine Seicheltreden anhören darf, sondern das Vergnügen habe, Eure gewohnte Geschicklichkeit mit dem besten Preise belohnt zu sehen. Lebt wohl, und gedenket Eurer

Freundin.

Meine damalige Schalkhaftigkeit widerrieth mir, denjenigen auszuforschen, dem dieses Päckchen eigentlich zukommen sollte, sondern bewog mich im Gegentheil, diese Liberei nebst dem artigen Bildnisse der Schäferin bei dem morgenden Lanzenbrechen selber auf meinem Helme zu führen. Wie gedacht, so geschehen. Am folgenden Morgen band ich die grüne Liberei nebst dem Bildniß auf meinen Helm, legte einen ganz neuen, himmelblauen, mit goldenen Sternen besetzten Harnisch an, und erschien also ganz unerkannt in den Schranken mit meinem Schilde, worin ein junger Adler, auf einem getödteten alten Adler mit ausgebreiteten Flügeln sitzend.

und nach der Sonne sehend, als Sinnbild gemalt war. Die aus dem Horatius genommene Weischrift lautete: Non possunt aquilae generare columbam *).

Kaum hatte ich Zeit und Gelegenheit gehabt, meine Kräfte an vier Rittern zu versuchen, wovon ich drei zum Wanken brachte, den vierten aber gänzlich aus dem Sattel hob und in den Sand setzte, als mir ein unbekannter Schildknaube einen kleinen Zettel einhändigte, auf welchem folgende Zeilen zu lesen waren:

Verwegener Ritter!

Entweder nehmet sogleich das Bildniß und die Liberei, die Ihr unrechtmäßiger Weise auf Eurem Helme führet, herunter, und liefert es durch den Ueberbringer dieses an seinen Eigenthümer ab, oder seid gewärtig, daß nicht allein Euern bereits erworbenen Ruhm bei diesem Lustrennen nach allen Kräften verdunkeln, sondern Euch morgen früh auf Leib und Leben herausfordern wird

der Verehrer der schönen Schürferin.

Auf diese trotzigte Schrift gab ich dem Schildknaben mündlich zur Antwort: „Sage demjenigen, der Dich

*) Adler können nicht eine schwache Taube erzeugen.

zu mir geschickt hat: wosern er seine Anforderung etwas höflicher an mich gethan, so hätte ich ihm mit Vergnügen willfahren wollen; allein seiner unbesonnenen Drohungen halben wollte ich für heute durchaus meinen Willen haben.

Der Schildknaue gieng hierauf fort, und ich konnte den Ritter bemerken, welchem er die Antwort überbrachte. Dieser, sobald er mich nur ein wenig müßig sah, kam ganz hochmüthig an mich heran getrabt, und gab mir durch höhnische Geberden zu verstehen, daß er Lust habe, mit mir eine oder etliche Lanzen zu brechen. Er trug einen feuerfarbenen, silbergestreiften Harnisch, und führte einen blaßblauen Federstuß auf seinem Helme, welcher mit schwarzem und gelbem Bande umwunden war; in seinem Schilde aber war das Bild des Apollo, der sich einer jungen Nymphe, Iffe, zu gefallen, in einen Schäfer verkleidet, mit den Beiworten: *Similis simili gaudet* *).

Ich merkte sogleich beim Anblick des Sinnbildes, daß der arme Ritter nicht allzu wohl unter dem Helme verwahrt sein mochte; denn wie schlecht paßte doch der feuerfarbene Harnisch nebst dem blaulichen Federstuß und dem gelben und schwarzen Bande zu der schäferlichen Liebesgrille. Indeß in

*) Gleich und gleich geselle sich gern.

meinem ferneren Nachsinnen ward ich durch das Aurrennen meines Gegners unterbrochen. Ich empfieng ihn mit meiner hurtig eingelegten Lanze zum erstenmal dermaßen, daß er auf beiden Seiten hügellos wurde, und sich kaum durch Ergreifen der Mähne seines Pferdes im Sattel erhalten konnte. Dessen ungeachtet versuchte er ein zweites Aurrennen, wurde aber von meinem heftigen Lanzenstoß so gewaltig aus dem Sattel gehoben, daß er halb ohnmächtig vom Plage getragen werden mußte. So war denn der verliebte feuerfarbene Schäfer für diesmal abgefertigt, und da ich mich die übrige Zeit hindurch gegen Andere noch wacker hielt, so wurde mir bei Endigung des Turniers von den Kampfrichtern der zweite Preis zuerkannt, welches ein vortrefflicher maurischer Säbel war, dessen goldenes Gefäß mit den kostbarsten Edelsteinen prangte. Die Prinzessin Johanna hielt mir denselben mit einer lächelnden Geberde entgegen, als ich wohl noch zwanzig Schritte von ihrem eigens dazu errichteten Throne entfernt war. Als ich aber auf der untersten Staffel desselben niederkniete, und meinen Helm abnahm, folglich mein bloßes Gesicht zeigte, stuzte nicht allein die Prinzessin nebst ihrem Frauenzimmer gewaltig, sondern ihr liebstes Fräulein, Donna Eleonora de Sylva, sank sogar in Ohnmacht. Die Wenigsten mochten wohl errathen können, woher ihr dieser

plötzliche Zufall kam, und ich selbst wußte nicht, was es eigentlich zu bedeuten hatte, machte mich aber noch in währendem Anlauf, nachdem ich meinen Gewinn empfangen, ohne von anderen Rittern erkannt zu werden, eilig davon.

Zwei Tage darauf wurde mir von dem vorigen Schildknaben eine Herausforderung folgenden Inhalts eingehändigt:

Unredlicher Ritter!

So kann man Euch mit größtem Recht nennen, indem Ihr nicht allein einem Andern, der besser ist als Ihr, dasjenige Kleinod listiger Weise geraubt, welches er für seinen kostbarsten Schatz geachtet, sondern Euch überdies frevelhaft unterstanden habt, dasselbe zu seinem größten Verdruß und Spott öffentlich auf dem Helme zu führen. Indes, man muß die Bosheit und den Unverstand solcher Buben bei Zeiten dämpfen, und Euch lehren, wie Ihr mit würdigen Leuten umgehen müßt. Es ist zwar leicht zu erachten, daß Ihr Euch, wegen des neulich von ungefähr erlangten Preises beim Lanzenbrechen, das Glück zur Braut bekommen zu haben einbildet; allein, wo Ihr das Herz habt, morgen mit Aufgang der Sonne nebst einem Weistande auf der großen Wiese zwischen Madrib und Kranjuez zu erscheinen, wird sich die

Mühe geben, Euch den Unterschied zwischen einem lustigen Lanzenbrechen und einem ernstlichen Schwertkampf zu lehren und den kindischen Frevel zu bestrafen.

Euer abgefagter Feind.

Der Ueberbringer dieses wollte durchaus nicht gestehen, wie sein Herr mit Namen heiße, deshalb gab ich ihm bloß folgende wenige Zeilen zurück:

Frecher Ritter!

Wofern Ihr nur halb so viel Verstand und Klugheit als Prahlerei und Hochmuth besäset, würdet Ihr rechtschaffenen Männern wenigstens etwas glimpflicher zu begegnen wissen. Doch ich will mich viel lieber mit dem Schwert, als mit der Feder gegen Euch verantworten, um keine Ursache zu geben, daß Ihr mich etwa für einen zaghaften Schäfer haltet. Ich verspreche daher morgen zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle zu erscheinen, und daselbst wird sich zeigen, daß mein abgefagter Feind ein Lügner, ich dagegen sei

Don Cyrillo de Balard.

Ich begab mich demnach noch denselben Abend nebst Don Alphonso de Cordua, meiner Mutter Bruders Sohne, den ich zum Beistand erwählt hatte, aus Madrid in das an

der großen Wiese gelegene Dorf, wo wir über Nacht blieben, und sodann noch vor Sonnen-Aufgang die große Wiese betraten. Mein Gegner, den ich an seinem feuerfarbenen Harnisch erkannte, erschien zur bestimmten Zeit, und konnte mich um so eher daran erkennen, da ich das grüne Band nebst dem Ritz der Schäferin ihm zum Troß, abermals auf den Helm gebunden hatte. Er gab mir seinen Verdruß und die Geringschätzung meiner Person durch die hochmüthigsten Geberden zu erkennen. Ich lehrte mich indes an nichts, sondern begann den hitzigsten Schwertkampf mit meinem unbekanntem Feinde, und brachte ihn binnen einer halben Stunde durch mehrere schwere Wundungen dahin, daß er abermals halb todt und entkräftet zu Boden sank. Als ich nun hinzutrat und seinen Helm öffnete, erkannte ich in ihm den Sohn eines vornehmen königlichen Staatsdieners, Namens Don Sebastian de Urrez, der sich auf die Gnade, die der König seinem Vater erzeugte, ungemein viel einbildete, sonst aber sich mehr durch sein Geld und Gut als durch adelige Tugenden hervorzuthun wußte. Mir war bekannt, daß außer den Wenigen, die seines Vaters Fürsprache bedurften, sonst Niemand von rechtschaffenen Rittern leicht mit ihm umzugehen pflegte; daher wandte ich mich mit einer verächtlichen Miene von ihm hinweg, und sagte zu den Umstehenden: daß es mir herzlich leid sei, meinen ersten

ernstlichen Kampf mit einem Hasenkopfe gethan zu haben, weshalb ich wünschte, daß Niemand etwas davon erführe. Hierauf setzte ich mich mit meinem Sekundanten Don Alphons, der seinen Gegner ebenfalls blutig abgefertigt hatte, sogleich zu Pferde, und ritt zurück nach Madrid.

Der alte Urrez hatte nicht bloß dieses Kampfes, sondern auch der Verwundung seines Sohnes wegen alle mögliche Mühe angewandt, um mich bei dem Könige in Ungnade zu sehen, jedoch seinen Zweck nicht erreicht. Als ich nämlich wenige Tage nachher in dem Vorgemach des Königs aufwartete, rief mich derselbe in sein Zimmer, und gab mir mit wenigen Worten zu verstehen: daß ihm meine Herzhaftigkeit zwar nicht im mindesten mißfiel, allein er sähe lieber, wenn ich mich vor unnöthigen Händeln hütete, und mich vielleicht in kurzem desto tapferer gegen die Feinde des Königs bezeigte. Ob ich nun gleich versprach, mich in allen Stücken nach Ihrer Majestät allergnädigsten Befehlen zu richten, so konnte ich doch nicht unterlassen, bei dem bald darauf angestellten Stiergefechte neben anderen Rittern mich als Wagehals zu zeigen. Ich erlangte hiebei einen nicht geringen Ruhm, indem drei unbändige Büffel durch meine Faust erlegt wurden; doch da ich von dem leyten einen ziemlichen Schlag an die rechte Hüfte bekommen hatte, so nöthigte mich die Geschwulst nebst dem geronnenen Geblüt,

etliche Tage das Bette zu hüten. Binnen dieser Zeit lief ein Schreiben folgenden Inhalts bei mir ein:

Don Cyrillo de Balaro,

Warum wendet Ihr keine bessere Sorgfalt an, Euch wieder öffentlich frisch und gesund zu zeigen? Denn glaubet sicherlich, man hat zweierlei Ursachen, Eurer Aufführung halben schwere Rechenschaft von Euch zu fordern: erstens, weil Ihr Euch unterstanden, beim letzten Turnier eine fremde Liberei zu führen, und zweitens, weil Ihr kein Bedenken getragen, eben dieselbe beim Stiergefecht leichtsinniger Weise zurückzulassen. Ueberlegt wohl, wie Ihr Euch redlicher Weise verantworten wolket, und wisset, daß dennoch mit Eurem jetzigen schmerzhaften Zustande einiges Mitleiden hat

Donna Eleonora de Sylva.

Ich konnte anfangs gar nicht begreifen, was dieß Fräulein für Ursache habe, mich meiner Aufführung wegen zur Rede zu stellen, bis mir endlich mein Leibdiener aus dem Traume half. Dieser hatte nämlich von der vertrauten Aufwärterin der Donna Eleonora vernommen, daß Don Sebastian de Urrez bei diesem Fräulein bisher in ziemlicher Gunst gestanden, nunmehr aber dieselbe gänzlich verloren habe, indem er sie aus fälschlichem Wahne einer groben Untreue und Falschheit beschuldiget. Ich könne mir daher

leicht Rechnung machen, daß Eleonora, um sich zu rächen, mit meiner Person entweder ein scherz- oder ernsthaftes Liebesverständnis anzuspinnen suche.

Die Muthmaßung schlug keinesweges fehl. Als ich nämlich nach völlig wiederhergestellter Gesundheit im königlichen Lustgarten zu Buen Retiro Gelegenheit nahm, mit Eleonoren ohne Weisheit anderer Leute zu sprechen, wollte sie sich zwar anfangs ziemlich kältsinnig und verdrießlich darüber stellen, daß ich mir ohne ihre Erlaubniß die Freiheit genommen, ihre Liberei und Bildniß zu führen; indeß sobald ich nur einige triftige Entschuldigungen nebst der Schmeichelei vorgebracht, wie ich solche Sachen als ein Heiligthum zu verehren und keinem Ritter, wer er auch sei, andern als mit Verlust meines Lebens zurückzugeben gesonnen sei, fragte sie mit etwas mehr Gelassenheit: „Wie aber, wenn ich dasjenige, was Don Sebastian nachlässiger Weise verloren, Ihr aber zufälliger Weise gefunden, und ohne meine Erlaubniß Euch zugeeignet habt, selber zurück begehre?“ — „So muß ich zwar,“ gab ich zur Antwort, „aus schuldigem Respect Eurem Befehle und Verlangen ein Genüge leisten, jedoch dabei bekennen, daß Ihr noch grausamer seid als das Glück, über dessen Feindseligkeit sich die Unglücklichen sonst nur allein zu beklagen pflegen.“ — „Es ist nicht zu vermuthen,“ sagte sie hier

auf, „daß Euch eine besondere Glückseligkeit daraus erwachsen würde, wenn dergleichen Kleinigkeiten in Euren Händen blieben.“ — „Und vielleicht darum,“ versetzte ich, „weil Don Sebastian einzig und allein bei Eurer schönen Person glücklich sein und bleiben soll?“ Bei diesen Worten trat ihr das Blut in die Wangen, so daß sie eine kleine Weile inne hielt und endlich sagte: „Seid versichert, Don Valaro, daß Urrez Zeit seines Lebens weniger Gunstbezeugungen von mir zu hoffen hat, als der geringste Edelmann. Denn obwohl ich mich vor einiger Zeit durch gewisse Personen, die ich nicht nennen will, bereben lassen, gegen ihn einige Achtung oder wohl selbst Liebe zu hegen, so ist mir doch nunmehr seine ungeschickte und pöbelhafte Aufführung besser bekannt, und recht zum Ekel und Abscheu geworden.“ — „Ich weiß ihm,“ sagte ich darauf, „weder Böses noch Gutes nachzusagen, außer daß ihn nur wenige wackere Ritter ihres Umgangs gewürdiget. Indes es ist ihm nicht zu verdenken, daß er dergleichen Schmach jederzeit wenig geachtet, indem ihn das Vergnügen, sich vom schönsten Fräulein am ganzen Hofe geliebt zu sehen, deshalb genugsam trösten können.“

Donna Eleonora, die sich vielleicht schämte, daß sie ihre Liebe bisher einem so übel berüchtigten Ritter geschenkt, der sich bloß durch sein weibisches Gesicht oder etwa durch Geschenke

und slavische Dienste bei ihr eingeschmeichelt haben mochte, sagte in einem etwas verdrießlichen Tone: „Don Cyrillo, laßt uns von diesem Gespräch abbrechen, denn ich will den verächtlichen Sebastian de Urrez nicht mehr erwähnen hören. Von Euch aber will ich mir ausbitten, daß Ihr mir die nichtswürdigen Dinge zurücksendet, damit ich durch Verbrennung derselben zugleich das Andenken an meinen bisherigen unwürdigen Liebhaber vertilgen kann.“ — „Was soll denn,“ versetzte ich, „das unschuldige Band und das artige Bildniß den Frevel eines nichtswürdigen Menschen büßen? gewiß, noch in der Asche werden sie ihren hohen Werth behalten, da sie von so schönen Händen gekommen. Um aber das verdrießliche Andenken auszurotten, so erzeiget mir die Gnade, und gönnet meinem Herzen die erledigte Stelle in dem Eurigen, und seid zugleich überzeugt, daß mein ganzes Wesen stets dahin streben wird, Eurer unschätzbaren Gegenunst würdiger zu sein, als der unwürdige Urrez.“

Donna Eleonora mochte sich wundern, daß ich als ein junger achtzehnjähriger Ritter bereits so dreist und klug wie der erfahrenste Liebhaber zu reden wußte; sie erwiderte indeß: „Don Cyrillo, Eure besondere Tapferkeit und Geschicklichkeit hat sich zwar zu aller Menschen Verwunderung schon genug gezeigt, indem ihr in scherz- und ernsthaften Kämpfen Menschen und Thiere überwunden habt. Allein mein Herz

darf sich dennoch so leicht nicht hingeben, sondern muß vielmehr der Liebe auf ewig absagen, weil es das erstemal in der Wahl unglücklich gewesen; deshalb verschonet mich in Zukunft mit dergleichen Anträgen, und erfüllet vielmehr mein Begehre durch baldige Uebersendung der verlangten Sachen."

Ich hätte gegen diesen Ausspruch gern noch Vorstellungen gemacht, allein die Ankunft einiger Ritter und Damen hinderte mich für diesmal. Sobald ich mich allein in meiner Kammer befand, merkte ich nur zu deutlich, daß mein ganzes Ich von den Annehmlichkeiten der Donna Eleonora bezaubert sei, ja mein Herz empfand eine so heftige Liebe zu ihr, daß ich die Stunden für die traurigsten und langweiligsten hielt, welche ich, ohne sie zu sehen, hinbringen mußte. Deshalb nahm ich meine Zuflucht zu der Feder, und schrieb einen der zärtlichsten Briefe an meinen Leitstern, worin ich hauptsächlich bat, daß sie mich nicht allein zu ihrem Liebhaber auf und annehmen, sondern auch die Liberei nebst ihrem Witbuisse zum ersten Zeichen ihrer Gunst in meinen Händen lassen möchte.

Zwei ganze Tage lang ließ sie mich hierauf zwischen Furcht und Hoffnung schweben, bis ich endlich die halb erfreuliche und halb traurige Antwort erhielt: Ich könne zwar behalten, was ich durch Glück und Tapferkeit mir zugeeig-

net hätte, doch mit der Bedingung, daß ich dies nie mehr öffentlich zeigen, sondern vor Jedermann geheim halten sollte. Ueberdies sollte mir auch erlaubt sein, sie morgen Mittag in ihrem Zimmer zu sprechen, allein abermals mit der schweren Bedingung, daß ich nie ein Wort von Liebesfachen vorbrächte.

Die letztere machte mir den Kopf so wüst, daß ich mir weder zu rathen noch zu helfen wußte, und an der Eroberung dieses Felsenherzen schon zu zweifeln begann, ehe ich noch einen ernstlichen Angriff darauf gewagt hatte. Indes meine Liebe hatte damals mehr Glück, als ich wünschen konnte. Denn auf den ersten Besuch, wobei sich mein Betragen sehr genau nach Leonorens Befehlen richtete, bekam ich die Erlaubniß, ihr täglich nach der Mittagsmahlzeit aufzuwarten, und ihr die Zeit mit dem Brettspiele zu verkürzen. Da indes meine ungewöhnliche Blödigkeit nebst ihrem ernstlich wiederholten Befehl eine Zeitlang mich von jeder Liebesäußerung zurückgehalten hatten, gab die feurige Leonora endlich selbst Gelegenheit, daß ich meine lauten Seufzer und Klagen kriechend vor ihr äußerte und mich selbst zu erstechen drohte, wosfern sie meine außerordentliche Liebe nicht durch Gegengunst beglückte.

Sie schien hiedurch auf einmal anderes Sinnes zu werden; kurz, wir wurden von derselben Stunde an so ver-

traut mit einander, daß nichts als die priesterliche Einsegnung fehlte, um uns beide zu dem vergnügtesten Paare zu machen. Unterdeß hielten wir unsere Liebe noch so heimlich, daß zwar der ganze Hof von unserer vertrauten Freundschaft zu sagen wußte, die Wenigsten aber glaubten, daß unter uns jungen Personen bereits eine Liebesverbindung bestünde. Auch war Niemand vorhanden, der das eine über das andere zu hindern getrachtet hätte; denn mein einziger Feind, Don Sebastian de Urrez, hatte sich, sobald er wieder genesen, auf eine Reise nach fremden Ländern begeben. So lebte ich nun mit meiner Eleonora über ein Jahr lang sehr vergnügt, und machte mich daneben bei dem Könige und dessen Familie dermaßen beliebt, daß es schien, als säße ich dem Glück ganz im Schooße.

Da unterdeß König Karl der Achte von Frankreich im Jahr 1494 einen Kriegszug gegen Neapel unternommen hatte, fanden sich verschiedene junge vornehme neapolitanische Herren am kastilianischen Hofe ein. Einer derselben hatte die Donna Eleonora de Sylva kaum zum erstenmal erblickt, als ihn die Schönheit derselben noch schneller als mich gefesselt hatte. Ich merkte sehr bald, daß er auß eifrigste dahin strebte, mich aus ihrer Gunst zu verdrängen und sich an meine Stelle zu schwingen; indeß, da ich der Treue meiner Geliebten versichert zu sein glaubte, überdies

einem Fremden aus Höflichkeit etwas nachzusehen verbunden war, so ließ sich mein Herz deshalb von keinem besonderen Kummer anfechten. Allein allmählig begann der hoffärtige Neapolitaner meine Höflichkeit für Zaghaftigkeit zu halten, machte sich daher immer dreister, und riß eines Tages sogar Ekronoren einen Blumenstrauß aus den Händen, den sie mir im Vorbeigehen darreichen wollte. Ich konnte damals weiter nichts thun, als ihm meinen darüber empfundenen Verdruß durch die Augen zu verstehen zu geben, da ich dem Könige so eben rasch folgen mußte. Allein noch denselben Abend kam es unter uns beiden anfangs zu einem höhnischen, sodann aber zu einem schmähenden Wortwechsel, so daß ich mich genöthigt sah, meinen Nebenbuhler für den folgenden Morgen auf ein paar spitze Lanzen und ein wohlgeschliffenes Schwert herauszufodern. Dieser stellte sich darüber sehr vergnügt, und meinte, mit einem so zarten Ritter, als ich zu sein schiene, gar bald fertig zu werden, ungeachtet der Prahler selber die Jünglingsjahre noch nicht ganz zurückgelegt hatte. Indes noch vor Mitternacht ließ mir der König durch einen Officier von der Leibwache befehlen, daß ich bei Verlust seiner königlichen Gnade und meines zeitlichen Glücks mich durchaus mit dem Neapolitaner, welcher ein vornehmer Prinz unter verdecktem Namen sei, in keinen Zweikampf einlassen solle, weil der König unsere

geringfügige Streitsache ehestens selbst beilegen wolle.

Ich hätte darüber rasend werden mögen, mußte aber dennoch gehorchen, weil der Officier Befehl hatte, mich bei der geringsten Widersetzlichkeit sogleich in Verhaft zu nehmen. Eleonora bemühte sich, als ich ihr mein Leid klagte, durch allerlei Schmeicheleien mich zu besänftigen, indem sie mich ihrer Treue vollkommen versicherte, daneben aber herzlich bat, ihr nicht zu verargen, daß sie auf Befehl der Königin gewisser Staatsursachen wegen dem Neapolitaner dann und wann Zutritt nebst einigen geringen Freiheiten erlauben müsse: indeß würde sich schon noch Gelegenheit finden, deshalb an meinem Nebenbuhler Rache zu nehmen, wie sie denn nicht zweifle, daß er sich vor mir fürchte, und deswegen unter der Hand das königliche Verbot selber ausgewirkt habe.

Ich ließ mich endlich, wiewohl mit großer Mühe, etwas besänftigen, allein es hatte keinen langen Bestand; denn da der König die Untersuchung unserer Streitsache verzögerte, und ich dem Neapolitaner allen Zutritt bei Eleonoren möglichst zu verwehren suchte, so geriethen wir bald abermals an einander. Als nämlich der Neapolitaner Eleonoren einst im königlichen Lustgarten an der Hand spazieren führte, warf ich ihm vor: er wisse sich viel besser anzustellen, ein Frauenzimmer, als eine Lanze oder bloßes Schwert an

der Hand zu führen. Er betheuerte hierauf hoch, daß er meine freyen Reden sogleich mit seinem Seitengewehr bestrafen würde, wenn er nicht befürchtete, den Burgfrieden im königlichen Garten zu brechen. Ich gab ihm hierauf mit einem Hohngelächter zu verstehen: es stünde nur bei ihm, mir durch eine kleine Pforte auf einen sehr bequemen Fechtplatz hinaus zu folgen, der nur etwa hundert Schritt entfernt sei, und gar nicht zur Burg gehöre.

Der Neapolitaner machte sogleich Eleonoren, die vor Angst an allen Gliedern zitterte, eine Verbeugung, und folgte mir auf einen ebenen Platz außerhalb des Gartens, wo wir augenblicklich unsere Degen zogen, um einander etliche blutige Kennzeichen auf die Körper zu zeichnen.

Der erste Hieb gerieth mir so glücklich, daß ich meinem Feinde sogleich die Adern am Vorderhaupt öffnete. Da ihm nun das reichlich herabströmende Blut die Augen ziemlich verdunkelte, hieb er so blind auf mich los, daß ich ebenfalls eine kleine Wunde über den rechten Arm bekam; doch da er von mir in der Schnelligkeit noch zwei starke Hiebe empfangen, davon der eine in die Schulter und der andere in den Hals gedrungen war, sank mein feindseliger Neapolitaner ohnmächtig zu Boden. Ich sah mich nach Leuten um, die ihn verbinden und hinweg tragen möchten, besah mich aber augenblicklich von der königlichen Leibwache

umringt, die mir unverzüglich in dem Thurne, worin die Uebertreter der königlichen Gebote zu wohnen pfliegen, mein Quartier anwies. Hier war mir nicht erlaubt, an Jemanden zu schreiben, viel weniger einen guten Freund zu sprechen; doch wurde ich mit den köstlichsten Speisen und Getränken im Ueberflusse versorgt, und meine geringe Wunde wurde von einem Chirurgo täglich zweimal verbunden, so daß sie sich binnen zwölf Tagen zu völliger Heilung schloß.

Eines Abends, als der Chirurgus ohne Weisheit der Wache mich verbunden hatte, und bereits hinweggegangen war, kam er eiligst wieder zurück und sagte: „Mein Herr, jetzt ist es Zeit, Euch durch eine schnelle Flucht selbst zu befreien. Denn außerdem, daß kein einziger Mann von der Wache vorhanden ist, stehen alle Thüren Eures Gefängnisses offen. Darum eilet und folget mir!“ Ich besann mich nicht erst lange, ob etwa dieser Handel mit Fleiß so angestellt wäre, oder nicht, sondern warf augenblicklich meine völlige Kleidung an, und machte mich mit dem Chirurgus in größter Geschwindigkeit auf den Weg. Nachdem ich denselben reichlich beschenkt, gelangte ich ohne weiteren Anstoß in die Behausung des Don Gonsalvo Ferdinando de Cordua, meiner Mutter leiblichen Bruders, dessen Sohn Don Alphonso mir nicht allein sicheren heimlichen Aufenthalt versprach, sondern sich zugleich erbot, alles auszufor-

sehen, was von meiner Flucht bei Hofe gesprochen würde.

Da es nun den Anschein hatte, als sei der König dadurch nur noch heftiger auf mich erbittert worden, indem er meine Wachsoldaten selber gefangen zu sehen, und mich im ganzen Lande aufzusuchen befahl: so merkte ich nur zu wohl, daß in Kastilien meines Bleibens nicht sei. Ich ließ mir daher von meiner Mutter eine hinlängliche Summe Reisegeld übersenden, machte mich sodann heimlich nach Portugal auf, wo ich in dem nächsten Hafen zu Schiffe und nach England hinüber gieng, um daselbst unter König Heinrich dem Siebenten, welcher, wie es hieß, mit den Schotten und einigen Rebellen Krieg anfangen wollte, Waffendienst zu thun. Allein meine Hoffnung betrog mich, indem die Kriegsfeuer noch bei Zeiten in der Asche erstickt wurde. Ich hatte zwar das Glück, dem Könige meine Aufwartung zu machen, und von ihm nicht allein seines mächtigen Schutzes, sondern auch künftiger Beförderung vertröstet zu werden; indes ich konnte leicht errathen, daß das letztere nur leere Worte wären. Da mir überdies der englische Hof gar zu wenig lebhaft vorkam, so hielt ich mich nur wenige Monate daselbst auf, besah hierauf die vornehmsten Städte des Reichs, gieng sodann wiederum zu Schiffe, und reisete durch die Niederlande an den Hof des Kaisers Maximilian, wo damals alles Vergnügen, das sich ein junger Ritter nur

wünschen konnte, in vollem Ueberflusse blühte. Ich erstaunte über die seltene Schönheit des kaiserlichen Prinzen Philipp, und weil ich bald darauf erfuhr, daß derselbe ehestens mit der kastilianischen Prinzessin Johanna vermählt werden sollte, so pries ich dieselbe in meinen Gedanken für die glücklichste Prinzessin, obwohl die nachfolgenden Zeiten und Begebenheiten mich eines ganz andern belehrten:

Unterdeß versuchte ich mein äußerstes, mich in dieses Prinzen Gunst und Gnade zu setzen, weil ich sicher rechnen konnte, daß mein König mich auf dessen Fürsprache bald wieder zu Gnaden annehmen würde. Das Glück war mir hierbei ungemein günstig, indem ich in verschiedenen Ritterspielen sehr kostbare Gewinnste und für meine Jahre großen Ruhm davon trug. Unter solchen Umständen fanden sich indeß gar bald Einige, die dies mit scheelen Augen ansahen, worunter sich besonders ein savoyischer Ritter befand, der außerordentlich tapfer zu sein sich einbildete, und immer Gelegenheit suchte, mit mir im Ernste anzubinden. Er fand diese endlich, und zwar noch eher, als er geglaubt hatte, wurde aber in Gegenwart von mehr als tausend Personen fast tödtlich verwundet vom Plaze getragen, während ich dagegen bei meinen drei leichten Wunden nicht einmal das Bette hüten durfte, sondern mich täglich bei Hofe öffentlich zeigen konnte. Wenige Wochen nachher wurde ein Fran-

zose auf gleiche Weise von mir abgefertigt, weil er in meinem Beisein die spanische Nation mit ehrenrührigen Worten angegriffen. Doch eben diese beiden Unglücksgefährten hezten den dritten Feind auf mich, welcher ebenfalls ein Neapolitaner war, der nicht sowohl den Savoyer und Franzosen, sondern vielmehr seinen in Madrid verunglückten Landsmann an mir rächen wollte.

Er machte ungemein viel Wesens von sich, und bat unseres Zweikampfs wegen sich bei dem Kaiser selber nicht bloß die Erlaubniß, sondern auch, im Fall er mich entleiben sollte, freies und sicheres Geleit aus, welches ihm der Kaiser anfangs abschlug, jedoch endlich auf mein unterthänigstes Bitten zugestand.

Hierauf wurden alle Anstalten zu unserem Mordspiele gemacht, welchem der Kaiser nebst seinem ganzen Hofe zusehen wollte. Wir erschienen demnach beiderseits zu gehöriger Zeit an dem bestimmten Plage, mit Wehr, Waffen und Pferden wohl versehen, brachen unsere Lanzen ohne besondern Vortheil, und griffen hierauf zu den Schwertern, wobei ich gleich anfangs merkte, daß mein Gegner kein ungeübter Ritter sei, indem er mit so heftig zusetzte, daß ich eine ziemliche Weite vollauf zu thun hatte, seine schnellen Streiche abzuwenden. Allein er war sehr dick und ungeschickt, und mattete sich in einer Viertelstunde so heftig ab, daß er lieber

gesehen, wenn ich ihm vergönnt hätte, etwas auszuruhen. Indesß ich mußte diesen Vortheil benutzen, zumal da sich an meiner rechten Hüfte die erste Verwundung zeigte. Deshalb sieng ich an, meine besten Kräfte zu gebrauchen, und führte die nachdrücklichsten Streiche auf seine Sturmhaube, worunter mir einer so miscieth, daß seinem Pferde der Kopf gespalten, und er selber zum Fall gebracht wurde. Ich stieg nun gleichfalls ab, ließ ihn erst wieder aufstehen, und trat dann von neuem mit ihm den Kampf zu Fuße an. Dabei drehten wir uns so oft und so wunderbarlich herum, daß es den Anschein hatte, als ob wir zugleich tanzen und auch fechten müßten, während uns allen beiden das Blut ziemlich stark aus den zerkerbten Harnischen herausdrang. Doch mein Gegner fühlte sich am meisten entkräftet, und begehrte auf einige Minuten Stillstand. Ich vergönnte ihm denselben, und schöpfte dabei neue Kräfte, zumal da ich sah, daß mir der kaiserliche Prinz ein besonderes Zeichen seiner Gnade zeigte. Sobald daher mein Feind sein Schwert wieder schwang, ließ ich mich nicht träge finden, sondern versetzte ihm einen so gewaltigen Hieb in das Haupt, daß er zu taumeln anfieng, und als ich den Streich wiederholte, endlich todt zur Erde stürzte. Ich warf mein Schwert hinweg, und näherte mich ihm, um durch Abnahme des Helms ihm etwas Luft zu schaffen; da indesß das Haupt fast bis auf

die Augen gespalten war, konnte man sehr leicht abnehmen, wo die Seele aus ihm entwichen sei. Daher überließ ich ihn der Sorgfalt seiner Diener, setzte mich zu Pferde, und ritt nach meinem Quartier, wo ich meine empfangenen Wunden, deren ich zwei ziemlich tiefe und sechs etwas leichtere aufzuweisen hatte, gehörig verbinden ließ.

Dieser Glückstreich brachte mir nicht allein am ganzen kaiserlichen Hofe große Achtung, sondern auch des kaiserlichen Prinzen völlige Gunst zuwege, so daß er mich in die Zahl seiner Leibritter aufnahm, und mir eine ansehnliche jährliche Leibrente aussetzte. Zugleich erhielt ich Erlaubniß, nicht nur die vornehmsten teutschen Fürstenhöfe, sondern auch die Königreiche Böhmen, Ungarn und Polen zu besuchen, worüber mir die Zeit geschwinder verstrich, als ich geglaubt hatte, indem ich nicht eher an den kaiserlichen Hof zurück kam, als da die Prinzessin Margarethe unserem kastilianischen Kronprinzen Johannes als Braut zugeführt werden sollte. Da nun der kaiserliche Prinz Philipp dieser seiner Schwester das Geleit nach Kastilien gab, so bekam ich bei dieser Gelegenheit mein geliebtes Vaterland nebst meiner lieben Eleonora wieder zu sehen, indem mich König Ferdinand auf Fürbitte der kaiserlichen und seiner eigenen Kinder zu Gnaden annahm, und den von mir begangenen Fehler ganz zu vergessen versprach.

Es ist nicht zu beschreiben, was Donna Eleonora für eine ungewöhnliche Freude bezeigte, als ich den ersten Besuch bei ihr abstattete. Hierauf wußte sie mich durch ganz neue und sinnreiche Liebkosungen dermaßen zu bestücken, daß meine ziemlich erkaltete Liebe weit feuriger als jemals zu entbrennen begann. Obwohl nun zwar meine besten Freunde mir die bisherige Aufführung derselben ziemlich verdächtig machten, und mich von ihr abziehen trachteten: indem sie nicht allein mit dem Neapolitaner, der sich nach der Wiedergenesung von seinen Wunden noch über ein Jahr lang in Madrid aufgehalten, eine zu enge Vertraulichkeit gepflogen, sondern nächst diesem auch allen andern Fremdlingen verdächtigen Zutritt erlaubt haben sollte, — so war doch nichts im Stande, mich aus ihren Banden zu reißen. So oft ich nämlich von diesen verdrießlichen Dingen auch nur das Geringste erwähnte, wußte sie von ihrer verfolgten Unschuld so viel Wesens zu machen, und ihre Keuschheit sowohl mit starken Bethürungen als mit heißen Thränen so zu verfechten, daß ich ihr in allen Stücken völligen Glauben beizumessen und mich glücklich schätzen mußte, wenn sich ihr aufgeregtes Gemüth durch meine knieende Abbitte und äußersten Liebesbezeugungen wieder besänftigen ließ.

Da nun auf diese Weise jede Eifersucht in mir mit der

Wurzel ausgerottet worden, und sich unsere Herzen aufs neue wieder vereinigt hatten, überdies ich selber am Hofe immer mehr an Achtung stieg, so dünkte mich, daß ich von keinem Mißvergnügen mehr betroffen werden könnte. Nachdem die wegen Vermählung des Kronprinzen angestellten Mitterspiele und andere Lustbarkeiten zu Ende gebracht waren, gab mir der König ein neues Regiment Fußvolk, und damit meine Waffen nicht verrosten möchten, schickte er mich nebst mehreren Andern gegen die um Granada auf dem Gebirge wohnenden Mauren zu Felde, die damals allerlei böse Streiche machten und eine förmliche Empörung im Werke hatten. Dies gereichte mir zum größten Vergnügen, weil ich hiedurch Gelegenheit bekam, meines Vaters frühzeitigen Tod an diesem verruchten Volke zu rächen; auch haben sie im Jahr 1500 und in den folgenden Jahren, da ihre Empörung am heftigsten war, meinen Grimm dermaßen empfunden, daß es den König nicht gereuen durfte, mich dahin geschickt zu haben.

Unterdeß war Ferdinand mit Ludwig dem Zwölften, Könige von Frankreich, über das Königreich Neapel, welches sie vor kurzer Zeit unter sich getheilt, nachdem sie den König Friedrich desselben entsetzt hatten, in Streit gerathen, und mein Vetter Gonsalvo Ferdinand de Cordua, der die spanischen Truppen im Neapolitanischen befehligte, war in

Jahre 1502 so unglücklich gewesen, alles zu verlieren, bis auf die Festung Barletta. Daher schrieb er um schleunige Hilfe, und bat den König, unter andern auch mich, seiner Schwester Sohn, mit dahin zu senden. Der König willfahrte mir und ihm, und so gieng ich am Ende des Jahres zu ihm ab. Mein Vetter, den ich seit vielen Jahren nicht gesehen, empfing mich ungemein liebevoll, und da ich ihm die erfreuliche Nachricht von der baldigen Ankunft frischer Hilfsvölker überbrachte, wurde er desto erfreuter, und zweifelte nicht im geringsten, daß er den erlittenen Nachtheil wieder gut machen werde. Auch ward diese seine Hoffnung nicht getäuscht. Wir schlugen nämlich im folgenden Jahre die Franzosen zuerst bei Cereniola, rückten hierauf vor die Hauptstadt Neapel, die wir glücklich eroberten, und lieferten ihnen abermals ein vortheilhaftes Treffen bei Garigliano, und brachten, nachdem auch die Festung Cajeta eingenommen war, das ganze Königreich Neapel unter Ferdinand's Botmäßigkeit, so daß alle Franzosen mit dem größten Schimpf daraus vertrieben waren. Im nächst folgenden Jahre wollte zwar König Ludwig uns mit einer weit stärkeren Macht angreifen, allein mein Vetter hatte sich in eine solche Verfassung gesetzt, daß ihm nichts abzugewinnen war. Die Franzosen schlossen daher mit unserem Könige Frieden und Bündniß; ja als Ferdinand's Gemahlin Isabella in

demselben Jahre starb, nahm derselbe bald nach eine französische Dame zur Gemahlin, und wollte seinen Schwiegersohn Philipp verhindern, daß durch den Tod des Kronprinzen an die Prinzessin Johanna gekommene Kastilien in Besitz zu nehmen. Doch Philipp drang durch, und Ferdinand mußte nach Aragonien weichen.

Inzwischen hatte sich mein Vetter Gonsalvo zu Neapel in großes Ansehn gesetzt, und regierte daselbst, obwohl zu Ferdinand's Vortheil, wie ein wirklicher König, indem alle Unterthanen Furcht und Liebe vor ihm hegten. Allein sobald Ferdinand die Sache etwas genauer überlegte, entstand bei ihm der Argwohn: ob vielleicht mein Vetter dahin trachtete, dies Königreich in Philipp's Hände zu spielen, oder wohl gar sich die Krone desselben zuzueignen? Deshalb kam er unvermuthet in eigener Person nach Neapel, stellte sich gegen Gonsalvo äußerst gnädig, und genehmigte dessen Einrichtungen im Reiche. Gleichwohl merkte der schlaue Mann, daß des Königs Freundlichkeit nicht von Herzen gehe; indeß, da er sich auf sein gutes Gewissen verließ, reiste er, ohne Schwierigkeiten zu machen, mit dem Könige nach Aragonien, wo er für seine geleisteten Dienste mehr Hohn und Spott als Dank und Ruhm zum Lohne empfing. Ich, der dem Könige ebenfalls verdächtig erschien, mußte meines Veters Unfall zugleich mit tragen. Doch da ich in Ara-

gonien außer des Königs Gunst nichts zu suchen, sondern mein väterliches und mütterliches Erbtheil in Kastilien einzufordern hatte, nahm ich daselbst meinen Abschied, und reisste zu Philipp, bei dessen Gemahlin die Donna Eleonora de Sylva auf's neue in Dienste getreten, und eine ihrer vornehmsten Staatsfräuleih geworden war.

Philipp gab mir sogleich eine Kammerherrnstelle mit einem ansehnlichen Jahrgelalt, und wenige Monate darauf heirathete ich Donna Eleonora. Allein obwohl hierdurch ihr schöner Leib mit dem meinigen vermählt wurde, so fand ich doch in ihrer Umarmung bei weitem nicht das Vergnügen, wovon die Naturkundigen so viel Aufhebens machen, und beklagte heimlich, daß ich auf dergleichen ungewisse Ergößlichkeit mit so vieljähriger Beständigkeit gewartet, und dem vormaligen Zureden meiner Freunde nicht mehr Glauben geschenkt hatte. Indesß ich nahm mir sogleich vor, dieses unglückliche Verhängniß mit möglichster Gelassenheit zu verschmerzen, auch meiner Gemahlin die gegen sie gefaßte Abneigung auf alle Weise zu verbergen, und mein Gemüth neben dem Dienstleistungen gegen das königliche Haus durch andere erlaubte Vergnügungen zu ergößen.

Das Glück aber, welches mir bis in mein dreißigstes Jahr sich ziemlich günstig gezeigt hatte, mochte nunmehr auf einmal beschloffen haben, mir den Rücken zu wenden. Denn

mein König und mächtiger Versorger starb im folgenden Jahre 1506, und die Königin Johanna, welche schon seit einigen Jahren mit denselben Eheleiden behaftet war, die ich in meinen Nbern empfand, jedoch nicht eben solche Arznei als ich gebrauchen wollte oder konnte, wurde, weil man sogar ihren Verstand für zerrüttet hielt, für untüchtig zum Regieren erklärt. Deshalb entstand großer Zwiespalt unter den Großen des Reichs, bis endlich Ferdinand aus Aragonien kam, und mit Zurücksetzung des sechsjährigen Kronprinzen sich die Regierung des Kastilianischen Reichs auf Lebenszeit wieder zueignete.

Ich weiß nicht, ob mich Eigensinn oder Mißtrauen zurückhielt, bei diesem meinem alten und nunmehr erneuerten Herrn um Bestätigung meiner Ehrenstelle und der damit verknüpften Besoldung anzuhalten, wie doch Viele meines gleichen thaten; zumal da er sich sehr gnädig gegen mich zeigte, und mir dies nicht undeutlich zu verstehen gab. In-
 desß ich stellte mich damals in meinen besten Jahren älter, schwächer und kränklicher, als ich war, und bat mir keine andere Gnade aus, als daß mir erlaubt sein möchte, die übrige Zeit meines Lebens auf meinen väterlichen Landgütern in Ruhe zuzubringen, welches mir denn auch ohne Schwierigkeit gestattet wurde.

Meine Gemahlin schien hiemit sehr übel zufrieden zu

sein, weil sie unfehlbar gewisser Ursachen wegen lieber bei Hofe geblieben wäre; jedoch sie sah sich endlich genöthigt, meinem Willen zu folgen, und ergab sich daher ganz geduldig darin. Ich fand meine Mutter nebst der jüngsten Schwester auf meinem besten Rittergute, welche die Haushaltung daselbst in schönster Ordnung führten. Mein jüngster Bruder so wie meine älteste Schwester hatten eine vortheilhafte und vergnügte Heirath geschlossen, und der erste wohnte zwei, die letztere aber drei Meilen von uns. Ich verheirathete demnach gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft die jüngste Schwester an einen reichen und angesehenen Edelmann, der vor etlichen Jahren in meinem Regiment als Hauptmann gestanden hatte und unser Gränznachbar war, die Mutter aber behielt ich mit vielem Vergnügen bei mir. Allein zu meinem Schmerz starb dieselbe ein halbes Jahr darauf plötzlich, nachdem ich ihr die Freude gemacht, nicht allein meinen Schwestern ein größeres Erbtheil auszuzahlen, als sie mit Recht verlangen konnten, sondern auch meinem Bruder die Hälfte aller meiner erblichen Rittergüter zu übergeben, wodurch diese Geschwister betrogen wurden, mich nicht allein als Bruder, sondern als einen Vater zu verehren und zu lieben.

Nunmehr war die Verwaltung der Ländereien von dreibeisammen liegenden Rittergütern mein vergnügtester Zeit-

vertreib; nächstbem ergözte ich mich an Lesung der Geschichten, die in unseren und anderen Ländern vorgegangen waren. Damit mich aber Niemand für einen Geizhals oder Grillenfänger ansehen möchte, so besuchte ich meine Nachbarn fleißig, und ermangelte nicht, dieselben oft zu mir einzuladen, und so kam es denn, daß wenigstens alle Monate eine zahlreiche Gesellschaft vieler vornehmen Personen beiderlei Geschlechts bei mir anzutreffen war.

Mit meiner Gemahlin lebte ich ungemein ruhig und verträglich, und ungeachtet wir beiderseits wohl fühlten, daß einer gegen den andern etwas auf dem Herzen habe, so wurde doch alle Gelegenheit vermieden, einander zu kränken. Am meisten wunderte ich mich, daß die sonst so lustige Donna Eleonora nunmehr ihren angenehmen Zeitvertreib in geistlichen Büchern und im Umgange mit frommen Personen beiderlei Geschlechts suchte. Ich befürchtete immer, sie möchte auf die Gedanken gerathen, sich von mir zu scheiden und in ein Kloster zu gehen, zumal da sie sich von freien Stücken gewöhnte, wöchentlich nur zweimal bei mir zu schlafen. Obwohl sie sich nun in solchen Stunden im Werk der Liebe ganz unersättlich bezeigte, so wollten sich doch von unseren ehelichen Beiwohnungen gar keine Früchte zeigen, so gern ich deren auch gesehen hätte.

Eines Tages, als ich mit meiner Gemahlin auf dem

Felbe herum spazieren fuhr, begegnete uns ein Weib mit einem Knaben von etwa zwölf oder dreizehn Jahren, welche beide in die nahe gelegene Stadt Weintrauben zu verkaufen trugen. Meine Gemahlin bekam Lust, diese Früchte zu versuchen, und ich ließ daher still halten, um etwas davon zu kaufen. Während dessen sagte meine Gemahlin heimlich zu mir: „Seht doch, mein Schatz, den wohlgebildeten Knaben an, der vielleicht sehr armer Eltern Kind ist, und sich dennoch besser zu unserem Bedienten schicken würde, als Manche, die des Brotes kaum werth sind.“ — „Ich nehme ihn,“ versetzte ich, „sogleich zu Eurem Pagen an, dafern es seine Mutter und er selbst zufrieden ist.“ Hierüber wurde meine Gemahlin vor Freude blutroth, sprach nicht bloß die Mutter, sondern auch den Knaben um den Dienst an, und schloß den ganzen Handel mit wenigen Worten ab, so daß der Knabe mit seinem Fruchtkorbe uns sogleich auf das Schloß folgen mußte.

Ich mußte selber gestehen, daß meine Gemahlin an diesem Knaben, welcher sich Caspar Palino nannte, keine üble Wahl getroffen hatte. Denn sobald er sein rothes mit Silber verbrämtes Kleid angezogen, wußte er sich so geschickt und höflich zu benehmen, daß ich ihn selbst gern um mich leiden mochte, und allen meinen Bedienten befahl, bei Verlust meiner Gnade diesem Knaben nicht das Geringste zu

Leide zu thun; weshalb sich denn meine Gemahlin gegen mich ungemein erkenntlich bewies.

Wenige Wochen nachher, als ich einst eben mit verschiedenen Gästen und guten Freunden das Mittagsmahl einnahm, entstand ein gewaltiger Lärm in meinem Hofe. Da nun jeder an das Fenster lief, wurden wir gewahr, daß meine Jagdhunde eine Bettelfrau nebst ihrer etwa neunjährigen Tochter umgerissen, doch eben nicht sehr beschädigt hatten. Meine Gemahlin lief aus Antriebe des Mitleids sogleich hinunter, und ließ die mehr vor Schrecken als vor Schmerz ohnmächtigen armen Leute ins Haus tragen und erquicken, kam sodann zurück und sagte: „Mein Schatz, was für ein wunderschönes Kind ist dieses Bettelmädlein! wosfern Ihr anders die geringste Liebe für mich habt, so vergönnet mir, daß ich dasselbe so wie den artigen Caspar aufziehen kann.“

Ich trug kein Bedenken, ihr dies zu erlauben; worauf denn in kurzem das Bettelmädlein dermaßen herausgeputzt wurde, auch sich so gut in den neuen Staat zu schicken wußte, als ob es dazu geboren und erzogen wäre. Daher konnte sich denn Donna Eleonora täglich so viel Vergnügen mit demselben machen, als ob es ihr leibliches Kind wäre; außerdem aber bekümmerte sie sich wenig oder gar nicht um

ihre Haushaltungsgeschäfte, sondern verwendete ihre meiste Zeit auf einen strengen Gottesdienst, den sie nebst einer heiligen Frau oder sogenannten Beata oftmals in einem verschlossenen Zimmer verrichtete.

Diese Beata lebte sonst für gewöhnlich in dem Hospital der heil. Mutter Gottes in Madrid, hatte, dem Vorgeben meiner Gemahlin zufolge, einen prophetischen Geist, sollte viele Wunder gethan haben und noch thun können, und überdies fast täglicher Erscheinungen der Mutter Gottes, der Engel und anderer Heiligen gewürdiget werden. Sie kam gewöhnlich Abends in der Dämmerung mit verhülltem Gesicht, und brachte öfters eine ebenfalls verhüllte junge Frauensperson mit, die sie für ihre Tochter ausgab. Ein einziges Mal wurde mir vergönnt, ihr bloßes Angesicht zu sehen, da ich denn das Gesicht der Alten außerordentlich häßlich, die junge aber ziemlich wohlgebildet fand. Indes nachmals bekümmerte ich mich nicht weiter um ihren Aus- und Eingang, sondern ließ es geschehen, daß diese Leute, die sowohl ich als meine Gemahlin für scheinbare Narren hielt, oft etliche Tage und Wochen nach einander in einem verschlossenen Zimmer sich aufhielten, und mit den köstlichsten Speisen und Getränken versorgt wurden. Auch hatte ich Ursache, zu der Sache zu schweigen; weil sonst zu befürchten war, meine Gemahlin möchte dereinst beim Sterbefall ihr

bedeutendes Vermögen mir entziehen, und es ihren Freunden zuwenden.

So lebte ich nun mit Donna Eleonora bis ins vierte Jahr, wiewohl nicht eben sonderlich vergnügt, doch auch nicht unzufrieden; bis endlich folgender Vorfall mir meine bisherige Gemüthsgelegenheit völlig raubte, und mein Herz mit Wuth und Rachgier erfüllte.

Apollonia, das vertraute Kammermädchen meiner Gemahlin, ward von ihrer Mitdienerschaft für schwanger ausgegeben, und ungeachtet die ungewöhnliche Fülle ihres Leibes für die Sache zu zeugen schien, so beharrte sie doch fortwährend auf dem Leugnen, bis ich sie endlich in leidlichen Verhaft bringen und Anstalt machen ließ, von ihr die Wahrheit und das Geständniß herauszubringen, wer denn eigentlich Vater zu diesem Kinde sei. Sie blieb indeß fortwährend verstockt. Am vierten Tage ihrer Gefangenschaft meldete auf einmal der Kerkermeister in aller Frühe, daß Apollonia in der vergangenen Nacht plötzlich gestorben sei, nachdem sie vorher Dinte, Feder und Papier gefordert, einen Brief geschrieben, und ihn um aller Heiligen Willen gebeten, denselben mit der größten Behutsamkeit, damit es meine Gemahlin nicht erführe, an mich zu übergeben. Ich erbrach den Brief mit zitternden Händen, weil mir eine

geheime Ahnung bereits nichts gutes prophezeite, und fand darin Folgendes geschrieben:

Gestrenger Herr,

Bernehmet hiermit von einer Sterbenden ein Geheimniß, welches sie bei Verlust ihrer Seligkeit nicht mit ins Grab nehmen kann. Eure Gemahlin Donna Eleonora ist die lasterhafteste Frau von der Welt. Ihre Jungfrauschaft hat sie schon, noch ehe Ihr sie geliebt, dem Don Sebastian de Urrez preisgegeben und für einen kostbaren Hauptschmuck verkauft. Mit dem Euch wohlbekannten Neapolitaner hat sie in Eurer Abwesenheit den Knaben Caspar Palino gezeugt, welcher ihr jezt als Page aufwartet, und das vermeinte Bettelmägdelein Euphrosine ist ebenfalls ihre leibliche Tochter, die sie zu der Zeit, als Ihr gegen die Mauern zu Felde laget, von ihrem Reichwäter empfangen und heimlich zur Welt geboren hat. Lasset Eures Verwalters Menelles Frau auf die Foster legen, so wird sie vielleicht bekennen, wie es bei der Geburt und Erziehung dieser unehelichen Kinder hergegangen. Eure Mutter, die ihr gleich anfangs zuwider war, habe ich auf ihren Befehl mit einem subtilen Gift aus der Zahl der Lebendigen schaffen müssen, Euch selbst aber ist ein gleiches Loos bestimmt, sobald Ihr Eure bisherige Gelindigkeit in größere Strenge verwandeln solltet.

Wie aber ihre wollüstige Begier von Jugend auf unerfättlich gewesen, so ist auch die Zahl der Mannspersonen jeglichen Standes, worunter sich oft sogar die geringsten Bedienten befunden, nicht auszusprechen, die ihre böse Lust bei Tage wie bei Nacht wechselsweise befriedigen müssen, indem sie den öfteren Wechsel in diesen Dingen jederzeit für ihr größtes Vergnügen gehalten. Glaubet übrigens nur ja nicht, mein Herr, daß die sogenannte Beata eine heilige Frau sei; denn sie ist in Wahrheit eine der liederlichsten Kupplerinnen in ganz Madrid; unter der Person aber, die für ihre Tochter ausgegeben wird, ist stets ein verkappter Mönch oder anderer junger Mensch versteckt, der Eure Gemahlin, so oft ihr die Lust bei Tage ankommt, vergnügen, und des Nachts an ihrer Seite liegen muß, und eben darin besteht die sonderbare Andacht, die sie in dem verschlossenen Zimmer verrichtet. Ich fühle, daß mein Ende herannahet, deßhalb muß ich die übrigen Schandthaten unberührt lassen, die indeß von des Menelles Frau entdeckt werden können. Die wenigen noch übrigen Augenblicke meines Lebens muß ich zur Buße und zum Gebet anwenden, um dadurch von Gott zu erlangen, daß er mich große Sünderin seiner Barmherzigkeit genießen lasse. Was ich aber hier von Eurer Gemahlin geschrieben habe, will ich in jenem Leben verantworten, und derselben von ganzem Herzen vergeben, daß sie

gestern Abend die Cornelia zu mir geschickt, die mich nebst meiner Leibesfrucht vermittelst eines vergifteten Apfels unvermerkt aus der Welt schaffen sollen, welches ich nicht eher als eine Stunde nach Genießung desselben empfunden und geglaubt habe. Den Vincentio de Garciano, welcher der Donna Eleonora seit vier Monaten von der Beata als Liebhaber zugeführt worden, hat wider meiner Gebieterin Wissen und Willen seinen Muthwillen auch an mir ausgeübt, wovon ich diese meine unglückselige Leibesfrucht empfangen. Vergebet mir, gnädiger Herr, meine Bosheiten und Fehler, so wie ich von Gott Vergebung zu erhalten hoffe; laffet meinen Leib in keine ungeweihte Erde begraben, und etliche Seelmessen für mich und meine Leibesfrucht lesen, damit Ihr in Zukunft von unsern Geistern nicht beunruhiget werdet. Gott, welcher meine Seele nunmehr zu trösten beginnt, wird Euch dafür nach ausgestandenen Trübsalen und Bekümmernissen wiederum zeitlich und ewig zu erfreuen wissen. Ich sterbe unter den größten Schmerzen als eine bußfertige Christin und als Eure

unwürdige Dienerin Apollonia.

Erwäge Du selbst, der Du dieses liest, wie mir nach Lesung dieses Briefes zu Muth gewesen sein müsse. Ich weiß nur noch so viel, daß ich zwei Stunden lang nicht ge-

wußt habe, ob ich noch auf Erden oder in der Hölle sei; denn mein Gemüth wurde von den heftigsten Bewegungen so gefoltert und gequält, daß ich vor Angst und Bangigkeit nicht zu bleiben wußte. Sobald ich indeß aus dem Hin- und Hergehen der Bedienten schließen konnte, daß Eleonora erwacht sein müsse, suchte ich mich zu fassen, nahm eine verstellte Gelassenheit an, besuchte sie in ihrem Zimmer, und war der erste, der ihr von dem Tode der Apollonia Nachricht brachte. Sie hörte dieselbe mit mäßiger Verwunderung an, und sagte: „die schändliche Dirne hat sich unfehlbar selbst mit Gift hingerichtet, um dem Schimpf und der Strafe zu entgehen. Man muß es untersuchen, und den Körper auf dem Schindanger begraben lassen.“ Allein ich gab zur Antwort: „Wir werden besser thun, wenn wir die ganze Sache unterdrücken und vorgeben, sie sei eines natürlichen Todes gestorben, damit den Leuten und besonders der h. Inquisition nicht Gelegenheit gegeben wird, viel Wesens davon zu machen. Ich werde den Vater Laurentius rufen lassen, und ihm eine Summe Geldes geben, daß er vermöge seiner Klugheit alles unterdrückt; den Körper der Unglücklichen auf den Kirchhof begraben lasse, und etliche Seelmessen für sie lese. Ihr aber, mein Schatz,“ sagte ich weiter, „werdet, so es Euch gefällig ist, die Güte haben, und unterdeß mit mir zu einem unserer Nachbarn reisen, und zwar, wo-

hin Euch beliebt, damit unsere Gemüther wegen dieses verdüßlichen Vorfalls nicht etwa unlustig werden, sondern bei lustiger Gesellschaft sich jeden Unmuth vertreiben können.

Es schien, als ob ihr diese meine Reden ganz besonders angenehm wären. Als ich sie nun fragte, wohin sie für diesmal zu reisen gedächte, schlug sie sogleich den Don Fabio de Canario vor, welcher drei Meilen von uns entfernt wohnte, und keine Gemahlin hatte, sondern sich mit etlichen gutwilligen Dienern behalf, sonst aber ein wohlgebildeter, geschickter und kluger Edelmann war. Ich stugte ein wenig über diesen Vorschlag, Eleonora aber, welche dies sogleich merkte, sagte: „Mein Schatz, ich verlange nicht ohne Ursache, diesen übel berüchtigten Edelmann einmal zu besuchen, um welchen es in der That Schade ist, daß er in so offenbarer Schande und im Laster lebt. Vielleicht können wir ihn durch gutes Zureden auf andere Wege leiten und ihn dahin bereden, daß er sich eine Gemahlin aussucht und dem Laster entsagt.“ — „Ihr habt Recht,“ gab ich zur Antwort, „ja ich glaube, daß Niemand auf der Welt geschickter sein wird als Ihr, um diesen Kavalier zu bekehren, von dessen Lebensweise ich, seinen Hang zur Wollust abgerechnet, sonst sehr viel halte. Besinnt Euch daher auf gute Ermahnungen, ich will unterdeß meine nöthigsten Geschäfte besorgen, und sodann gleich Anstalt zu unserer Reise machen lassen.“

Hierauf ließ ich den Kerkermeister zu mir kommen, und erkaufte ihn mit 200 Cronen zum äußersten Stillschweigen in Hinsicht des Briefes und der ferneren Geschichte Apolloniens, welches er mit einem feierlichen Eide angelobte. Mit dem Pater Laurentius, der mein Beichtvater und Pfarrer war, wurde durch Geld alles geschlichtet, was des todten Körpers wegen zu veranstalten war. Hierauf befahl ich meinem treuesten Leibdiener, daß er während unserer Abwesenheit eine kleine schmale Thür aus einem Nebenzimmer in dasjenige Gemach durchbrechen und heimlich verdecken sollte, wo die Beata nebst ihrer Tochter von meiner Gemahlin gewöhnlich verborgen gehalten wurde, und zwar so, daß Niemand von dem anderen Gesinde etwas davon erführe, auch in dem Gemach selber an den Tapeten nichts zu merken sein möchte. Während dieser Zeit erblickte ich durch mein Fenster, daß die Beata nebst ihrer angeblichen Tochter durch die Hinterthür meines Gartens abgefertigt und fortgeschickt wurde, weshalb ich meinem Leibdiener nochmals alles zeigte und ihn über alles vollkommen verständigte, worauf ich nach eingenommener Mittagmahlzeit mit Eleonoren zu Don Fabio de Canaria abreifte.

Hier wurden mir meine Augen noch mehr geöffnet. Ich sah nämlich ganz klar, mit welchen feurigen Blicken und verliebten Geberden Eleonore und Fabio einander begegneten,

so daß ich leicht schließen konnte, daß sie schon vorher eine genauere Bekanntschaft unter einander gepflogen haben mußten. Dabei mußte ich mich indeß sehr behutsam benehmen, damit die beiden Verliebten nicht das Geringste von meinen Gedanken errathen oder merken möchten. Ich gab ihnen im Gegentheil die beste Gelegenheit, allein beisammen zu bleiben und sich nach ihrer Weise zu vergnügen, wodurch ich nicht nur Eleonoren ganz sicher machte, sondern auch dem Fabio die Meinung beibrachte: ich wolle oder könne gar nicht eifersüchtig werden. Allein dieser Vogel war es nicht allein, den ich zu fangen mir vorgenommen hatte. Er hatte nämlich noch viele andere Edelkente zu sich einladen lassen, unter denen auch mein Bruder nebst seiner Gemahlin sich befand. Diesem vertraute ich auf einem einsamen Spaziergange im Garten, was mir für ein schwerer Stein auf dem Herzen liege, und er ward davon eben so heftig im Innern bewegt, als ich. Gleichwohl verstellten wir uns nach getroffener Verabredung aufs Beste, und stellten uns drei Tage gleich den Uebrigen recht lustig. Am vierten Tage aber reisten wir wieder aus einander, nachdem mein Bruder mir versprochen, sofort bei mir zu erscheinen, sobald ich ihm einen Boten senden würde.

Zwei Tage nach unserer Heimkunft kam die verhüllte Beata nebst ihrer vermeinten Tochter in aller Frühe gewandelt, und wurde von Eleonoren mit vielem Vergnügen em

pfangen. Mein Herz entbrannte von Eifer und Rache. Ich nahm indeß die von meinem Leibdiener getroffene Vorrichtung in Augenschein, und da ich die verborgene Thür ganz wohl angebracht fand, so ließ ich meinen Bruder zu mir entbieten, welcher sich denn auch noch vor Abends einstellte. Meine Gemahlin war bei der Abendmahlzeit außerordentlich aufgeräumt, und scherzte wider ihre Gewohnheit sehr lange mit uns. Als wir indeß nach der Mahlzeit einige Rechnungen durchzugehen uns vornahmen, sagte sie: „Meine Herren, ich weiß, daß Euch meine Gegenwart bei dergleichen ernsthaften Geschäften beschwerlich fällt, daher will ich mit Eurer gütigen Erlaubniß Abschied nehmen, meine Andacht verrichten, und sodann schlafen gehen, da ich ohnehin heute außerordentlich müde bin.“ Wir entließen sie beide mit unverdächtiger Freundlichkeit, blieben noch eine kurze Zeit beisammen sitzen, und begaben uns dann mit zwei Blendlaternen und bloßen Seitengewehren ganz behutsam und still in das Zimmer, wo die neue Thür angebracht war, und worin man durch die kleinen Löcher, die sowohl durch die Bretter als durch die Tapeten geschnitten waren, alles ganz deutlich sehen konnte, was in dem angeblich heiligen Gemache vorgieng.

Hilf Himmel! Welch eine Schande! was für ein scheußlicher Anblick! Meine schöne, fromme, keusche, tugendhafte, ja schon halb heiliggesprochene Gemahlin, Donna Eleonora

de Sylva, gieng mit einer jungen Mannsperson mutternackend im Zimmer auf und ab spazieren, nicht anders, als ob sie bei Verlust ihres Lebens gezwungen wären, den Stand der Unschuld unserer ersten Eltern vorzustellen. Doch wie kann ich hiebei an den Stand der Unschuld denken? oder wie könnte ich aller der unzüchtigen Dinge erwähnen, welche dies seltsame Paar verübte, und die kein tugendliebender Mensch so leicht errathen wird, so wenig als ich selber vorher geglaubt hatte, daß mir dergleichen auch nur im Traume vorkommen könnte.

Mein Bruder und ich sahen diesem schändlichen Lasterspiele länger als eine halbe Stunde zu, binnen welcher Zeit ich etlichemal Willens war, die Thür einzustoßen und das viehische Paar zu ermorden; allein mein Bruder, der diesmal etwas mehr gefast war als ich, hielt mich davon ab, mit dem Bedenken: dergleichen Strafe wäre viel zu gelinde, überdies so möchten wir doch abwarten, was nach diesem unzüchtigen Spaziergange vorgenommen werden würde. Wiesohl nun dies leicht zu errathen war, so warteten wir doch mit erstaunlicher Gelassenheit die rechte Zeit ab. Sobald nämlich ein Jedes von ihnen einen großen Becher ausgeleert, der mit einem sehr angenehmen Getränk, das ihre wollüstige Begier noch vermehren sollte, angefüllt gewesen, sanken sie wie berauschte Furien daneben auf das Lager hin, und trieben

dasselbst solche Unzüchtigkeiten, deren Andenken ich gern auf ewig aus meinen Gedanken verbannt wissen möchte.

„Nunmehr,“ sagte mein Bruder, „haben die Lasterhaften den höchsten Gipfel der schändlichen Lust erstiegen, daher kommet, mein Bruder, und lasset uns dieselben in den tiefsten Abgrund alles Elends stürzen. Jedoch nehmet Euch gleich mir in Acht, daß keines von Weiden tödtlich verwundet werde.“ Hierauf wurde die kleine Thür in aller Stille aufgemacht, wir traten durch die Tapete hinein, ohne von ihnen bemerkt zu werden, bis ich den Schandbuben bei den Haaren ergriff, und aus dem Bette auf den Boden warf. Eleonora that einen einzigen lauten Schrei, und blieb nachher ohnmächtig auf der Stelle liegen. Zu gleicher Zeit kam die ruchlose Beata im bloßen Hemde mit einem Dolche herzugespungen, und hätte mich unfehlbar getroffen, wosern ihr nicht mein Bruder einen so heftigen Hieb über den Arm versetzt, daß dieser davon bis auf eine einzige Sehne durchschnitten und gelähmt wurde. Ich gab meinem Leibdiener ein verabredetes Zeichen, worauf dieser sogleich mit zwei Knechten in dem Nebenzimmer erschien, und die beiden verruchten Fremdlinge, die wir hinein gestoßen, mit Stricken binden und in einen tiefen Keller schleppen ließ.

Eleonora blieb so lange ohne Empfindung liegen, bis ihr die treue Cornelia an dreihundert Streiche mit einer

scharfen Geißel auf den bloßen Leib gegeben hatte. Ich selber nämlich hatte diese Magd gezwungen, ihrer Frau diese kräftige Arznei zu reichen, welche auch so gut wirkte, daß Eleonora endlich wieder zu sich kam, mir zu Fuße fallen und mit Thränen um Gnade bitten wollte. Allein meine bisherige Geduld war jetzt erschöpft. Ich stieß die Freche mit einem Fuße zurück, und befahl der Cornelia, ihr ein Hemde überzuwerfen; worauf ich beide in ein leeres, wohlverwahrtes Zimmer stieß und alles hinweg nehmen ließ, womit sie sich etwa selber Schaden und Leid hätte zufügen können. Noch in eben der Stunde wurde des Menelles Frau ebenfalls gefänglich eingezogen. Ich brachte nun nebst meinem Bruder den übrigen Theil der Nacht mit Berathschlagungen hin, auf was für eine Weise die so wohl begonnene Sache weiter auszuführen sei. Noch ehe der Tag anbrach, begab ich mich hinunter in das Gefängniß zu des Menelles Frau, welche denn sehr bald ohne Folter und Marter alles gestand, was ich von ihr zu wissen begehrte. Hierauf besuchte ich mit meinem Bruder Eleonoren, und gab derselben die Abschrift von Apolloniens Briefe zu lesen, wobei sie etlichemal sehr tief seufzte, gleichwohl aber, ungeachtet unseres Zuredens sich äußerst verstockt zeigte und durchaus kein Wort antworten wollte. Ich ließ daher ihren schändlichen Liebhaber in seiner Blöße, so wie auch die ruchlose Beata herzuführen, wo denn

der Erste alle unsere Fragen richtig beantwortete und bekannte: daß er Don Vincentio de Graciano heiße, und seit vier bis fünf Monaten mit Eleonoren seine schändliche Lust getrieben habe. Daneben bat er, daß ich um seiner Jugend und vornehmen Herkunft willen ihm das Leben schenken möchte.

„Es ist mir,“ versetzte ich, „mit dem Tode eines so lieblichen Menschen, wie Du bist, wenig oder nichts geholfen. Deshalb sollst Du zwar nicht hingerichtet, aber doch so gezeichnet werden, daß Dir die Lust nach fremden Weibern verschwinden, und Dein Leben ein täglicher Tod sein soll.“ Bei diesen Worten gab ich meinem Leibdiener einen Wink, welcher sogleich vier handfeste Knechte hereintreten ließ, die den Vincentio sogleich anpакten und auf eine Tafel banden. Dieser merkte sogleich, was ihm widerfahren würde, und begann daher auf Neue zu bitten, zuletzt aber zu drohen: wie sein Vater, der ein vornehmer Diener des Königs und Mitglied der h. Inquisition sei, diesen Schimpf genugsam rächen werde. Allein es half nichts, sondern meine Knechte verrichteten ihr Amt so, daß er unter kläglichem Geschrei seiner Mannheit beraubt, und nachher wieder gefesselt wurde. Zu meinem größten Verdrusse sah ich, daß Eleonora darüber die bittersten Thränen vergoß, und zuletzt sogar in Ohnmacht sank. Bei mir regte sich indeß nicht das geringste Mitleiden,

sondern ich überließ sie den Händen der Cornelia, der Verschnittene aber mußte nebst der verruchten Kupplerinn zurück ins Gefängniß wandern. Nachher ward auch Cornelia vernommen, die sich indeß aufs Leugnen verließ, und für die Unschuldigste unter allen gelten wollte. Sobald ihr aber die Folterbank nebst den dazu gehörigen Werkzeugen gezeigt wurde, bekannte die lieberliche Dirne nicht bloß, daß sie auf Eleonorens Befehl den vergifteten Apfel bereitet, und Apollonien berebet habe, denselben zu essen; sondern offenbarte überdies noch Manches von den Heimlichkeiten ihrer verstorbenen Mitschwester, was gleichsam Eleonoren zur Entschuldigung gereichen und mich zum Mitleid gegen sie bewegen sollte. Allein alles war vergebens; denn mein Gemüth war so von Grimm und Rache erfüllt, daß ich bloß auf Befriedigung derselben bedacht war. Unterdeß, da ich mich nicht zu sehr übereilen wollte, wurde die übrige Zeit des Tages nebst der darauf folgenden Nacht theils zur reiflichen Betrachtung meines unglücklichen Schicksals, theils zur nöthigen Ruhe verwendet.

Etwa zwei Stunden vor Tages Anbruch, als ich noch im halben Schlummer lag, erhob sich in meinem Hofe ein gewaltiger Tumult. Ich sprang auf, und sah durch's Fenster, wie meine Leute mit etlichen fremden Personen zu Pferde bei Fackelschein kämpften. Mein Bruder und ich war-

fen sogleich unsere Harnische an, und eilten den Unseren zu Hilfe, von denen bereits zwei sehr schwer verwundet auf dem Plaze lagen. Indesß sobald wir mit unseren Schwertern frisch darein schlugen, faßten meine Leute neuen Muth, so daß fünf der unbekanntten Feinde getödtet, und die übrigen sieben verjagt wurden. In diesem Augenblick kam ein Geschrei, daß sich auf der anderen Seite des Schlosses ein Wagen nebst etlichen Reitern zeige, welche Eleonoren und Cornelian, die sich jetzt so eben zum Fenster herab ließen, hinwegführen wollten. Wir eilten insgesammt im Sprunge dahin, und trafen die beiden Frauenzimmer bereits unten auf der Erde bei dem Wagen an. Sofort entstand da abermals ein heftiges Gefecht, wobei drei von meinen Leuten und acht feindliche ihren Tod fanden. Zuletzt wurden dennoch Wagen und Reiter in die Flucht geschlagen, Eleonora und Cornelia aber blieben in meiner Gewalt, und mußten zur Sicherheit sich in ein finsternes Gewölbe verschließen lassen.

Offenbar hatte Cornelia diesen nächtlichen Ueberfall herbeigeführt, indem sie vielleicht Gelegenheit gefunden, irgend eine bekannte treue Person aus dem Fenster anzurufen, und dieselbe mit einem Briefe sowohl an ihre eigene als an Eleonorens Vettern oder Vuhler abzuschicken. Diese hatten denn mehrere Waghälse dazu gezogen, und, um sie zu befreien, diese Fehde gegen mich und die Meinigen angefangen; allein ihr

Erfolg war sehr schlecht, indem sie dreizehn Todte zurück ließen, während ich vor meinen Leuten bloß vier einbüßte. Das Einzige, worüber ich mich wunderte, war, daß während dieses Vorfalls der Keller, worin Beata und der Schandbube lagen, erbrochen worden, und beide Gefangene nirgends anzutreffen waren, wie ich denn auch nachher nie mehr von diesen schändlichen Personen das Geringste erfahren habe.

Ich ließ alle meine Nachbarn bei dem Gedanken, daß mich vergangene Nacht eine Räuberbande überfallen, und da meine Bedienten und Unterthanen über die ganze Sache schwiegen, so wußte Niemand eigentlich, was für eine verzweifelte Geschichte sich in meinem Hause zugetragen. Gegen Mitternacht lief indeß die schlimme Nachricht bei mir ein, daß sowohl Eleonora als Cornelia vermittelst abgerissener Streifen aus ihren Hemden sich aus Verzweiflung an zwei im Gewölbe befindlichen Haken selber erhenkt hätten, und bereits erstarrt und erkaltet wären. Ich kann nicht leugnen, daß ich hierüber höchst bestürzt wurde, indem ich mir vorstellte, daß beide in ihren Sünden zur Hölle gefahren. Während ich aber noch mit meinem Bruder diesen gräßlichen Zufall beseufzte und mit ihm berathschlagte, was nunmehr anzufangen sei, meldete sich ein Bote aus Madrid, der sein Pferd todt geritten hatte, mit folgendem Briefe bei mir an:

Mein Vetter!

Es hat mir ein vertrauter Freund vom Hofe insgeheim mitgetheilt, daß sich entsetzliche Geschichten auf Eurem Schlosse begeben hätten, worüber Jeder, der es hörte, erstaunen mußte. Ihr habt mächtige Feinde, die dem Euch ohnehin schon ungnädigen Könige diese Sache noch heute Abend vortragen und den Befehl auswirken werden, daß der königliche Blutrichter nebst seinen und des h. Officiums Dienern vermuthlich noch morgen vor Mittags bei Euch einsprechen müsse. Daher denket auf Eure Rettung, begehrt Euch bei Zeiten auf die Flucht, und glaubt sicherlich, daß man, Ihr möget nun Recht oder Unrecht haben, dennoch Euer Gut und Blut ausfaugen wird. Reiset glücklich, führet Eure Sache sicher aus, und wisset, daß ich beständig sein werde

Euer getreuer Freund

Don Alphense de Cordua.

Nun galt es Klugheit, bei der Verwirrung meiner Angelegenheiten einen festen Entschluß zu fassen. Jedoch, da jeder Augenblick kostbar war, kam mir endlich der Rath meines treuen Veters am vernünftigsten vor, zumal da mein Bruder denselben gleichfalls billigte. Ich nahm daher einen einzigen treuen Diener zum Begleiter, und ließ zwei der besten Pferde satteln, und so viel Geld und Kleinodien darau

packen, als sie nur zu tragen vermochten. Darauf machte ich mich schnell auf die Reise nach Portugal, nachdem ich nicht allein meinem Bruder all mein übriges Geld und Kostbarkeiten, um es mit auf sein Gut zu nehmen, anvertraut, sondern auch ihm und meinem Leibdiener und anderen Getreuen für alle möglichen Fälle die nöthigen Verhaltensregeln gegeben. Besonders aber trug ich meinem Bruder auf, des Menelles Frau nebst dem Knaben Palino und dem Mägdelein Euphrosine heimlich auf sein Schloß zu schaffen, und sie stets in sorgfältiger Verwahrung zu halten, damit man sie jederzeit als lebendige Zeugen darstellen könne.

Winnen wenigen Tagen gelangte ich auf das portugiesische Gebiet und zu einem Bekannten von Adel, der mir auf seinem wohlbesetzten Landschlosse den sichersten Aufenthalt versprach. Von da aus schrieb ich meine gehaltenen Unfälle mit allen dazu gehörigen Umständen an den König Ferdinand, und bat mir nichts als einen Frei- und Sicherheitsbrief aus, in welchem Falle ich mich denn ohne Zeitverlust vor dem hohen Gerichte stellen, und meine Sache nach den Befehlen des Landes untersuchen und richten lassen wollte. Allein obgleich der König anfangs nicht abgeneigt gewesen, mir einen solchen Brief zu übersenden, so hatten doch Eleonorens und Vincentio's Verwandte nebst meinen anderweitigen Feinden alles verhindert, und den König bewogen, daß

er, nachdem ich auf dreimalige Vorladung mich nicht in das Gefängniß des h. Officiums gestellt hatte, mich für schuldig und strafbar erklärte.

Unter diesen Umständen waren alle Vorstellungen, die ich ihm sowohl schriftlich als durch einige gute Freunde machen ließ, durchaus vergebens; denn meine Güter hatte der König in Beschlag nehmen lassen, und einen Theil von den Einkünften derselben dem h. Officium übergeben. Ich glaube gewiß, daß des Königs Geiz mehr Schuld an diesem meinem gänzlichen Ruin gewesen, als der ganze Vorfall selber. Mein Bruder wurde ebenfalls nicht übergangen, sondern um eine ansehnliche Summe Geldes gestraft; doch hat er meinethalben keinen Schaden gelitten, indem ich ihm alles Geld und Gut, das er auf mein Bitten zu sich in Verwahrung genommen, überlassen, und niemals etwas zurückgefordert habe. So war denn der König, der sich in meiner Jugend zu meinem Versorger aufgeworfen hatte, nachher mein Verderber, welches mich indeß eben nicht Wunder nahm, wenn ich bedachte, wie sein unersättlicher Eigennutz nicht allein alle Großen des Reichs beschränkte, sondern auch die besten Einkünfte der Ordensritter an sich zog.

Dessen ungeachtet schien es, als ob ich noch nicht unglücklich genug wäre, sondern noch ein härteres Schicksal ertragen sollte. Mir schrieb nämlich damals ein vertrauter

Freund, daß Ferdinand meinen Aufenthalt in Portugal erfahren habe, und deshalb Willens sei, nächstens bei dem Könige Emanuel um die Auslieferung meiner Person anzuhalten; im Fall dies Letztere geschehe, so dürfte ich nicht zweifeln, daß ich entweder meinen Kopf verlieren oder wenigstens meine übrige Lebenszeit im Thurne zu Segovia als ein ewiger Gefangener hinbringen würde. Da ich nun weder das eine noch das andere versuchen mochte, und gleichwohl eines von beiden zu befürchten hatte, so entschloß ich mich ganz kurz, mein verlorenes Glück auf der See wieder aufzusuchen. Die Portugiesen hatten damals so eben in der neuen Welt ein großes und vortreffliches Land entdeckt, und es Brasilien genannt; ich gieng daher sofort zu Schiffe, um dasselbe in Augenschein zu nehmen, und, wofern ich es nur irgend angenehm fände, meine übrige Lebenszeit daselbst zuzubringen. Allein das Unglück verfolgte mich auch zur See. In der Gegend der sogenannten Glückseligen Inseln wurden nämlich die acht portugiesischen Schiffe, die mit einander segelten, durch einen heftigen Sturm zerstreut, dasjenige aber, worauf ich mich besand, scheiterte an einem Felsen, so daß ich, um mein Leben zu retten, einen Balken ergriff, und mich mit demselben vier Tage nach einander herumtreiben ließ. Mein Untergang war nahe, da führte der Himmel noch zu rechter Zeit etliche spanische Schiffe in diese Gegend,

welche nebst andern auch mich aufsuchten und erquickten.

Es waren dies die Schiffe des Don Alphonso Hojes und des Don Dibaco de Niquefa, welche beide von dem spanischen Könige als Gouverneure, und zwar der Erste über Carthagena, der Andere über Caragua, in die neue Welt abgeschickt worden waren. Unter allen ihren Leuten war nur ein einziger, der mich von Person kannte, nämlich Don Vasco Nunez di Balboa, der unter Hojes Schiffshauptmann war. Dieser bezeugte sich gegen mich sehr aufrichtig, bewies viele Theilnahme an meinem Unglück, und schwur, daß er wider meinen Willen mich Niemandem je entdecken werde. Ich blieb daher auf seinem Schiffe, wo er mich mit Vorwissen des Hojes zu seinem Schiffelieutenant machte.

Wir erreichten ohne ferneres Ungemach die Insel Hispaniola. Hier rüstete der Gouverneur Hojes vier große und starke nebst etlichen kleinen Nebenschiffen aus, auf welchen wir geradeß Weges hinüber nach der Stadt Carthagena segelten. Dasselbst ließ Hojes den Einwohnern des Landes den königlichen Befehl bekannt machen: daß dieselben von ihrem bisherigen heidnischen Aberglauben ablassen, von den Spaniern das Christenthum nebst guten Sitten und Gebräuchen annehmen, und den König von Kastilien für ihren Herrn anerkennen sollten, widrigenfalls man sie mit Feuer und Schwert verfolgen und in die strengste Slaverie hin-

wegführen würde. Allein diese Leute gaben hierauf sehr freimüthig zur Antwort: daß sie sich um des Königs von Kastilien Gnade oder Ungnade gar nicht bekümmerten; überdies, da die Spanier seit ihrer ersten Ankunft etliche Jahre hindurch nichts als Tyrannei, Geiz, Morden, Blutvergießen, Rauben, Stehlen, Sengen und Brennen nebst andern schändlichen Lastern verübt, trügen sie billig Bedenken, dergleichen verdächtiges Christenthum, Sitten und Gebräuche anzunehmen. Daher möchten wir nur sofort zurückkehren und ihre Gränzen verlassen, widrigenfalls sie sich genöthiget sähen, ihre Waffen zu ergreifen und uns mit Gewalt von bannen zu treiben.

Ich für meine Person konnte diesen vernünftigen Entschluß nicht im mindesten tadeln, zumal da die gottlose und unchristliche Aufführung meiner Landsleute mehr als zu bekannt war. Dessen ungeachtet ließ der Gouverneur sogleich sein Kriegsvolk ans Land steigen, begann aller Orten zu sengen, zu brennen, todtzuschlagen und zu verfolgen, verschonte weder Jung noch Alt, Reich noch Arm, Männer noch Frauen. Meine Hände hüteten sich so viel als möglich, dieses unschuldige Blut vergießen zu helfen, ja ich beklagte von Grund meiner Seele, daß mich ein unglückliches Verhängniß in dies jammervolle Land geführt hatte; denn es dünkte mich unrecht und grausam, auch ganz wider Christi

Befehl zu sein, den Heiden auf solche Art das Evangelium zu predigen. Ueberdies verdroß es mich heimlich, daß der Gouverneur aus bloßer Bosheit den königlichen Befehl, der doch eigentlich nur auf die Cariben oder Menschenfresser zielte, so muthwillig und schändlich mißbrauchte, und nirgends einen Unterschied machte; denn ich kann mit Wahrheit sagen, daß die Indianer auf dem festen Lande und einigen andern Inseln nach ihrer natürlichen Erkenntniß dermaßen ordentlich und tugendhaft lebten, daß mancher Scheinchrist dadurch nicht wenig beschämt wurde.

Nachdem der Gouverneur Hojez um Carthagena herum alles verwüstet und keinen Gegenstand seiner Grausamkeit mehr finden konnte, drang er über zwölf Meilen weit ins Land hinein, streifte überall herum, bekriegte etliche indianische Könige, und hoffte auf diese Weise eine große Beute von Gold und Edelsteinen zu gewinnen, wozu ihm einige gefangene Indianer Hoffnung gemacht. Allein er fand sich hierin gewaltig betrogen. Denn während wir am allerstärksten zu sein wähnten, hatte sich der eine dieser Könige mit seinem auserlesensten Volke in bequeme heimliche Derter versteckt, und setzte uns von da aus so scharf zu, daß wir gezwungen wurden, eiligst die Flucht zu ergreifen, und dem Meere zuzueilten, nachdem wir des Hojez Obristleutenant, Don Juan de la Cossa, nebst vier und siebenzig der tapfersten

Leute eingebüßt, die von den Indianern jämmerlich zerhackt und gefressen wurden.

Dieser Unfall war Ursache, daß der Gouverneur Hojes in dem Hafen vor Carthagena sehr viele Noth und Bekümmerniß auszustehen hatte, zumal da es uns sowohl an Lebensmitteln als an andern höchst nöthigen Dingen zu mangeln begann. Jedoch zu unserem guten Glücke traf Don Didaco de Niquesa nebst etlichen Schiffen bei uns ein, welche mit beinahe acht hundert guten Kriegerleuten und genugsamen Lebensmitteln beladen waren. Sobald er nun den Hojes und dessen Gefährten auf's Neue wieder erquickt hatte, wurde beschlossen, den von den Feinden erlittenen Unfall mit vereinter Macht zu rächen, welches denn auch grausam genug vollführt wurde. Wir überfielen nämlich bei nächtlicher Weile das Dorf, bei welchem de la Cossa nebst seinen Gefährten erschlagen worden, zündeten dasselbe rings herum mit Feuer an, und vertilgten darin Alles, was nur irgend lebendigen Odem hatte, und zwar so, daß von der großen Menge Indianer, die sich in demselben versammelt hatten, nicht mehr übrig blieben, als sechs Jünglinge, die unsere Gefangene wurden. Es meinte nun jeder, in der Asche dieses abgebrannten Dorfes, das aus mehr als hundert Wohnungen bestand, einen großen Schatz an Gold und edeln Steinen zu finden; allein alles Suchen war vergebens, indem fast nichts

als Unflat von verbrannten Körpern und Todtenknochen, aber wenig Gold zum Vorschein kam, weshalb Hojez ganz verdrüsslich zurückzog, und weiter kein Vergnügen hatte, als das, den Tod des de la Cossa und seiner Gefährten gerächt zu haben.

Kurze Zeit nachher beredeten sich die beiden Gouverneure Hojez und Niquesa, daß ein jeder die Landschaft, welche ihm der König zu verwalten übergeben, genugsam auskundschaften und einnehmen wolle. Hojez brach zuerst auf, um die Landschaft Uraba, die ihm nebst dem Hafen von Carthagena zustand, aufzusuchen. Wir landeten zuerst auf einer Insel, welche nachher von uns den Namen Fortis erhielt, wurden aber bald gewahr, daß sie von den wildesten Canibalen bewohnt sei, weshalb denn keine Hoffnung vorhanden war, daselbst Gold zu finden. Indesß fand sich wider Vermuthen doch noch etwas von diesem köstlichen Metall, welches wir nebst zwei gefangenen Männern und sieben Weibern mit uns hinweg führten. Von da aus segelten wir gerades Weges nach der Landschaft Uraba, durchstreiften dieselbe glücklich, und bauten ostwärts in der Gegend Caribana einen Flecken nebst einem wohlbefestigten Schlosse an, wohin man sich zur Zeit einer feindlichen Empörung und eines plötzlichen Ueberfalls sicher zurückziehen und aufhalten konnte. Dessen ungeachtet ließ sich der schon so oft betrogene Hojez abermals betrügen.

Die gefangenen Indianer machten nämlich viel Wesens von einer einträgliehen Goldgrube, welche bei dem, zwölfstaufend Schritt von unserm Schlosse gelegenen Dorfe Tirasi anzutreffen sei. Wir zogen sogleich dahin, und hofften die Einwohner plötzlich zu überfallen und alle zu erschlagen; allein diese empfingen uns so rüstlig mit vergifteten Pfeilen, daß wir mit Zurücklassung einiger Todten und vieler Verwundeten schimpflich die Flucht ergreifen mußten.

Am folgenden Tage kamen wir in einem andern Dorfe eben so übel, ja fast noch schlimmer an; auf dem Rückwege aber begegnete dem Gouverneur Hojez der schlimmste und gefährlichste Streich. Es kam nämlich ein kleiner König, dessen Frau von Hojez gefangen genommen worden, und gab vor, dieselbe mit zwanzig Pfund Goldes auslösen zu wollen, wie denn auch acht Indianer bei ihm waren, welche, unserer Meinung nach, das Gold bei sich trugen. Doch wider alles Vermuthen schoß derselbe einen frisch vergifteten Pfeil in des Gouverneurs Hüfte, und wollte dann mit seinen Gefährten die Flucht ergreifen. Zwar wurden sie von der Leibwache ergriffen und sämmtlich in Stücke zerhauen, allein damit war dem Gouverneur wenig geholfen, weil er in Ermangelung kräftiger Arzneien, die etwa dem Gifte in der Wunde hätten entgegen wirken können, entsetzliche Qual und Schmerzen ausstehen mußte. Er ließ sich, um sein Leben zu retten, etliche-

mal ein glühendes Eisenblech auf die Wunde legen, um das Gift heraus zu brennen, welches das gewisseste und sicherste Mittel bei dergleichen Schäden sein sollte, doch den Hojes gleichwohl nicht zu seiner völligen Genesung verhalf:

Unterdeß kam Bernardino de Calavera mit einem ansehnlichen Schiffe, das sechzig tapfere Kriegsmänner nebst vielen Lebensmitteln mit sich führte, zu uns, und verbesserte unseren damaligen gefährlichen und bedürftigen Zustand nicht wenig. Da aber auch diese Lebensmittel fast aufgezehrt waren, und das Kriegsvolk nicht den geringsten glücklichen Erfolg von des Hojes Unternehmungen sah, siengen sie an, einen förmlichen Aufstand zu erregen. Hojes glaubte zwar denselben dadurch zu stillen, daß er sie auf die Ankunft des Don Martin Enciso verträöstete, dem er befohlen, uns mit einem Lastschiffe voll Mundvorrath hieher zu folgen; indeß die Kriegskleute, welche diese Verträöstungen, so guten Grund sie auch hatten, in Zweifel zogen, und für leere Worte hielten, beredeten sich heimlich, zwei Schiffe von den unsrigen zu entführen, und mit denselben nach der Insel Hispaniola zu fahren.

Sobald Hojes diese Verschwörung entdeckt hatte, gedachte er dem Unheil vorzubauen, und that den Vorschlag, daß er selber eine Reise nach Hispaniola antreten wolle. Zugleich bestellte er den Don Francisco de Pizarro in seiner

Abwesenheit zum Obristlieutenant, mit dem Bedeuten, daß, wofern er innerhalb funfzig Tagen nicht wieder bei uns einträfe, ein jeder die Freiheit haben sollte, hinzugehen, wohin er wolle. Seine Hauptabsicht war, sich auf Hispaniola durch verständige Kerzte von seiner Wunde völlig heilen zu lassen, und dann zu erforschen, was den Don Anciso abgehalten hätte, uns mit dem bestellten Mundvorrath zu folgen. Daher stieg er in das Schiff, welches Bernardino de Galavera heimlich und ohne Erlaubniß des Oberadmirals aus Hispaniola entführt hatte, und segelte mit demselben nach der erwähnten Insel ab.

Wir Zurückgebliebenen warteten mit Schmerzen auf seine Wiederkunft. Da indeß nicht allein die funfzig Tage, sondern mehr als zweimal so viel verstrichen waren, und wir binnen der Zeit vieles Ungemach, sowohl durch feindliche Unfälle als durch Hungersnoth, erlitten hatten, theilte sich alles in die beiden zurückgelassenen Schiffe des Hoiez, um ihren Gouverneur selber in Hispaniola aufzusuchen.

Skaum hatten wir das hohe Meer erreicht, als uns ein entfesslicher Sturm überfiel, welcher das Schiff, worin unsere Mitgenossen saßen, in einem Augenblick umstürzte, und in den Abgrund versenkte, so daß kein einziger zu retten war. Wir übrigen suchten dergleichen Unfällen zu entgehen, und landeten daher bei der Insel Fortis, wo wir indeß von den

Pfeilen der wilden Einwohner so unfreundlich empfangen wurden, daß wir es für unser größtes Glück schätzten, noch bei Zeiten das Schiff zu erreichen und von dannen zu segeln.

Während wir nun unter so kümmerlichen Umständen unsere Fahrt nach Hispaniola fortsetzten, begegnete uns wider Verhoffen der oberste Gerichtspräsident Don Martin Anciso, welcher nicht allein auf einem Lastschiffe allerlei Nahrungsmittel und Kleider, sondern auch in einem Nebenschiffe gute Kriegsmannschaft mit sich führte. Seine Ankunft war uns ungemein tröstlich. Da er aber nicht glauben wollte, daß wir von unserem Gouverneur Hojez verlassen wären, sondern uns für Aufrührer und abtrünnige Leute ansah, so mußten wir uns gefallen lassen, zuerst eine Zeitlang in der Mündung des Flusses Novus zwischen dem Karthagenischen Port und der Landschaft Euchibacoam bei ihm still zu liegen, sodann aber in seiner Begleitung nach der Landschaft Uraba zurückzusegeln, weil er uns weder zu Niquesa noch nach Hispaniola führen wollte, sondern vorgab, er müsse uns alle vermöge seiner Amtspflicht durchaus in des Gouverneurs Hojez Provinz zurückbringen, damit dieselbe nicht ohne Besatzung bliebe.

Demnach richteten wir unseren Lauf dahin; allein es schien, als ob das Glück allen unsern Anschlägen zuwider wäre. Als nämlich Anciso's bestes Schiff in den etwas engen Hafen einlaufen wollte, scheiterte es durch Unvorsichtig-

keit des Steuermanns, so das aller Mundvorrath, Kriegsgeräth, Gold, Kleinodien, Pferde und andere Thiere zu Grunde sanken, die Mannschaft aber nur sehr kümmerlich ihr Leben rettete.

Endlich, nachdem wir uns etliche Tage mit Wurzeln, Kräutern und herben Baumfrüchten des Hungers erwehret, wurde beschlossen, etwas tiefer ins Land hinein zu rücken, und lieber heldenmüthig zu sterben, als so schändlich und verächtlich zu leben. Doch kaum hatten wir vier Meilen Weges zurückgelegt, so begegnete uns eine erstaunliche Menge wohlbewaffneter Indianer, die unsern tapfern Vorsatz bald wieder zernichteten, und uns über Hals und Kopf mit ihren vergifteten Pfeilen an das Gestade des Meeres, wo unsere Schiffe standen, wieder zurück jagten.

Die Bekümmerniß über diesen neuen Unfall war gleichwohl nicht so groß, als die Freude, die uns von einigen gefangenen Indianern durch die Nachricht gemacht wurde, daß oberhalb dieses Meerbusens eine Landschaft liege, die an Früchten und allen nothdürftigen Lebensmitteln Alles im höchsten Ueberflus hervorbringe. Don Anciso sah sich also gezwungen, uns dahin zu führen. Die dastigen Einwohner hielten sich anfangs ziemlich ruhig; sobald wir aber anfiengen, in diesem gesegneten Lande Häuser zu erbauen und unsere Wirthschaft ordentlich einzurichten, brach der König Camac-

cus mit seinen Leuten auf, und versuchte uns fremde Gäste aus dem Lande zu jagen. Es kam zu einem harten Treffen, welches den ganzen Tag hindurch bis in die späte Nacht währte; doch erhielten wir am Ende den Sieg, jagten den zerstreuten Feinden nach, und machten Alles, was wir einholten, auf das Grausamste nieder.

Nunmehr fand sich nicht nur ein großer Ueberfluß an Brot, Früchten und Wurzeln und anderen nothwendigen Dingen, sondern überdies in den Gebüsch und Sümpfen über dritthalb tausend Pfund gediegen Gold, nebst Leinwand, Bettdecken, und allerlei metallenes, auch irdenes und hölzernes Geschir und Kässer, welches der König unserer Feinde unfertwegen dahin verstecken und vergraben lassen. Hier ließ Don Anciso nachher eine Stadt und Kirche, welche er Antiqua Darienis nannte, aufbauen, und zwar wegen eines Gelübdes, das er der Sancta Maria Antiqua, die zu Sevilla besonders verehrt wird, noch vor der Schlacht gethan hatte. Unterdeß ließ Don Anciso unsere zurückgelassenen Leute in zwei Schiffen herbeiholen, unter denen sich auch mein besonderer Freund, der Hauptmann Don Vasco Nunez di Balboa, befand, welcher nunmehr von seiner, durch einen vergifteten Pfeil empfangenen Wunde wieder völlig hergestellt war. Da es nun wegen der erbeuteten Güter zur gehörigen Theilung kommen sollte, und ein jeder merkte, wie Don

Enciso als ein eigennütziger Geizhals überaus unbillig handelte, indem er sich selbst weit größere Schätze zu eignete, als ihm von Rechts wegen zukamen, entstand darüber unter dem Kriegsvolk zuerst ein heimliches Gemurmel, welches sodann in einen öffentlichen Aufruhr übergieng, da sich die besten Leute zu dem Balboa schlugen, und ihn zu ihrem Oberhaupt erwählten. Zwar gab der Anhang Don Enciso's dem Balboa Schuld, daß er von Natur ein aufrührerischer und unnützer Mensch sei, dessen Herrschsucht bloß allerlei Unheil anzustiften trachte; allein so viel ich die ganze Zeit meines Umgangs an ihm bemerkt, war er ein Mann von besonderer Tapferkeit, der sich vor Niemandem scheute, und daher das Unrecht, das ihm und den Seinigen geschah, unmöglich verschmerzen konnte, sondern sich dafür auf alle mögliche Art zu rächen suchte, wiewohl er hiebei niemals den Respekt und Vortheil des Königs von Kastilien aus den Augen setzte.

In diesem Lärm kam Don Rodriguez Colmenarez mit zwei Schiffen aus Hispaniola zu uns, die nicht nur mit frischem Kriegsvolk, sondern auch mit vielem Mundvorrath beladen waren. Dieser meinte den Hojes hier anzutreffen, von welchem er erfahren, daß er nebst seinem Kriegsvolk sich in großer Angst und Noth befände; er fand indeß Alles in der größten Verwirrung, indem sich Enciso und Balboa um die Oberherrschaft stritten, und jeder seinen besondern Anhang

hatte. Um nun jeden ferneren Streit und weiteres Blutvergießen zu verhüten, segelte Colmenarez wieder zurück, um seinen Vetter Don Didaco de Niquesa herbeizuholen, welcher die streitenden Parteien vergleichen, und den Oberbefehl über alle Andere übernehmen sollte.

Colmenarez war so glücklich, den Niquesa gerade zu rechter Zeit anzutreffen, und zwar in der Gegend, die von ihm selber *Nomen Dei* benannt worden, wo der arme Niquesa nackt und bloß nebst seinen halb todt gehungerten Leuten umherirrte. Indes, nachdem ihn Colmenarez nebst 75 Kastilianern zu Schiffe und auf die rechte Straße gebracht, kam er unverhofft bei uns in *Antiqua Dariensis* an. Kaum war er hier ans Land gestiegen, als es auch schon ruchtbar wurde, wie schmähtlich und schimpflich er sowohl von *Anciso* als *Walboa* geredet, und gedroht, diese beiden nebst andern Hauptleuten theils ihrer Klemmer und Würden zu entsetzen, theils aber an Geld und Geld aufs Schärfste zu strafen. Doch eben diese Drohungen gereichten ihm zum größten Unglück. Denn beide Theile wurden dadurch so heftig gegen ihn erbittert, daß sie den armen Niquesa nebst seinen Leuten wieder zurück in sein Schiff und unbarmherziger Weise ohne Lebensmittel aus der Gegend fortjagten.

Einige Monate später habe ich etliche von seinen Gefährten in der Landschaft *Borota* getroffen, die mir erzähl-

ten, daß er nahe bei dem Flusse nebst etlichen der Seinen von den Indianern erschlagen und gefressen worden sei, weshalb sie auch diesen Fluß Rio de los Perdidos, das ist den Fluß des Verderbens nannten, und mir einen Baum zeigten, in dessen glatte Rinde folgende Inschrift in lateinischer Sprache eingeschnitten war: „Hier ist der von traurigem Umherirren ermüdete, unglückliche Dibaco Niquesa angekommen.“

Um indeß wieder zu meiner Geschichtserzählung zurückzukehren, — nach Niquesa's Vertreibung mußten wir abermals den größten Kummer, Noth und Hunger ausstehen, da des Colmenarez mitgebrachter Mundvorrath gar bald aufgezehrt war, so daß wir wie hungrige Wölfe überall umherliefen, und Alles hinwegraubten, was nur irgend in den umliegenden Landschaften anzutreffen war. Endlich, nachdem Balboa einen Anhang von mehr als hundert und fünfzig der auserlesensten Kriegskente beisammen hatte, gab er öffentlich zu verstehen, daß er nunmehr, da der Gouverneur Hojes allem Vermuthen nach umgekommen, unter keines andern Menschen Kommando stehen wolle, als welcher eine eigene Ernennung vom Könige selber aufzuweisen habe. Anciso dagegen trugte auf seine Obergerichts-Präsidentenstelle. Da aber sein Beglaubigungsbrief vielleicht im letzten Schiffbruche mit versunken war, oder er, wie andere mein-

ten, wohl gar keinen gehabt hatte, fand Balboa desto mehr Ursache, sich demselben nicht zu unterwerfen, und sobald Anciso sein Ansehn mit Gewalt zu behaupten Miene machte, überfiel ihn Balboa plötzlich, ließ den prahlerischen Geizhals in Ketten und Banden legen, und theilte dessen Gold und Gut der königlichen Kammer zu. Indes, da ich und andere gute Freunde dem Balboa sein allzu hitziges Verfahren glimpflich vorstellten, besann er sich bald eines andern, bereute seine jähzornige Strenge, stellte den Anciso wieder auf freien Fuß, gab ihm sein Gold und Gut ohne Verzug zurück, und hätte sich vielleicht ganz mit demselben ausgesöhnt, wenn dieser nicht zu erbittert gewesen wäre. Wenige Tage nachher segelte Anciso mit seinen Anhängern von uns hinweg, und hinterließ die Drohung, daß er sich in Kastilien bei dem Könige selber über den Balboa beklagen werde. Doch der letztere lehrte sich an nichts, sondern brachte sein sämtliches Kriegsvolk in gehörige Ordnung, setzte über sie zuverlässige Befehlshaber, auf deren Treue er sich verlassen konnte, unter denen außer mir auch Don Rodriguez Colmenarez sich befand, und begann sein und unser Glück mit vollem Ernste zu suchen.

Coiba war die erste Landschaft, die von uns angegriffen wurde, und der König derselben, Careta, der unter dem Vorwande des Mangels Mundvorrath und andere Bedürfnisse

herzugeben sich weigerte, mußte sich mit Weib, Kindern und allem Hofgesinde nach Darien abführen lassen.

Unterdeß fand Balboa sowohl als die übrigen für nöthig, den Baldivia und Zamudio nach Hispaniola zu senden. Der erstere sollte bei dem Oberadmiral Don Dibaco Columbus den Balboa bestens empfehlen, und um schleunige Unterstützung an Mundvorrath und anderen Bedürfnissen bitten; Zamudio aber war befehligt, eiligst nach Kastilien zu segeln und die Streitigkeiten, welche zwischen Balboa und Anciso vorgefallen, aufs Beste zu entschuldigen. Unterdeß wurde Careta, der König von Coiba, wieder auf freien Fuß gestellt, doch unter der Bedingung, daß er nicht allein unser Kriegsvolk mit Speise und Trank versehen, sondern auch dem Balboa in dem Kriegszuge wider den benachbarten König Poucha beistehen und die rechten Wege zeigen sollte. Da nun Careta mit Poucha, als seinem ärgsten Feinde, beständig Krieg geführt, und von ihm früher sehr in die Enge getrieben worden, so nahm er diese Gelegenheit, sich zu rächen, mit Freuden an, zog mit seinen Leuten, welche mit langen hölzernen Schwertern und sehr spitzigen Wurffspießen bewaffnet waren, stets voraus, um den Poucha unversehens zu überfallen. Allein dieser hatte unseren Anzug noch bei guter Zeit erfahren und die Flucht ergriffen; gleichwohl fanden wir daselbst einen bedeutenden Vorrath

an Lebensmitteln und anderen trefflichen Sachen, so wie auch etliche dreißig Pfund feines Gold.

Nach dieser glücklichen Unternehmung ward der König Comogrus von uns überfallen, mit welchem wir aber auf des Königs Careta Unterhandlung Bündniß und Frieden schlossen. Dieser Comogrus hatte sieben wohlgebildete Söhne, von denen der älteste einen ganz vorzüglichen Verstand hatte, und nicht nur vieles Gold und Kleinodien unter uns austheilte, sondern auch Anschläge gab, wo wir diese köstliche Waare im Ueberfluß antreffen könnten. Uebrigens ließ sich Comogrus nebst seiner ganzen Familie bewegen, den christlichen Glauben anzunehmen, und empfing in der Taufe den Namen Carolus. Nachdem auf diese Weise das Freundschaftsbündniß mit ihm um so' fester geschlossen worden war, zogen wir wieder nach Antiqua Darienis zurück, woselbst Baldivia zwar wiederum aus Hispaniola angelangt war, aber nur wenig Lebensmittel, sondern bloß die Hoffnung mitgebracht hatte, daß wir ehestens alles Nöthige in reichlichem Maße empfangen sellten.

Das Elend wurde nun von neuem unter uns sehr groß, zumal da unsere Ernte durch ungewöhnlich große Wasserfluthen zu Grunde gerichtet, und alle umliegenden Landschaften bereits ausgezehrt waren. Die Noth trieb uns daher zu unserer großen Gefahr in das Mittelland hinein,

nachdem wir am 9. December des Jahres 1511 den Valdivia mit vielem Golde und vielen Schätzen, die für den König Ferdinand gesammelt worden waren, über Hispaniola nach Spanien zu segeln abgefertigt hatten.

In diesem mittägigen Lande trafen wir etliche Häuser an, aus denen ein kleiner König, Namens Dabalba, nebst seinem Hofgesinde und seinen Leuten entflohen war, und nur wenige Lebensmittel, dagegen aber sehr viel Hausgeräth, Waffen, und etliche Pfund gearbeitetes Gold zurückgelassen hatte. Auf unserer weiteren Fahrt brachte uns ein gewaltiger Sturm um drei Schiffe, die mit allem Volk und Geräth zu Grunde giengen.

Sobald wir mit Kummer und Noth ans Land gekommen waren, wurde der König Abenamachejus angegriffen, dessen Hofsager aus mehr als fünfhundert wohlgebauten Hütten bestand. Er wollte mit den Seinigen die Flucht ergreifen, mußte aber endlich Stand halten, und sich nach einer blutigen Schlacht nebst seinen besten Leuten gefangen geben. Dieser König hatte in der Schlacht einem von unsren Kriegsknechten eine leichte Wunde beigebracht, welches den Potterbuben dermaßen verdross, daß er ihm, obwohl er doch bereits sein Gefangener war, schleunig den Arm vom Leibe herunter hieb. Balboa ward über diese That so aufgebracht, daß er den Knecht bis auf den Tod prügeln ließ.

Nachdem dieser Sieg und herrliche Beute erlangt worden war, führte uns ein nackender Indianer in die große Landschaft des Königs Abibaiba, der seinen Sitz auf einem sehr hohen und dicken Baume angelegt hatte, da er wegen häufiger Ueberschwemmungen nicht wohl auf dem Erdboden wohnen konnte. Dieser König wollte sich weder durch Bitten noch durch Drohworte bewegen lassen, von diesem hohen Gebäude herabzusteigen; sobald indeß die Unseren Anstalt machten, den Baum umzuhauen, kam er nebst zwei Söhnen herunter, und ließ seine übrigen Hofbedienten in der Höhe zurück. Wir schlossen mit ihm Frieden und Bündniß, und begehrten von ihm eine mäßige Schakung an Lebensmitteln und an Gold. In Hinsicht des letzteren schükte er einen großen Mangel vor; da er von uns indeß nur um so heftiger angesprochen wurde, etliche Pfunde uns zu schaffen, versprach er nebst etlichen seiner Leute auszugehen, und uns binnen sechs Tagen mehr zu bringen als wir verlangt hätten. Allein er gieng davon, und ist uns nachher nie mehr vor die Augen gekommen. Da wir uns also von ihm betrogen sahen, wurde aller Vorrath an Speise, Wein und andern guten Sachen hinweg geraubt, wodurch unsers ermatteten Leiber nicht wenig erquickt und zu der ferneren mühsamen Reise gestärkt wurden.

Mittlerweile hatten sich fünf Könige, nämlich der eben

genannte Abibaiba, Cemachus, Abraibes, dessen Schwager Abenamachejus und Dabaiba zusammen verschworen, und mit vereinter Macht plötzlich zu überfallen und gänzlich zu vertilgen. Glücklicher Weise hatte Balboa unter seinen gefangenen Frauenzimmern eine außerordentlich schöne Jungfrau, die er vor allen andern herzlich liebte. Diese hatte kaum den blutigen Anschlag von ihrem Bruder erfahren, als sie auch sogleich von ihrer Liebe angetrieben wurde, dem Balboa alle wider ihn gemachten Anschläge zu offenbaren. Sofort theilte nun derselbe sein Volk in zwei Haufen. Er selber gieng nebst mir und etlichen siebzig Mann auf die vertheilten Haufen der versammelten Indianer los, zerstreute sie und bekam sehr viele von den Dienern der Könige gefangen, die wir mit zurück in unser Lager führten; Don Colmenarez aber mußte mit vier Schiffen auf den Flecken Tirichi losgehen, wo er so glücklich war, denselben unvermuthet zu überfallen, und der Indianer ganze Kriegsrüstung, die daselbst zusammengebracht war, zu vernichten, auch eine große Beute an Mundvorrath, Gold, Wein und brauchbaren Geräthschaften zu machen. Ueberdies jagte er allen Anführern und Feinden einen großen Schrecken ein, indem ihr oberster Feldherr an einen Baum gehängt und mit Pfeilen durchschossen, außerdem aber noch andere indianische Befehlshaber andern zum Beispiel auf's grausamste hinger-

richtet wurden. So verkehrte sich denn alle unsere bisherige Gefahr, Unruhe und Bekümmerniß in lauter Friede, Ruhe, Lust und Freude.

Hierauf nahmen wir unseren Rückweg nach der urbanischen Landschaft, woselbst nach vielen Berathschlagungen endlich beschlossen wurde, daß Don Rodriguez Colmenarez nebst dem Don Juan de Quicedo nach Hispaniola, und von da zum Könige von Kastilien abgesandt werden sollten, um an beiden Orten ordentlichen Bericht von unseren siegreichen Unternehmungen abzustatten, und zu veranlassen, daß wir, durch etwa tausend Mann und allen Zubehör verstärkt, den Zug in die goldreichen Landschaften gegen Mittag sicher unternehmen und dieselben unter des Königs von Kastilien Botmäßigkeit bringen könnten. Denn Baldivia und Zamudio wollten nicht wieder zum Vorschein kommen, woraus zu schließen war, daß sie vielleicht auf der See verunglückt sein möchten. Dennoch giengen Colmenarez und Quicedo im October des Jahres 1512 unter Segel, nachdem sie versprochen, sich ohne Säumniß wieder auf den urbanischen Küsten einzufinden. Allein, als Balboa beinahe elf Monat auf die Ankunft dieser beiden Männer vergeblich gewartet hatte, und dann erfuhr, daß nächstens Don Pedro de Arias als königlicher Gouverneur über die urbanische und angrenzende Landschaft bei uns eintreffen würde, trieb ihn sowohl

die bereits erlangte Ehre als auch das Verlangen, die mittägigen goldreichen Länder zu entdecken, so weit, daß er mit den Oberhäuptern der Landschaften zu Rathe gieng, und den gefährlichen Zug dahin mit etwa zweihundert Kriegerleuten unternahm, ungeachtet ihm nicht bloß von des Cozogrus Sohne, sondern auch von andern indianischen Königen gerathen wurde, diesen Zug mit nicht weniger als tausend Mann zu wagen, weil er daselbst ungemein streitbare Völker antreffen würde.

Es war der 4. September des Jahres 1513, als wir mit drei großen und zehn kleinen Schiffen absegelten, und zum erstemal wieder bei der Landschaft Coiba anlandeten. Hier ließ Balboa die Schiffe nebst einer Besatzung zurück, wir aber zogen hundert und siebenzig Mann stark fort, und wurden von den Wegweisern, die uns der König Careta beigegeben, in das Königreich des Poncha geführt, der endlich sich entschloß, unser Freund und Bundesgenosse zu werden. Nachher haben wir viele andere Könige, als den Quarequa, Chiapes, Coquera und andere theils durch Güte, theils aber auch durch Gewalt zum Gehorsam gebracht, hierauf am 18. October dieses Jahres das mittägige Meer entdeckt, und um diese Gegend einen erstaunlichen Schatz an Gold und Edelsteinen zusammengebracht.

Bei diesem glücklichen Fortgange unserer Unterneh-

mungen bezeigte sich Balboa so dankbar gegen Gott und gegen seine Gefährten, daß Niemand Ursache hatte, über ihn zu klagen. Eines Tages, als er mich an einem einsamen Orte ziemlich betrübt und in Gedanken vertieft antraf, umarmte er mich mit ganz besonderer Freundlichkeit und sagte: „Warum so mißvergnügt, mein bester Herzensfreund? fehlt Euch etwa Gesundheit, so habe ich Ursache, Euch zu beklagen, sonst aber, wosern Gold, Perlen und Edelsteine Euren Kummer zu stillen vermögen, so steht Euch von meinem Antheil so viel zu Diensten, als Ihr verlangt.“ Ich gab ihm hierauf zu verstehen, daß ich an dergleichen Kostbarkeiten bereits mehr gesammelt, als ich bedürfte, und mich wenigstens fünfmal reicher schätzen könnte, als ich vorher in Kastilien gewesen; mein jetziges Mißvergnügen rühre von nichts anderem her, als daß ich mich vor der Ankunft meines abgesagten Feindes, des Don Pedro de Arias fürchtete. Da ich nämlich noch keinen Vergnadigungsbrief vom König Ferdinand aufzuweisen hätte, so würde mir derselbe allen nur ersinnlichen Schaden zufügen, und wenigstens verhindern, daß ich auch in dieser neuen Welt weder zu Ehren noch zur Ruhe kommen könnte. Balboa sieng hierüber an zu lachen, und sagte: „Habt Ihr sonst keine Sorge, mein werthester Freund, so entslaget Euch nur auf einmal aller Grillen, und glaubet sicherlich, daß es nunmehr mit uns beiden keine

Noth hat; denn die Dienste, welche wir dem Könige durch Entdeckung dieses mittägigen Meeres und der goldreichen Länder geleistet haben, werden schon würdig sein, daß er Jedem von uns mit einer ansehnlichen Statthalterschaft über diese Lande begabt, die binnen wenigen Jahren so einzurichten sind, daß wir unsere übrige Lebenszeit hier vergnügter zubringen können, als in Kastilien selbst. Es sei Euch," fuhr er fort, „im Vertrauen gesagt, daß ich in kurzer Zeit selber eine Reise nach Spanien zu thun Willens bin; da will ich mir denn Eure Sache noch mehr angelegen sein lassen, als die meinige, und so zweifle ich denn nicht im geringsten, Euer und mein Glück zu befestigen."

Diese angenehmen Zusicherungen machten mich auf einmal in der Seele vergnügt, so daß ich den Valboa umarmte, mich für seine gute Fürsorge im voraus herzlich bedankte, und ihm versprach, Zeit Lebens sein treuer Freund und Diener zu bleiben. Er entdeckte mir hierauf, daß er noch Willens sei, den mittägigen Meerbusen, den er St. Michael genannt hatte, nebst den so reich beschriebenen Perleninseln auszukundschaften, nachher aber sogleich den Rückweg nach Uraba anzutreten, welchen Plan ich nicht allein sehr passend fand, sondern auch daran Theil zu nehmen versprach. Dieser Meerbusen sollte sich, nach der Aussage des indianischen Königs Chiapes, hundert und sechzig Mei-

len weit von dem festen Lande bis zu dem äußersten Meereschlunde erstrecken. Deshalb wurden die nöthigen Ankerten zu der Fahrt gemacht. Obwohl nun zwar der König Chiapes uns dringend davon abrieth, indem er bemerkte, daß um diese Zeit zwei bis drei Monate nach einander die See heftig zu stürmen und zu wüthen pflegte, so wollte doch Balboa durchaus nicht davon absehen, sondern ließ etliche indianische kleine Schiffe zurecht machen, in welche wir uns mit einigen achtzig der muthigsten Kriegskente setzten und von dannen segelten.

Indeß das unerforschliche Verhängniß hatte nunmehr beschlossen, mich für diesmal von Balboa, und nach etlichen Jahren auch von aller übrigen menschlichen Gesellschaft abzuseondern; denn wenige Tage nach unserer Abfahrt entstand ein entsetzlicher Sturm, der die kleinen Schiffe aus einander jagte, und unter andern auch das meinige, worauf ich mich mit neun Kriegskenten befand, in den Abgrund des Meeres zu versenken drohte. Da nun kein Mittel auszufinden war, um dem jämmerlichen Verderben zu entgehen, überließen wir uns gänzlich den Meeresfluthen, und dachten bloß an jenes Leben, da unsere Rettung in dem zeitlichen uns unmöglich zu sein schien. Allein, nachdem wir zwei Tage und Nächte hindurch recht wunderbarer Weise bald in die erstaunlichste Höhe bald in grausenvolle Tiefen verschla-

gen und getrieben worden waren, warfen uns endlich die ergrimnten Wellen auf eine halb überschwemmte Insel, die zwar Sicherheit vor dem Ertrinken verhieß, doch wenig fruchtbare Bäume oder andere Lebensmittel zeigte, womit wir bei einem längeren Aufenthalt unseren Hunger hätten stillen können.

Das gute Glück führte außer uns noch ein anderes von unseren Fahrzeugen, worauf sich acht von unseren Leuten und zwei Indianer befanden, auf diese Insel, und wir freuten uns nicht wenig, als diese zwei Tage später bei uns ankamen, und uns ihre glückliche Rettung erzählten. Wir blieben von nun an beisammen, trockneten unser Pulver, besichtigten unseren geringen Speisevorrath, brachten alles Uebrige in Ordnung, und fiengen hierauf an, die ganze Insel zu durchstreifen, worin wir indeß weder Menschen noch Vieh, wohl aber einige Bäume und Stauden antrafen, welche nur schlechte und wenig nahrhafte Früchte trugen. Daher mußten wir uns meist mit Fischen behelfen, welche die beiden Indianer, die wir bei uns hatten, auf eine weit leichtere und geschwindere Art als wir zu fangen wußten. Als indeß nach etlichen Tagen das Wasser etwas zu fallen begann, sammelten wir eine große Menge der vortrefflichsten Perlenmuscheln, die der Abgrund des Meeres auf die Insel ausgeworfen. Ich selbst habe an diesem Orte vier und

dreißig Stück Perlen von solcher Größe ausgenommen und mit hierher gebracht, dergleichen ich vorher noch nie gesehen oder beschrieben-gehört; doch nach der Zeit habe ich auf andern Inseln noch mehr dergleichen, ja noch weit größere gesammelt, die der künftige Leser dieser Schrift unfehlbar auffinden wird.

Inzwischen — um wieder auf meine Geschichtserzählung zurückzukommen — erblickte einer von unseren Indianern, der ein ungewöhnlich scharfes Gesicht hatte, südwestwärts eine andere Insel. Da wir nun dort einen reichlicheren Speisevorrath anzutreffen hofften, so rüsteten wir unsere kleinen Schiffe so gut als möglich aus, so daß wir binnen drei Tagen diese Insel, wenn gleich mit großer Lebensgefahr, zu erreichen im Stande waren. Wider Vermuthen trafen wir daselbst ein kleines Schiff mit elf unserer Gefährten an, welches dahin verschlagen war. Thränen brachen aus unseren Augen, als sie uns erzählten, daß Balboa nebst den Uebrigen unmöglich noch am Leben sein könne, weil sie insgesamt durch den Sturm auf die gefährlichste und fürchterlichste Meereshöhe getrieben worden, wo weit und breit keine Inseln, wohl aber bei hellem Wetter schreckliche, aus dem Wasser hervorragende Felsen und Klippen zu sehen wären. Im übrigen war diese Insel so wenig als unsere vorige mit Menschen besetzt, doch ließen sich endlich vierfüßige Thier:

sehen, welche theils den europäischen Füchsen, theils den wilden Katzen gleichen. Wir trugen kein Bedenken, dieselben zu schießen und als Leckerbissen zu verzehren, wobei wir eine gewisse Wurzel, die unsere Indianer in ziemlicher Menge fanden, anstatt des Brotes gebrauchten. Außer diesen ließen sich auch etliche Vögel sehen, die wir ebenfalls schossen und mit vielem Appetit verzehrten, während wir das Fleisch der vierfüßigen Thiere dörreten und für den Nothfall aufsparten.

Ich konnte meine Gefährten, ungeachtet sie mich einstimmig für ihr Oberhaupt erklärten, durchaus nicht dazu bewegen, die Rückfahrt nach St. Michael anzutreten, weil sie stets ein Grausen anwandelte, so oft sie an die gefährlichen Klippen und an die stürmende See dachten. Daher fuhren wir immer gerades Weges vor uns hin von einer Insel zur andern, bis uns endlich das Glück zu einer ziemlich großen führte, die mit Menschen besetzt war. Diese eilten ungestüm ans Ufer, und sahen uns, die wir durch die neunzehntägige Fahrt ganz kraftlos und ziemlich ausgehungert waren, mit vieler Verwunderung ans Land steigen. Gleichwohl machten sie durchaus keine zornigen Geberden, sondern hätten uns vielleicht gar als Götter angebetet, wenn unsere zwei Indianer ihnen nicht angedeutet hätten, daß wir arme verirrte Menschen wären, die ihnen Liebe und

Freundschaft erzeigen würden, wosern man uns nur erlaubte, hier auszuruhen und unsere hungrigen Magen mit einigen Früchten zu befriedigen. Obwohl nun die Einwohner unsere Sprache nicht völlig verstanden, sondern das Meiste nur durch Zeichen errathen mußten, so bezeigten sich dieselben doch dermaßen gefällig, daß wir an ihrem natürlichen Wesen nicht das Geringste aussetzen konnten. Sie brachten uns gedörrtes Fleisch und Fische nebst etlichen aus Wurzelmehl gebackenen Broten, wofür wir ihnen die gläsernen und messingenen Knöpfe schenkten, die wir an unseren Kleidern trugen, indem dergleichen schlechte Sachen von ihnen ungemein hochgeschätzt und mit erstaunlicher Freude angenommen wurden. Gegen Abend kam ihr König, welcher Madan genannt wurde, zu uns. Dieser trug einen Schurz von bunten Federn um den Leib, so wie auch eine dergleichen Krone auf dem Haupte, führte in der rechten Hand einen starken Bogen, in der linken aber einen hölzernen, sehr spitzigen Wurfspeer, so wie auch einen Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken. Ich hatte das Glück, ihm ein höchst angenehmes Geschenk zu überreichen, welches in einem ziemlich großen Taschenmesser, einem Feuerstahl und zwei Flintensteinen bestand, und nie habe ich an einem lebenden Wesen eine größere Verwunderung wahrgenommen, als dieser Mensch anfertete, da er den Nutzen und die Kraft dieser

Werkzeuge erfuhr. Ueberdies erhielt er von mir noch ein Handbeil, dessen gute Eigenschaften ihn vollends bewogen, daß er uns Alles, was wir nur andeuteten, verabreichen ließ. Demnach erbauten meine Gefährten nicht weit vom Meeresufer etliche Hütten, worin vier, fünf, bis sechs Personen bequem beisammen ruhen und den reichlich herzugebrachten Speisevorrath verzehren konnten. Von unserem Schießgewehr wußten sich diese Leute nicht den mindesten Begriff zu machen, ungeachtet unsere Indianer ihnen andeuteten, daß diese Werkzeuge Donner, Blitz und Feuer hervorbringen, und sogleich tödtliche Wunden verursachen könnten. Als indeß einige Tage nachher sich eine ziemliche Anzahl mäßig großer Vögel auf einem Baume blicken ließ, von denen der König Madan in aller Schnelligkeit zwei mit einem Pfeile herunterschoss, ergriff ich ihn bei der Hand, und führte ihn bis auf etliche dreißig Schritt gegen einen andern Baum, auf welchem sich diese Vögel abermals niedergelassen hatten, nahm dann meine Flinte, und schoss vermittelst eingeladenen Schrotts auf einmal sechs von diesen Vögeln herunter. Kaum war der Schuß gethan, als der König nebst allen seinen anwesenden Leuten plötzlich zu Boden fiel, und sich fast binnen einer halben Stunde nicht vom Schrecken wieder erholen konnte. Auf unser freundliches und liebevolles Zureden kamen sie zwar endlich wieder zu sich, bezeigten uns

aber nachher immer nur eine mit Furcht gemischte Hochachtung, zumal da wir ihnen bei längerem Umgange zeigten, wie wir unsere Schwerter gegen böse Leute und Feinde zu entblößen und zu gebrauchen pflegten.

Unterdeß fanden wir Gelegenheit, etliche Pfund Goldes, das auf eine kunstreiche Art zu Hals- und Armbändern, Ringen und Anhängeln verarbeitet war, gegen allerlei elende und geringfügige Dinge einzutauschen, auch einen ansehnlichen Vorrath von gedörtem Fleisch, Fischen, Wurzeln und anderen nahrhaften Früchten einzusammeln. Nachdem wir indeß drei der dicksten Bäume umgehauen, und in wenigen Wochen eben so viele Schiffe daraus gezimmert, die weit stärker als die vorigen, auch mit Segeltüchern von geflochtenen Matten und zusammengedrehten Baststricken versehen waren, suchten wir mit guter Gelegenheit von diesen unsern Wohlthätern Abschied zu nehmen, und nach der Furt St. Michael zurückzukehren. Allein, da meine Gefährten von den Einwohnern der Insel vernahmen, daß weiter in die See hinein viel größere bewohnte Inseln anzutreffen wären, worin Gold, Edelsteine und besonders Perlen in großer Menge sich befänden, geriethen sie auf den verwegenen Gedanken, dieselben aufzusuchen. Ich setzte mich zwar, so viel als möglich, dagegen, indem ich ihnen die Gefahr, worin wir uns begäben, hinlänglich vorstellte, allein es half

nichts; ja es trat sogar einer auf, welcher mit der größten Dreistigkeit sagte:

„Don Valaro, bedenket doch, daß Balboa nebst unsern übrigen Kameraden im Meere begraben worden ist, und daß wir uns auf unsere geringe Macht so wenig als auf die vormaligen Freundschaftsbündnisse der indianischen Könige verlassen dürfen, die ohne Zweifel das Unglück Balboa's zeitig genug erfahren haben, und demnach uns Elende auch sehr bald abschachten werden. Lasset uns also lieber neue Inseln und Menschen auffuchen, die von der Grausamkeit und dem Geize unserer Landsleute noch nichts wissen, und seid versichert, daß, wosern wir christlich, ja nur menschlich mit ihnen umgehen werden, uns weit mehr Glück und Reichthum zu Theil werden kann, als wir in den bisherigen Landschaften gefunden haben. Kommen wir aber ja im Sturme um, oder werden wir auch ein Schlachtopfer der Feinde, was ist's mehr? Müssen wir ja doch eines gleichen Unglücks auf der Rückfahrt nach St. Michael und in den Ländern der falsch gesinnten Könige gewärtig sein.“

Ich wußte wider diese vernünftige und heldenmüthige Rede nicht das Geringste einzuwenden, weshalb ich diesmal meinen Gefährten nachgab, und Alles zur baldigen Abfahrt veranstalten ließ.

Der Abschied von dem Könige Madan und seinen von
 10

Herzen so redlichen Unterthanen gieng mir ungemein nahe, zumal da dieselben zuseht uns fast mehr Speisevorrath brachten, als wir in unsere kleinen Schiffe aufnehmen konnten. In einer derselben, der vom ersten Tage an beständig um mich gewesen war, sieng bitterlich zu weinen an, und bat, besonders als er hörte, daß ich auf dem Rückwege wieder hier einsprechen wollte, ich möge ihm doch vergönnen, daß er mit uns reisen dürfe, welches ich ihm denn auch sehr gern erlaubte. Er war ein Mensch von etwa vier und zwanzig Jahren, wohl gewachsen und von recht feinem Ansehen, zumal nachdem er etliche Kleidungsstücke von uns angezogen. Sein Name war Chascal, den ich aber nachher, da er den christlichen Glauben annahm und von mir die heilige Taufe empfing, verändert habe.

So fuhren wir denn mit diesem neuen Wegweiser, der aber wenig oder gar nichts von der Schiffahrt verstand, auf und davon, bekamen zwar während etlicher Wochen nichts als Himmel und Wasser zu sehen, hatten aber doch wegen des ungemein stillen Wetters eine sehr ruhige Fahrt. Endlich gelangten wir an etliche kleine Inseln, die zwar schlecht bevölkert, auch nicht eben sehr fruchtbar waren, doch hatten wir die Freude, unsere kleinen Schiffe daselbst aufs neue auszubessern, und mit frischen Lebensmitteln anzufüllen, bis wir endlich etliche, nahe an einander gelegene Inseln erreich-

ten und das Herz faßten, auf einer der größten zu landen.

Hier schienen die Einwohner nicht von so guter Art als die vorigen zu sein; allein unsere drei indianischen Gefährten leisteten uns bei ihnen sehr gute Dienste, so daß wir in wenigen Tagen mit ihnen allen recht erwünschten Umgang pflegen konnten. Wir erfuhren, daß diese Leute vor einigen Jahren große Mühe gehabt, sich einer Art von Menschen, die ebenfalls bekleidet gewesen, zu erwehren, indem ihnen dieselben alle Lebensmittel, Gold, Perlen und Edelsteine mit Gewalt abnehmen und hinwegführen wollen. Da wir ihnen indeß alle Freundlichkeit und Höflichkeit bezeigten, so begegneten sie uns mit gleicher Freundlichkeit, und wir hatten sogar Gelegenheit, auf dieser Insel erstaunliche Schätze und Kostbarkeiten einzusammeln, zumal da wir auch noch die umliegenden besuchten, und auf diese Weise fast mehr zusammen brachten, als unsere Schiffe zu tragen im Stande waren. Meine Leute nahmen sich demnach vor, ein großes Schiff zu bauen, in welchem wir sämmtlich bei einander bleiben und unsere Güter desto besser fortbringen könnten. Ich selbst sah dies für sehr gut an, zumal da wir nicht nur alle Materialien dazu bei der Hand hatten, sondern uns auch auf die Beihilfe der Einwohner verlassen konnten. Daher legten wir alle Hand ans Werk, welches in weit kürzerer Zeit, als ich selbst geglaubt, zu Stande ge-

bracht wurde. Die Einwohner der Insel fuhren zwar selber auch in einer Art von Schiffen, die mit Segeln und Rudern versehen waren, dennoch verwunderten sie sich ungemein beim Anblick der unsrigen. Wir schenkten ihnen zwei von unseren mitgebrachten Schiffen, nahmen aber das dritte anstatt eines Bootes mit uns, wie wir denn auch zwei kleine Rachen verfertigten, um dieselben auf der Reise zu gebrauchen.

Nachdem wir uns also mit allem Nöthigen wohl versehen hatten, segelten wir endlich von dannen, und kamen nach einer langweiligen und beschwerlichen Fahrt an ein festes Land, wo wir aussteigen und uns abermals mit frischem Wasser und anderen Bedürfnissen versorgen wollten. Indes wir wurden sehr übel empfangen, indem uns gleich am andern Tage mehr als dreihundert Wilde unversehens überfielen, gleich anfangs drei der Unsrigen mit Pfeilen erschossen, und noch fünf andere gefährlich verwundeten. Obwohl nun auch von den Feinden mehr als zwanzig auf dem Plage blieben, so sahen wir uns doch genöthigt, aufs eiligste nach unserem Schiffe zurückzukehren, auf welchem wir etliche Meilen an der Küste hinunter fuhren, und endlich abermals auf einer kleinen Insel anlandeten, die zwar nicht mit Menschen, aber doch mit vielerlei Arten von Thieren besetzt war, und außerdem einen ansehnlichen Vorrath nutzbarer Früchte,

Wurzeln und Kräuter zeigte. Hier hatten wir gute Gelegenheit auszuruhen, bis unsere Verwundeten ziemlich geheilt waren. Dann fuhren wir immer südwärts von einer Insel zur andern, sahen die Küsten des festen Landes zur linken Hand stets mit sehnennden Augen an, wollten es aber doch nicht wagen, daselbst anzulanden, weil an dem Leben jedes Einzelnen von uns zu viel gelegen war. Endlich, nachdem wir viele hundert Meilen an der Landseite hinunter gefegelt, ließ sich die äußerste Spitze desselben sehen, um welche wir herum fuhren, und neben der kalten und unangenehmen Witterung viel Ungemach auszustehen hatten. Es war leicht zu muthmaßen, daß hier ein wirkliches Ende des festen Landes der neuen Welt gefunden sei; deshalb rechneten wir darauf, im Fall uns das Glück bei der Hinauffahrt an der andern Seite nicht ungünstiger als bisher sein würde, entweder den rechten Weg nach Darien oder wohl gar nach Europa zu finden, oder wenigstens unterwegs Portugiesen anzutreffen, zu welchen wir uns gesellen und ihres Glücks theilhaftig werden könnten; denn die Vernunft lehrte uns, daß die von den Portugiesen entdeckten Landschaften unsehlbar auf dieser Seite liegen müßten.

Unterdeß war die höchste Noth vorhanden, unser Schiff aufs neue auszubessern, und frische Lebensmittel anzuschaffen. Daher wurde eine Landung gewagt, welche nach über-

standener großer Gefahr uns ein gutes Glück verhieß, wefern wir nicht Ursache gehabt hätten, uns vor feindseligen Menschen und wilden Thieren zu fürchten. Indesß die Allmacht des Höchsten war uns damals ganz besonders gnädig, indem sie uns zu solchen Menschen führte, die ungeachtet ihrer angeborenen Wildheit solche Hochachtung für uns hegten, und uns so freundlich aufnahmen, daß wir uns nicht genug darüber wundern konnten, und binnen wenigen Tagen alles Mißtrauen gegen dieselben fahren ließen. Da wir bereits einen fast unschätzbaren Schatz an lauterem Golde, Perlen und Edelsteinen besaßen, so war uns allen wenig um Reichthümer zu thun, und wir bemühten uns daher nur um solche Dinge, die uns bei der bevorstehenden langweiligen Reise von Nutzen sein konnten. Die uns begleitenden drei treuen Indianer machten sich ein Vergnügen daraus, einige seltsame Seethiere listiger Weise zu fangen, deren Fleisch, Fett und Haut vorzüglich nutzbar waren, indem wir aus der letzteren unter andern schönes Riemenzeug, wie auch lederne Koller, Schuhe, Mützen, und allerlei andere Sachen verfertigen konnten.

Sobald wir nun mit Ausbesserung und Versorgung des Schiffes fertig waren, und jeden Raum in demselben mit nützlichen Sachen angefüllt hatten, traten wir die Fahrt längs der anderen Landseite an, merkten aber gleich anfangs,

daß Wind und Meer uns hier nicht so günstig als auf der andern Seite waren. Zwei Wochen lang gieng es noch ziemlich erträglich, allein nachher erhob sich ein heftiger Sturm, der über neun Tage währte, und bei uns allen die größte Verwunderung erregte, daß wir ihm endlich doch noch entkamen, ungeachtet unser Schiff sehr beschädigt an eine sehr elende Küste getrieben war, wo auf viele Meilen umher, außer etlichen unfruchtbaren Bäumen, auch nicht das mindeste Nuzbare zu finden war.

Etliche von meinen Gefährten streiften dessen ungeachtet überall herum, und kamen eines Abends höchst erfreut zurück, weil sie, ihrer Versicherung nach, ein vortreflich ausgerüstetes europäisches Schiff in einer kleinen Bucht liegend, doch keinen einzigen lebenden Menschen darin getroffen hätten. Ich ließ mich bereden, unser sehr beschädigtes Schiff dahin zu führen, und fand zu meiner Verwunderung alles bestätigt. Wir stiegen in das gesunde Schiff, und entdeckten darin einen ansehnlichen Vorrath von Wein, Zwieback, geräuchertem Fleisch und andern Lebensmitteln, ohne das, was in den andern Ballen und Fässern verwahrt war, die zur Zeit noch Niemand öffnen durfte. Tiefers ins Land hinein wollte sich keiner wagen, da man von den höchsten Felsenspitzen weit und breit nichts als Wüsteneien erblickte. Daher wurde beschlossen, unser Schiff so gut als möglich

auszubessern, damit, wenn die Europäer zurück kämen, und uns etwa nicht in das ihrige aufnehmen wollten oder könnten, wir dennoch in ihrer Gesellschaft weiter mitsegeln möchten.

Allein, nachdem wir mit allem fertig waren, und einen ganzen Monat lang auf die Rückkunft der Europäer vergeblich gewartet hatten, schlossen meine Gefährten, daß jene sich offenbar zu tief ins Land hinein gewagt, und nach und nach ihren Tod gefunden haben möchten, weshalb sie es fürs beste hielten, wenn wir uns das köstliche Schiff nebst der ganzen Ladung zueigneten und auf demselben davonführen. Ich widersetzte mich aufs äußerste diesem räuberischen Verfahren, konnte aber nichts ausrichten, da alle eines Sinnes waren und alle unsere Sachen in größter Eile in das große Schiff trugen. Wollte ich also nicht allein an einem wüsten Orte zurückbleiben, so mußte ich mir gefallen lassen, das gestohlene Schiff zu besteigen und mit ihnen von dannen zu segeln, und konnte kaum so viel von ihnen erlangen, daß sie unser bisheriges Fahrzeug nicht versenkten, sondern dasselbe an der Stelle desselben stehen ließen.

Kaum hatten wir die hohe See erreicht, als sich die Meinigen ihres Diebstahls wegen außer aller Gefahr zu sein dünkten. Alles, was sich auf dem Schiffe befand, wurde nun eröffnet, besichtigt, und ein großer Schatz an Golde

nebst andern Kostbarkeiten gefunden. Allein wir erfuhren leider gar bald, daß der Himmel keinen Gefallen an dergleichen Bosheit habe, sondern dieselbe ernstlich zu bestrafen gesinnt sei. Denn bald darauf erhob sich ein abermaliger entsetzlicher Sturm, dergleichen wohl nicht leicht ein anderer Seefahrer ausgestanden haben mag, und wir wurden von unserem Wege ganz seitwärts immer nach Süden zu getrieben, was wir aus unserem Kompass, so oft es nur ein wenig still wurde, deutlich erschen konnten. Uebrigens half hier weder Arbeit noch Mühe, sondern wir mußten uns gefallen lassen, dem aufgesperrten Rachen der gräßlichen und tödtlichen Fluthen entgegen zu eilen. Viele wünschten durch einen plötzlichen Untergang ihre Marter los zu werden, da sie weder Tag noch Nacht ruhen konnten, und ihre letzte Stunde in beständiger Unruhe und unter dem schrecklichsten Hin- und Herschweben erwarten mußten. Dieser erste Anfall des Sturms währte sechzehn Tage hinter einander, ehe wir nur zwei bis drei Stunden lang ein wenig verschnauben und das Sonnenlicht auf einige Minuten betrachten konnten; bald darauf aber meldete sich ein neuer, der nicht weniger grimmig, ja fast noch heftiger als der vorige war. Mast und Segel wurden ein Opfer der erzürnten Wellen, wobei zugleich zwei von meinen Gefährten über Bord geworfen und nicht erhalten werden konnten, wie denn auch

drei gequetschte und zwei andere kranke am folgenden Tage ihren Geist aufgaben. Endlich wurde es zwar wieder still und ruhig auf der See, allein wir bekamen während etlicher Wochen weder Land noch Sand zu sehen, so daß unser süßes Wasser nebst dem Mundvorrathe, den das eingedrungene Seewasser ohnehin schon über die Hälfte verdorben hätte, völlig zu Ende gieng, und wir uns des Hungers wegen genöthigt sahen, die widernatürlichsten Speisen aufzusuchen, und das bitter-salzige Seewasser zu trinken. Unter diesen Umständen raffte der Hunger nebst einer schmerzhaften Seuche in wenigen Tagen einen nach dem andern hinweg, so lange, bis außer mir nur noch die drei Indianer und fünf spanische Kriegerleute ziemlich gesund und am Leben waren. Unterdeß erhob sich der dritte Sturm, den wir neun Personen als eine Endigung unserer Qual recht mit Freuden anbrechen hörten. Ich kann nicht sagen, ob er so heftig als die vorigen beiden Stürme gewesen, weil ich auf nichts weiter dachte, als wie ich mich nebst meinen Gefährten zu einem seligen Sterben anschicken könnte. Doch eben dieser Sturm sollte ein Mittel unserer damaligen Lebensrettung und unserer künftigen herzlichsten Ruhe sein; denn ehe wir uns dessen versahen, wurde unser jämmerlich zugerichtetes Schiff auf eine von den Sandbänken geworfen, die nicht weit von dieser mit Felsen umgebenen Insel zu sehen

sind. Wir ließen bei der bald darauf erfolgten Windstille unseren Nachen in See, das Schiff aber auf der Sandbank in Ruhe liegen, und fuhren mit größter Lebensgefahr durch die Mündung des westlichen Flusses, die damals noch nicht durch die herabgestürzten Felsenstücke verschüttet war, in diese schöne Insel herein, die jeder vernünftige Mensch, so lange er hier in Gesellschaft anderer Menschen lebt, und nicht mit anderen Vorurtheilen behaftet ist, unstreitig für ein irdisches Paradies erkennen wird.

Keiner von uns allen dachte daran, ob wir hier Menschenfresser, wilde Thiere, oder andere feindselige Dinge antreffen würden, sondern sobald wir den Erdboden betreten, das süße Wasser gekostet, und einige Fruchtbäume erblickt hatten, fielen sowohl die drei Indianer als wir sechs Christen auf die Kniee nieder, und dankten dem höchsten Wesen, daß wir durch dessen Gnade so wunderbarer, ja fast übernatürlicher Weise erhalten worden. Es war etwa zwei Stunden über Mittagzeit, als wir trostlos gewesenen Menschen ans Land kamen, und wir hatten folglich noch Zeit genug, um unsere hungrigen Mägen mit wohlgeschmeckenden Früchten zu sättigen und aus den klaren Wasserbächen zu trinken. Hierauf wurden alle ferneren Sorgen für diesmal bei Seite gesetzt, und jeder legte sich mit seinem Gewehr am Ufer des Flusses zur Ruhe, bis auf meinen treuen Chascal, welcher

von freien Stücken das Schildwachtstüchen übernahm, um uns andere bei etwa bevorstehenden Unfällen zu warnen. Nachdem ich etliche Stunden und zwar bis in die späte Nacht hinein geschlafen, lösete ich den ehrlichen Chascal ab, und übernahm selber die Wache bis zu Aufgang der Sonne. Sodann begann ich nebst vier der stärksten Leute einen Theil der Insel zu durchstreifen; allein wir fanden nicht die geringste Spur von lebendigen Menschen oder reißender Thieren, dafür aber eine große Menge Wildpret, Ziegen, auch Affen von verschiedenen Farben. Dieses alles nebst den im Ueberfluß vorhandenen herrlichen Kräutern und Wurzeln gaben uns hinlängliche Zuversicht, daß wir hier wenigstens nicht Hungers sterben würden. Wir giengen daher wieder zurück, um unseren Gefährten diese fröhliche Botschaft zu hinterbringen, die aber nicht eher als gegen Abend anzutreffen waren, indem sie die nördliche Seite der Insel ausgekundschafft hatten, und das bestätigten, was wir ihnen zu sagen wußten. Demnach erlegten wir noch denselben Abend ein Stück Wild nebst einer Ziege, machten Feuer an, und brieten das schöne Fleisch, während die drei Indianer die besten Wurzeln ausgruben, und dieselben anstatt des Brotes zurichteten und rösteten, welches beides wir sodann mit vielem Vergnügen verzehrten. In den folgenden Tagen bemüheten wir uns, die Sachen aus dem gestrandeten Schiffe

herüber auf die Insel zu schaffen, welches nach und nach, obwohl nicht ohne große Beschwerde, gelang, indem wir an unser kleines Boot der Länge lang etliche Floßhölzer fügten, welche am Vordertheil etwas spizig zusammenliefen, hinten und vorn aber mit etlichen darauf befestigten Querbalken versehen waren, so daß wir nicht nur wegen des Umschlagens keine Sorge tragen, sondern auch ohne Gefahr eine mehr als vierfache Last darauf legen konnten.

Binnen Monatsfrist hatten wir alle unsere Güter, so wie auch das aus einander genommene, unbrauchbare Schiff auf die Insel gebracht. Nun siengen wir an, Hütten zu bauen, und unsere Haushaltung ordentlich einzurichten, wobei der Mangel an rechtem Brod uns allein unangenehm war; doch die Fürsorge des Himmels hatte auch dafür gesorgt. Es fanden sich nämlich in einer Kiste etliche wohl verwahrte steinerne Flaschen, die mit europäischem Korn, Weizen, Gerste, Reis und Erbsen, auch anderen nützlichen Sämereien angefüllt waren; diese säeten wir zur Hälfte aus, und ich habe nachher diese edeln Früchte von Jahr zu Jahr mit großer Dehutsamkeit fortgepflanzt, so daß sie, wenn Gott will, nicht allein Zeit meines Lebens sich vermehren, sondern auch auf dieser Insel nie ganz ausgehen werden.

Unterdeß machten wir uns die noch unverdorbenen Güter, die wir auf dem geraubten Schiffe mitgebracht,

wohl zu Nuzen. Ich selber bekam einen guten Antheil an Kleidungsstücken, Büchern, Papier und anderen Geräthschaften, that aber sogleich ein Gelübde, den zehnfachen Werth dieser Sachen einer geistlichen Stiftung zu weihen, sobald mich Gott wieder unter Christenleute führen würde. Uebrigens fanden wir daselbst Weinstöcke in ihrem natürlichen Wachsthum, die wir durch Kunst in einen weit besseren Zustand brachten, und uns dadurch ein großes Labfal verschafften; auch lernten wir hier durch Zufall, aus gewissen Räumen ein vortreffliches Getränk zu zapfen, welches alles ich in meinen übrigen Handschriften ausführlicher beschrieben habe. Nach einem leidlichen Winter und angenehmen Frühlinge wurde im Sommer unser Getreide reif, und obwohl wir nur wenig ernteten, und das meiste davon zur Aussaat aufheben mußten, so konnten wir doch schon eine Probe von dem künftig daraus zu backenden Brote machen. Im nächstfolgenden Jahre wurde indeß so viel von uns eingerntet, daß wir zur Aussaat und zum nothdürftigen Lebensunterhalt hinlänglichen Vorrath hatten.

Unterdeß war mein Chascal so weit gekommen, daß er nicht allein sehr gut kastilianisch sprechen, sondern auch von allen christlichen Glaubenslehren ziemlich Rede und Antwort geben konnte. Daher trug ich kein Bedenken, an diesem abgelegenen Orte einen Apostel abzugeben, und denselben

nach Christi Einsetzung zu taufen. Alle meine fünf christlichen Gefährten waren bei dieser heiligen Handlung Taufzeugen, er aber empfing dabei wegen seiner besonderen Treuherzigkeit den Namen Treuherz. Seine beiden Gefährten wurden davon dermaßen gerührt, daß sie von mir ebenfalls im Christenthum unterrichtet zu werden verlangten, welches ich ihnen auch gern gewährte, und sie beide nach Verlauf eines halben Jahres taufte, wo denn der Erstere Peter Gutmann, der andere aber Paul Himmelfreund genannt wurde.

In den folgenden drei bis vier Jahren waren wir bereits so gut eingerichtet, daß wir keine Ursache hatten, über Mangel an nahrhaften Lebensmitteln oder anderen unentbehrlichen Bedürfnissen zu klagen. Ich glaube auch, meine Gefährten würden sich nie aus dieser angenehmen Landschaft hinweg geseht haben, wenn sie nur Aussicht auf Umgang mit anderen Menschen, und vor allen Dingen Weiber gehabt hätten, um sich mit ihnen ehelich zu verbinden. Da aber die Letzteren mangelten, und auch zu dem Ersteren sich keine Gelegenheit zeigen wollte, indem wir schon mehrere Jahre auf vorbeifahrende Schiffe vergebens gewartet hatten, gaben mir meine fünf Landleute ziemlich trotzig zu vernehmen: man solle Anstalt machen, ein neues Schiff zu bauen, um auf demselben wieder eine Fahrt zu anderen Christen zu wagen, da es Gott

unmöglich wohlgefallen könnte, wenn wir dergleichen kostbare Schätze, als wir besäßen, so nachlässiger Weise verbergen und uns ohne Beruf und Trieb selber in den ehelosen Stand verbannen und aller christlichen Sacramente und Gebräuche beraubt leben wollten.

Ungeachtet ich nun gar wohl merkte, daß es ihnen nicht sowohl um die Religion als um die Weiberliebe zu thun sei, so trug ich doch Bedenken, ihrem Vorhaben zu widerstreben, zumal da-sie meinen vernünftigen Vorstellungen durchaus kein Gehör geben wollten. Gleichwohl sagte ich zu ihnen:

„Meine Freunde, bedenket Alles wohl. Wie wollen wir hier ein Schiff bauen, das uns etliche hundert, ja vielleicht mehr als tausend Meilen von hier weg führen und der See Troß bieten kann? Wo ist genugsame Eisenwerk zu Nägeln, Klammern und dergleichen? wo ist Pech, Berg, Tuch, Strickwerk und Anderes mehr nach Nothdurst anzupressen? Ferner: werden wir nicht Gott versuchen, wenn wir auf einem schlecht zugerichteten Schiffe es wagen, eine so ferne Reise anzutreten, und werden wir nicht für Selbstmörder zu achten sein, wenn uns die Gefahr umbringt, in die wir uns begeben? Endlich aber: wer unter uns weiß die Wege dahin, wohin wir gedenken, und wer vermag zu sagen, in welchem Theile der Welt wir uns jetzt befinden, oder wie weit die Reise bis nach Europa ist?“

Diese und ähnliche Fragen, die mir Keiner beantworten konnte, dienten bloß dazu, sie verdrüsslich zu machen, und den von ihnen gefaßten Entschluß zu befestigen. Daher gab ich ihnen in allen Stücken nach, und half den neuen Schiffsbau anfangen, welcher langsam und unglücklich genug von Statten gieng, indem der Indianer Paul von einem umgehauenen Baume plötzlich erschlagen wurde. Dieser war also der Erste, welcher hier von mir begraben wurde.

Im dritten Sommer nach angefangener Arbeit war endlich das Schiff so weit fertig, daß wir dasselbe zwischen den Felsen in den Fluß, wo es tief genug war, einlassen konnten. Weil indeß zwei von meinen Landsleuten gefährlich krank wurden, ward die übrige wenige Arbeit nebst der Einladung der Güter bis zu ihrer völligen Genesung verspart. Meine Gefährten bezeigten die größte Freude über die ihrer Meinung nach wohlgerathene Arbeit; allein ich hatte an dem elenden Werk nur zu viel auszusehen, und trug nebst meinem treuen Christian Bedenken, und darauf zu wagen, weil ich bei einer so langwierigen Reise den Tod zu finden, sicher rechnen mußte. Da indeß nicht bloß große Verdrüsslichkeit, sondern vielleicht gar Lebensgefahr zu befürchten war, wenn meine Gefährten dergleichen Gedanken merkten, so behielt ich sie bei mir, und nahm mir vor, auf andere Mittel zu denken, wodurch diese unvernünftige Fahrt rückgängig gemacht

werden könnte. Allein das unerforschliche Verhängniß überhob mich dieser Mühe.

Wenige Tage nachher erhob sich nämlich ein grausamer Sturm zur See, dem wir von den hohen Felsenspitzen mit Erstaunen zusahen, bis ein ungewöhnlich heftiger Regen uns in unsere Hütten trieb. Als indeß bei hereinbrechender Nacht jeder im Begriff war, sich zur Ruhe zu begeben, wurde die ganze Insel von einem heftigen Erdbeben gewaltig erschüttert, worauf ein dumpfes Geprassel folgte, welches binnen einer oder zwei Stunden noch fünf bis sechs Mal zu hören war. Meine Gefährten, ja sogar auch die zwei Kranken kamen gleich bei der ersten Erschütterung eiligst in meine Hütte gelaufen, als ob sie bei mir Schutz suchen wollten, und meinten nicht anders, als das Ende der Welt müsse vor der Thür sein. Da aber gegen Morgen Alles wieder still geworden war, und der Sonne lieblicher Glanz zum Vorschein kam, verschwand zwar die Furcht für diesmal, allein unser Schrecken war um so größer, als wir die einzige Einfahrt in unsere Insel, nämlich den Auslauf des westlichen Flusses, durch die von beiden Seiten herabgeschossenen Felsen gänzlich verschüttet sahen, so daß das ganze westliche Thal von dem gehemmten Strome unter Wasser gesetzt war.

Dies Erdbeben erfolgte am 18. Januar des Jahres 1523 bei eintretender Nacht, und ich glaube nicht mit Un-

recht es ein wirkliches Erdbeben nennen zu können, da ich es selbst empfunden, auch nachher viele Felsenrisse und herabgerollte Steinklumpen bemerkt, die vor der Zeit nicht dagesewen. Der westliche Fluß fand zwar nach wenigen Wochen seinen bequemen Ablauf unter den Felsentrümmern hindurch, nachdem er vielleicht die lockere Erde und den Sand' ausgewaschen und fortgetrieben hatte, wodurch das westliche Thal wieder von der Wasserfluth befreit wurde; jedoch die Hoffnung unserer baldigen Abfahrt war auf einmal vernichtet, indem das neu erbaute Schiff unter den ungeheuren Felsenstücken begraben lag.

Gott pflegt in der Natur dergleichen Wunder und Schrecknisse selten umsonst zu zeigen. Dies erkannte ich nur zu wohl, wollte solches auch meinen Gefährten in täglichen Gesprächen beibringen, und sie bereden, daß wir insgesamt als heilige Einsiedler unser Leben in dieser angenehmen und fruchtbaren Gegend wenigstens so lange zubringen wollten, bis uns Gott von ungefähr ein Schiff und Christen zuschickte, die uns von dannen führten. Allein ich predigte tauben Ohren. Denn kurze Zeit nachher, da ihnen abermals die Lust ankam, ein neues Schiff zu bauen, was doch bei dem Mangel so vieler Materialien unmöglich war, machten sie zuerst den Anschlag, in der Mitte der Insel den nördlichen Fluß abzustechen, und denselben durch einen Kanal in die kleine See

zu führen, deren Ausfluß sich gegen Osten zu ins Meer ergießt.

Dieser Anschlag war mir eben nicht mißfällig, weil ich dem äußeren Anschein nach glaubte, daß durch das nördliche natürliche Felsengewölbe, nach Ableitung des Wasserflusses, unfehlbar ein bequemer Ausgang nach der See hin zu finden sein möchte. Daher legte ich selber mit Hand ans Werk, welches endlich nach vielem Schweiße im Sommer des Jahres 1525 zu Stande gebracht wurde. Wir fanden einen nach Nothdurft erhöhten und weiten Gang, mußten aber den Fußboden wegen vieler tiefer Klüfte und steiler Abfälle sehr mühsam mit Sand und Steinen bequem ausfüllen und zurechten, bis wir endlich höchst erfreut das Langesicht und die offenbare See außerhalb der Insel erblicken konnten.

Nach diesem glücklichen Erfolge sollten aufs eiligste Anstalten zum abermaligen Schiffsbau gemacht, und die zugerichteten Bäume durch den neu erfundenen Weg an den auswändigen Fuß des Felsens hinuntergeschafft werden; allein ehe noch ein einziger Baum dazu behauen war, legten sich die zwei schwächsten meiner Landleute nieder und starben, weil sie ohnehin ungesund waren, und sich noch dazu bisher bei der freiwilligen Arbeit allzu heftig angegriffen haben mochten. So unterblieb denn der neue Schiffsbau, zumal

da ich und die mir getreuen Indianer nicht mit Hand anlegen wollten.

Während ich nun dies tollkühne Werk zu hintertreiben suchte und mich dabei auf mein gutes Gewissen verließ, so konnte ich doch einem andern abscheulichen Uebel nicht vorbeugen, worüber ich in die größte Bestürzung gerieth; und was jedem Christen einen heftigen Schauer erwecken wird.

Es meldete mir nämlich mein treuer Christian, daß meine drei noch übrigen Landleute seit etlichen Monaten drei Affinnen an sich gewöhnt hätten, mit denen sie bei Tage und bei Nacht die schändlichste Unzucht trieben. Ich ließ mich keine Mühe verdriessen, um dieser entsetzlichen Sache gewiß zu werden, und war auch endlich so glücklich oder vielmehr so unglücklich, ein lebendiger Augenzeuge davon zu werden. Des folgenden Tages nahm ich die Sünder ernstlich vor, und hielt ihnen eine nachdrückliche Strafpredigt. Zwei von ihnen schienen ziemlich gerührt zu sein; als aber der dritte, ein junger und kecker Mensch, ihnen zusprach und sich vernehmen ließ, daß ich bei den jetzigen Umständen mich um ihren Lebenswandel gar nicht zu bekümmern, vielweniger ihnen etwas zu befehlen hätte, giengen sie alle drei höchst verdrüsslich von mir.

Mittlerweile, als ich diese Strafpredigt gehalten, hatten die zwei frommen Indianer, Christian und Peter, auf

meinen Befehl die drei Affinnen erwürgt. Als nun jene viehischen Menschen dies sahen, schienen sie ganz rasend zu werden, und hätten auch meine Indianer unfehlbar erschossen; allein zu allem Glücke hatten sie zwar Gewehr, doch weder Pulver noch Blei, weil der geringe Rest desselben in meiner Hütte verwahrt lag. In der ersten Hitze machten sie zwar grimmige Geberden, als wollten sie mit mir und den Meinigen Krieg anfangen, da ich indeß meinen Leuten geladene Gewehre und Schwerter gab, zogen die schändlichen Vuben zurück. Ich rief ihnen nun zu: sie sollten jetzt auf Treu und Glauben herzu kommen, und sich die Geräthschaften abholen, die ich ihnen aus Warmherzigkeit schenkte, nachher aber sich nie mehr gelüsten lassen, über den Nordfluß in unser Revier zu kommen, widrigenfalls wir sie wie Hunde niederschießen würden, weil geschrieben stehe: Du sollst den Bösen von dir thun.

Hierauf kamen sie alle drei, und holten, ohne ein Wort zu sprechen, die Geschirre und andere nöthige Sachen ab, die ich ihnen durch die Indianer hinstellen ließ, und verschwanden damit nach dem östlichen Theile der Insel hin, so daß wir binnen einigen Wochen nicht das Geringste von ihnen zu sehen bekamen. Gleichwohl war ich mit den Meinigen fleißig auf der Hut, damit sie uns nicht etwa bei nächstlicher Weile überfallen und erschlagen möchten. Allein hiemit hatte es keine

Noth, denn ihr böses Gewissen und ihre Zaghaftigkeit mochte sie zurückhalten. Jedoch die Rache folgte ihnen auf dem Fuße nach; denn die Bösewichter mußten bald darauf sich einander selbst aufreiben und sich den Lohn ihrer Bosheit geben, weil sich Niemand zum weltlichen Richter über sie aufwerfen wollte.

Eines Tages in aller Frühe, da ich den dritten Theil der Nachtwache hielt, hörte ich etliche Male nach einander meinen Namen Don Valaro von fern laut ausrufen. Ich nahm mein Gewehr, gieng vor die Hütte hinaus, und sah auf dem gemachten Damme des Nordflusses einen von den drei Bösewichtern stehen, der mit der rechten Hand ein großes Messer emporhob. Sobald er mich erblickte, kam er eilig herzu gelaufen; da ich ihm indeß mein aufgezoogenes Gewehr entgegen hielt, blieb er etwa zwanzig Schritt vor mir stehen, und tief mit lauter Stimme: „Mein Herr, mit diesem Messer habe ich in vergangener Nacht meine Kameraden ermordet, weil sie mit mir um ein junges Affenweib Streit erhoben. Der Weinbeer- und Palmensaft hatte uns rasend gemacht. Beide sind gestorben, ich aber, der ich noch mehr als sie gesündigt habe, erwarte von Euch einen tödtlichen Schuß, damit meiner Gewissensangst auf einmal los werde.“

Ich erstaunte über diese entsetzliche Mordgeschichte, und hieß ihm das Messer wegwerfen und näher kommen. Allein,

nachdem er mich gefragt: ob ich ihn erschießen wolle? und ich ihm zur Antwort gegeben: daß ich meine Hände nicht mit seinem Blute besudeln, sondern ihn Gottes zeitlichem und ewigem Gerichte überlassen wolle, faßte er das lange Messer in seine beiden Fäuste, und stieß es sich mit solcher Gewalt in die Brust, daß er sofort zu Boden sank und seinen ruchlosen Geist aushauchte. Ich konnte mich hierbei der Thränen nicht enthalten, ungeachtet ich wohl einsah, daß solche Menschen deren nicht werth wären; dann machte ich mit Hilfe meiner Getreuen auf der Stelle ein Loch, und scharrte die Leiche hinein. Hierauf durchstreiften wir die östliche Gegend der Insel, und fanden endlich nach langem Suchen die Hütte, worin die beiden Entlebten beisammen lagen. Das abscheuliche Affenweib saß zwischen beiden, und wollte durchaus nicht von ihnen weichen, weshalb ich das schändliche Thier auf der Stelle erschoss, und es dann in eine Steinluft werfen ließ; die beiden menschlichen Körper aber begrub ich vor der Hütte, zerstörte dann dieselbe, und nahm die brauchbarsten Sachen daraus mit in unsere Haushaltung. Dies geschah zur Weinlesezeit im Jahre 1527.

Von nun an führte ich mit meinen beiden getreuen christlichen Indianern die ordentlichste Lebensweise. Wir beteten täglich etliche Stunden mit einander, die übrige Zeit aber wurde theils mit nöthigen Verrichtungen, theils in ver-

gnügter Ruhe zugebracht. Ich bemerkte, daß meine Gefährten keine Sehnsucht nach menschlichem Umgang fühlten, und da auch ich vor aller menschlichen Würde, Ehre und Lust einen Ekel empfand, so faßte ich den Entschluß, daß, wenn mich ja der Höchste von dieser Insel hinweg und an andere christliche Dörter führen sollte, ich daselbst vermöge meiner Schätze ihm zu Ehren ein Kloster erbauen und darin meine noch übrige Lebenszeit in Gottesfurcht zubringen wolle.

Im Jahre 1538 starb mein redlicher Gefährte, Peter Gutmann, den ich mit Christian herzlich beweinte und außerordentlichste zur Erde bestattete. Er war ungefähr sechzig Jahr alt geworden, und immer ganz gesund gewesen. Ich glaube, daß ihm ein jählinger Trunk, den er nach einer starken Erhigung gethan, den Tod zugezogen hat, doch mag er auch vielleicht sein ihm von Gott bestimmtes Lebensziel völlig erreicht haben.

Nach diesem Todesfalle veränderten wir unsere Wohnung, und bezogen den großen Hügel, der zwischen den beiden Flüssen fast mitten auf der Insel liegt. Da bauten wir eine geräumige Hütte, überzogen dieselbe so dicht mit Laube, daß uns weder Wind noch Regen lästig werden konnte, und führten darin ein so ruhiges Leben, dergleichen sich wohl alle Menschen auf der Welt wünschen möchten.

Nach haben wir nach dieser Zeit sehr viele zerscheiterte

Schiffsstücke, große Ballen und Packfässer auf den Sandbänken vor unserer Insel anlanden sehen, welches alles ich und mein Christian vermittelt eines neu erbauten Flosses von dannen herüber auf unsere Insel holtten, und darin nicht allein noch mehr kostbare Schätze an Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen und allerlei Hausgeräth, sondern auch Kleidungsstücke, Betten und andere gute Sachen fanden, welche unsern Einsiedelerorden von aller Strenge befreiten, indem wir nunmehr uns unser Leben sehr bequem einrichten konnten.

So habe ich denn neunzehn Jahre nach Peters Tode mit meinem Christian in der vergnügtesten Ruhe gelebt, als es dem Himmel endlich gefiel, auch diesen einzigen Freund von meiner Seite, ja von meinem Herzen zu reißen. Im Frühling des Jahres 1557 sieng er nämlich allmählig an, eine ungewöhnliche Mattigkeit in allen Gliedern zu empfinden; dazu gesellte sich auch noch ein starker Schwindel des Hauptes nebst einem Ekel vor Speise und Trank, so daß ihm in wenigen Wochen alle Kräfte vergiengen, bis er endlich am Tage Allerheiligen desselben Jahres früh bei Sonnenaufgang sanft und selig auf das Verdienst Christi verschied, nachdem er seine Seele in Gottes Hände befohlen hatte.

Thränen brechen aus meinen Augen, während ich dieses schreibe, weil der Verlust meines lieben Getreuen mir in meinem ganzen Leben am schmerzlichsten gewesen.

Jetzt, da ich diesen meinen Lebenslauf zum andernmal aufzuzeichnen im Begriff bin, stehe ich in meinem hundert und fünften Jahre, und wünsche nur dies noch:

„Meine Hülle sterbe des Todes der Gerechten, und mein Ende werde wie das meines getreuen Christians.“

Den theuern Körper dieses meines besten Freundes habe ich am Fuße dieses Hügelß gegen Morgen begraben, und sein Grab mit einem großen Steine, worauf ein Kreuz nebst der Jahrzahl seines Ablebens gehauen, bezeichnet. Meine Augen sind nachher binnen mehrerer Wochen nicht trocken von Thränen geworden; doch, nachdem ich mich in festem Vertrauen zu Gott empor gewendet, ward ich getröstet und in den Stand gesetzt, mein Schicksal mit Geduld zu ertragen.

Drei Jahre nach meines lieben Christians Tode, nämlich im Jahre 1560, habe ich angefangen, in den Hügel hinein zu arbeiten und mir für die Winterzeit eine bequeme Wohnung einzurichten. Du, der Du dies liest und meinen Bau betrachtest, wirst genug Ursache haben, dich über die unverdroffene Mühe eines einzelnen Menschen zu verwundern; allein bedenke nur die lange Weile, die ich gehabt habe. Was sollte ich anderes Nützlichs vornehmen? Zu meinem Ackerbau bedurfte ich bloß der Arbeit weniger Tage, und erntete jederzeit hundertfachen Segen. Ich habe zwar immer gehofft, und hoffe es noch, von hier weggeführt zu wer-

den; indeß, mir ist wenig daran gelegen, wenn auch meine Hoffnung, wie bisher, vergeblich bleiben sollte.

Den empfindlichsten Streich haben mir die Affen auf dieser Insel gespielt, indem sie mir mein Tagebuch, in welches ich Alles, was mir vom Jahre 1509 bis zu 1580 Merkwürdiges begegnet war, genau aufgezeichnet hatte, schändlicher Weise entführt und in kleine Stücke zerrissen. Daher habe ich denn bei der zweiten Anfertigung dieser meiner Lebensbeschreibung nicht so genau sein können, als ich wohl gewollt, sondern mich einzig und allein auf mein gutes Gedächtniß verlassen müssen, welches doch vor Alter bereits ziemlich stumpf zu werden beginnt.

Unterdeß sind meine Augen doch noch nicht dunkel geworden; auch dünkt mich, daß ich an Kräften und übriger Leibesbeschaffenheit noch so stark, frisch und ansehnlich bin, als sonst ein gesunder Mann von etwa vierzig bis fünfzig Jahren zu sein pflegt. In der warmen Sommerzeit habe ich gemeiniglich in der grünen Laubhütte auf dem Hügel gewohnt, bei Regen und Winterzeit aber ist mir die ausgehauene Wohnung unter dem Hügel trefflich zu statten gekommen. Hier werden auch diejenigen, die vielleicht wohl lange nach meinem Tode etwa auf die Stelle kommen, ohne große Mühe meine sorgfältig verwahrten Schätze und andere nützliche Sachen finden können, wenn ich ihnen offenbare,

daß in der kleinsten Kammer gegen Osten und dann unter meinem steinernen Sessel das Kostbarste anzutreffen ist.

Ich beklage nochmals, daß mir die leichtfertigen Affen mein schönes Tagebuch zerrissen; denn wofern dieses noch vorhanden wäre, so wollte ich Dir, mein zukünftiger Leser, unsehlbar noch manche andere, eben nicht unangenehme Begebenheiten hier erzählt haben. Für jetzt indeß will ich diese Lebensbeschreibung, die ich nicht ohne Ursache ins Spanische übersetzt habe, beschließen und dieselbe bei Zeiten an den gehörigen Ort legen, wo sie vor dem Verderben lange Zeit verwahrt bleiben wird; denn ich weiß nicht, wie bald mich der Tod überreiten, und alle meine Bemühungen vernichten kann. Der Gott, dem ich meine übrige Lebenszeit zu dienen mich verpflichte, erhöre doch, wenn es sein gnädiger Wille und meiner Seelen Seligkeit nicht schädlich ist, auch in diesem Stück mein Gebet, und lasse mich nicht plötzlich, sondern in dieser meiner Steinhöhle, entweder auf meinem Lager oder auf meinem Sessel, ruhig sterben, damit mein Körper den leichtfertigen Affen und anderen Thieren nicht zum Spiel und Scherz werde. Sollte indeß demselben die einstige Ruhe in der Erde etwa nicht zugebracht sein, — wohlán, so diene diese Höhle mir statt eines Grabes, bis zur frohlichen Auferstehung aller Todten.

